

A photograph of a narrow alleyway in a city. On the right, a building is painted a vibrant red, with dark window frames and pipes. A set of stone stairs leads up the alley, flanked by a metal railing. The left side of the alley is a plain, light-colored wall. The overall atmosphere is gritty and urban.

Bruno
MORCHIO
Bitteres Rot

dtv

Kriminalroman

Bruno Morchio

Bitteres Rot

Kriminalroman

Aus dem Italienischen
von Ingrid Ickler

Deutscher Taschenbuch Verlag

Deutsche Erstausgabe 2010
© Deutscher Taschenbuch
Verlag GmbH & Co. KG,
München

Das Werk ist urheberrechtlich
geschützt. Jede Verwertung ist
nur mit Zustimmung des
Verlags zulässig. Das gilt
insbesondere für
Vervielfältigungen,
Übersetzungen und die
Einspeicherung und

Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Konvertierung Koch, Neff &
Volckmar GmbH,
KN digital – die digitale
Verlagsauslieferung, Stuttgart

eBook ISBN

978-3-423-41111-0 (epub)

ISBN der gedruckten Ausgabe

978-3-423-21204-5

Ausführliche Informationen

über unsere Autoren und
Bücher finden Sie auf unserer
Website

www.dtv.de/ebooks

*Den Männern und Frauen gewidmet,
die auf der richtigen Seite gekämpft
haben.*

Tilde

Sestri Ponente, Januar 1944

Sie seufzte. Zum Strümpfestopfen hatte sie nur wenig Zeit gehabt. Jetzt, wo sie mit dem schweren Fahrrad mühsam den steilen Anstieg nach Sant' Alberto hinaufkeuchte, quälte sie die schlecht geflickte Stelle an der Fußsohle bei jedem Tritt. Bei den alten Schuhen kein Wunder, das kannte sie schon. Wenn sie die Schuhe später auszog, hatte sich bestimmt eine dicke Blase gebildet.

Es war eine bitterkalte Nacht. Beim Ausatmen entstanden weiße Wölkchen, die sich aber rasch in der eisigen Luft verflüchtigten. Finsternis hüllte sie ein, allein die Vorderlampe des Fahrrads malte einen diffusen Lichtschimmer auf den Boden vor ihr. Alles war ruhig. Nur das mahlende Geräusch der Fahrradkette war zu hören, und ab und zu knirschte ein Kieselstein unter den mehrfach geflickten Reifen.

Sestri tief unter ihr lag in völliger Dunkelheit, wie immer bei Fliegeralarm. Doch die feindlichen Flugzeuge würden ihre Ziele trotzdem finden. Und Sestri hatte eine Menge lohnender Ziele: die

Panzerfabrik, die Eisenbahnbrücke ...
Nichts würden die Flugzeuge aussparen,
ihre Bomben würden vom Himmel
niederregnen und dabei auch die Gebäude
der angrenzenden Wohngebiete wie
Kartenhäuser zusammenstürzen lassen.
Hier wohnten vorwiegend Frauen, Alte
und Kinder, die Palazzi der Reichen
blieben meist verschont. Vor weniger als
einem Jahr war eine ihrer Cousinen in
Genua durch eine Fliegerbombe ums
Leben gekommen. Schlafend in ihrer
Wohnung an der Piazza Bandiera, in
unmittelbarer Nähe der Chiesa della
Nunziata. In einem Haus, das es am

nächsten Morgen nicht mehr gab.

Ihre Gedanken wanderten zu Fulvio, genannt *il Signorino*. Vor zwei Tagen war er mit drei ähnlich unerfahrenen Gesinnungsgenossen in Cairo Montenotte erschossen worden. Obwohl die Zeitungen nicht darüber berichtet hatten, hatte sich die Nachricht wie ein Lauffeuer verbreitet, schneller als Druckmaschinen überhaupt arbeiten können. Fulvio kam aus gutem Haus, ein Junge, den sie bereits aus Kindertagen kannte. Ein guter Freund, nicht mehr. Anders als all die anderen, die irgendwann immer mehr wollten. Vielleicht war er zu schüchtern gewesen oder er hatte Angst gehabt. Angst vor

Biscia, dem hochgewachsenen blonden Jungen, mit dem sie seit ihrem fünfzehnten Lebensjahr verlobt war.

Sie wollten heiraten, wenn alles vorbei war. Aber wann würde das sein? Wann würde dieser verdamnte Krieg endlich vorbei sein? Die schnarrende Stimme von Candidus, dem Ansager von Radio London, hatte verkündet, dass die Amerikaner und Engländer auf Rom vorrückten, ohne auf nennenswerten Widerstand zu stoßen. Ob das wirklich stimmte? Der italienische Sender wurde nicht müde, das Gegenteil zu behaupten. Er berichtete von glorreichen Siegen der tapferen italienischen Soldaten, die sich

gemeinsam mit ihren deutschen Verbündeten den Invasoren unerschrocken entgegenstellten, um die Ehre des Vaterlands zu verteidigen.

Ihre Fußsohle brannte wie Feuer. Die mit Pappe besohlenen Schuhe waren bretthart und spröde. Trotz der Kälte schwitzte sie. Eiskalter Schweiß rann ihr den Rücken hinunter, sie zitterte am ganzen Körper. Zum Glück bot der gewendete alte Wintermantel ihrer Mutter etwas Schutz.

Die Nacht war still und klar, kein Windhauch war zu spüren. Deshalb hatte sie sich auch keine Zeitung ins Unterhemd

stecken müssen. Kalt war es trotzdem, wohl um die null Grad. Die feuchte Kälte kroch ihr unter den Rock, hinauf bis zu den Oberschenkeln, wo die zu kurzen kratzigen Wollstrümpfe ein Stück nackte Haut freiließen.

Sie dachte an Biscia, der sie mit seinen Gefährten auf dem Monte Gazzo erwartete. Comandante Grandi hatte keinen Zweifel daran gelassen, dass dem Bombenanschlag auf die faschistische Parteizentrale in Sampierdarena weitere Guerillaaktionen folgen mussten. Nach der Aussperrung durch den Präfekten Basile waren die Arbeiter in die Fabriken zurückgekehrt, aus Furcht, ihre Arbeit zu

verlieren. Jetzt galt es, ihnen das verlorene Vertrauen in den Sieg zurückzugeben. Drei Männer aus der Gruppe sollten aus den Bergen nach Sestri hinuntergehen, um dort Waffen zu verstecken, und sich dann für ihren Einsatz bereithalten. Die Aktion leitete Comandante Buranello von der Kommandoebene, Olindo Grandi war von diesem Plan jedoch wenig überzeugt.

Sie passierte die Friedhofsmauer. In ihrer Umhängetasche waren ein Kanten Schwarzbrot und ein Säckchen getrocknete Bohnen verstaut. Ihr Alibi, falls man sie schnappen sollte.

Sie hatte gerade die Kurve

genommen, als vor ihr die Hölle losbrach. Gleißend helles Licht und barsche Befehle in deutscher Sprache ließen sie abrupt innehalten. Zwei, drei, vier Scheinwerfer durchschnitten die Dunkelheit und trafen sie mit der Wucht einer Maschinengewehrgarbe. Geblendet konnte sie weder die Männer noch ihre Fahrzeuge erkennen. Sie stieg vom Rad. Als ihre Schuhe den Boden berührten, spürte sie wieder den Schmerz unter dem linken Fuß. Sie zitterte am ganzen Körper, das Herz schlug ihr bis zum Hals. Zwei Gestalten traten aus dem Licht, die eine in graugrüner Uniform, die andere in Zivil.

Der blutjunge schwächliche deutsche Soldat beachtete sie kaum. Doch seine Frage kam scharf wie ein Peitschenhieb. »Sprechen Sie deutsch?« Mehr sagte er nicht.

Sie schüttelte den Kopf und der Deutsche wandte sich dem Mann in Zivil zu, der einige Schritte hinter ihm stand. Als er näher kam, erkannte sie ihn. Es war Maestri, ein Beamter der Polizia Politica mit dem Spitznamen *strappaunghie*. Der »Nagelausreißer« war bekannt für seine »todsicheren« Methoden, Partisanen zum Reden zu bringen. Ständig hatte er in der Questura zu tun oder tauchte im Studentenwohnheim auf. Wer ihm

entronnen war, berichtete von seinen Gräueltaten. Viele hatten mit eigenen Augen gesehen, wie er seine Opfer zu Tode gefoltert hatte. Der Deutsche, wohl ein Unteroffizier, behandelte Maestri ohne jeden Respekt, wie einen Untergebenen. Er führte das Wort, Maestri gehorchte ohne Widerrede.

»Was hast du um diese Zeit hier oben zu suchen? Weißt du nicht, dass totale Verdunklung angeordnet ist?« Maestri zeigte dabei auf das Vorderlicht des Fahrrads, das inzwischen erloschen war. Der Soldat fluchte, zog seine Pistole aus dem Halfter und zerschlug mit dem Knauf das Lampenglas. Maestri bemerkte

willfährig: »Jedes noch so schwache Licht kann gefährlich sein. Schon die reichen aus«, fügte er hinzu und deutete auf die weißen Streifen auf dem schwarzen Fahrradrahmen.

Sie erschrak und öffnete langsam die Tasche, um zu zeigen, was sie vorhatte: »Ich bin auf dem Weg zu meiner Tante. Sie ist alt und krank und kann nicht mehr aus dem Haus. Ich wollte ihr das hier bringen.«

Ein Körnchen Wahrheit tat gut, auch wenn es nur dazu diente, eine große Lüge zu vertuschen.

Maestri übersetzte und der Deutsche

murmelte etwas, das sie nicht verstand.

»Wir überprüfen das. Papiere!«, befahl Maestri.

Sie zog das abgegriffene Lederetui aus der Manteltasche und reichte ihm ihren Werksausweis. Inzwischen hatte sie sich an das helle Licht gewöhnt. Jetzt erkannte sie weitere deutsche Soldaten, die Waffen im Anschlag. Sie hörte das Geräusch der laufenden Motoren ihrer Motorräder mit Beiwagen. Im Hintergrund blockierten ein Mannschaftswagen und eine schwarze Limousine die Straße.

»Du arbeitest bei Fossati?«, fragte Maestri, während er ihre Papiere studierte.

»In der Kantine.«

»Wann ist deine Schicht zu Ende?«

»Um drei.«

»Warum bist du dann nicht am

Nachmittag zu deiner Tante gefahren?«

Zu ihrer Angst gesellte sich Wut.

»Wäre ich schon, wenn ich Zeit gehabt hätte, oder?«

»Wer weiß, was du so Wichtiges zu erledigen hattest.«

Maestri musterte sie von oben bis unten. Sein Blick war bedrohlich und anzüglich zugleich. Er steckte den Ausweis ein, dann wandte er sich wieder an den Deutschen. Die beiden sprachen kurz miteinander. »Mitkommen!«, wies

der Polizist sie dann lapidar an.

Der Unteroffizier erteilte knappe Befehle. Ein Soldat entriss ihr das Fahrrad, schob es bis zum Mannschaftswagen und warf es auf die Ladefläche. Tilde wurde zu der schwarzen Limousine gebracht, wo sie sich neben Maestri auf die Rückbank setzen musste. Der junge Deutsche nahm vorne neben dem Fahrer Platz. Der Wagen fuhr an. Plötzlich spürte Tilde, wie sich die Hand des Polizisten zwischen ihre Beine schob und entlang der dicken Wollstrümpfe bis zu ihren nackten Oberschenkeln glitt. Sie kniff die Beine zusammen, Ekel stieg in

ihr auf. Sie dachte an Sandra. Sie war vor einem Monat geschnappt worden, als sie einem Partisanen, der sich in Coronata versteckt hielt, eine Nachricht überbringen wollte. Man hatte sie in die Deutsche Kommandantur gebracht, seither hatte man nichts mehr von ihr gehört. Es hieß, man habe sie nach Deutschland deportiert, aber wer weiß, ob sie überhaupt noch am Leben war. Sie dachte auch an Mariù, genannt *la maîtresse*, die immer wieder verletzten oder verfolgten Partisanen Unterschlupf gewährt hatte. Auch sie war seit einigen Tagen verschwunden. Zwar wagte es keiner laut auszusprechen, aber alle waren überzeugt, dass sie von den

Schwarzen Brigaden umgebracht worden war.

Die Fahrzeugkolonne bewegte sich wie ein Leichenzug den Hügel von Sant' Alberto hinunter, um dann an der Via Merano ins Stadtzentrum von Genua abzubiegen. Vorbei an der Tabakfabrik, der Schiffswerft und dem Bahnhof. Sie wusste, dass sie nicht auf eine plötzliche Befreiungsaktion ihrer Kameraden hoffen konnte. Ein Postkutschenüberfall aus einem amerikanischen Film fiel ihr ein, den sie vor Jahren im Splendor-Kino gesehen hatte. Doch selbst diese tollkühnen Burschen wären heute ohne Chance. Die Deutschen würden sie

abknallen wie die Hasen. Sie passierten Cornigliano und Sampierdarena, düster und menschenleer. Vorbei an geschwärzten Ruinen, Zeugnissen der verheerenden amerikanischen Luftangriffe. Plötzlich stieg Verzweiflung in ihr auf. »Was ist das nur für ein Leben?«, fragte sie sich. »Wenn du nicht auf der Straße von den Faschisten oder den Deutschen abgeknallt wirst, erwischen dich die amerikanischen Fliegerbomben.«

Sie musste an ihren Vater denken, der ihr immer vom Schicksal der Sardinien erzählt hatte. Als Kind hatte er sich ein paar Lire damit verdient, auf den

Fischerbooten zu helfen. Wenn die Sardinen von unten von Thunfischen angegriffen werden, flüchten sie an die Wasseroberfläche und ballen sich zu ihrer Verteidigung zu einer kugelförmigen Masse zusammen. Diese Strategie lockt wiederum die Möwen an, die sie von oben attackieren, und natürlich die Fischer mit ihren Schleppnetzen.

Der Deutsche drehte sich um und warf Maestri einen strengen Blick zu: »Lass das!« Das Schwein ließ von ihr ab und zischte: »Wart's nur ab, du kleine Raubkatze. Wenn ich erst für dich zuständig bin, werde ich dich schon zu zähmen wissen.«

Inzwischen war ihr klar, wohin man sie brachte: in die Militärkommandantur in der Via Pagano Doria. Als sie die taghell erleuchtete Halle des »Grand Hotel« betraten, wunderte sie sich über die Wärme und den Luxus, mit dem sich die neuen Herren umgaben. Wieder dachte sie an Sandra und Mariù. Ihr war, als bohrte sich eine Faust tief in ihren Magen. Obwohl es im Auto warm gewesen war, hatte sie eiskalte Hände, sie zitterte am ganzen Körper. Ob vor Angst oder vor Kälte, wusste sie nicht.

Der Unteroffizier brachte sie in den zweiten Stock. Dort gingen sie einen langen Flur entlang, bis er schließlich vor

einer verschlossenen Tür stehen blieb. Er klopfte, trat ein und schloss die Tür hinter sich. Tilde war mit Maestri allein. Er starrte sie lüstern an und lachte anzüglich: »Du hast Glück, du kleine Hure, der Sergente ist der Adjutant von Hauptmann Hessen. Von der deutschen Wehrmacht. Weißt du, was das heißt?«

Sie schüttelte den Kopf. Der Polizist lachte wieder, dieses Mal noch dreckiger: »Dir bleibt die SS erspart.« Dabei streckte er die Hand aus und fuhr ihr über den Mantel, dort, wo sich ihre Brüste abzeichneten. Sie wich zurück und sagte nur: »Und was wird aus meinem

Fahrrad?«

»Denk jetzt lieber daran, deine Haut zu retten«, entgegnete er und steckte sich eine Zigarette an. Er rauchte Aurora, eigentlich eine Frauenmarke. »Auch eine?«

Wieder schüttelte sie den Kopf. »Wie soll ich ohne Fahrrad meine Tante versorgen?«

»Darum werden sich deine Verbrecher-Freunde schon kümmern. Wenn die Arme sonst niemanden hat, wird sie verhungern, das kannst du mir glauben.«

Die Tür öffnete sich und der Adjutant winkte Tilde hinein. Ein geräumiges Büro,

das vor einigen Monaten noch wohlhabende Gäste beherbergt hatte. Farbenfrohe Orientteppiche dämpften jeden Schritt, die Fenster waren von cremefarbenen Vorhängen verhüllt. Dahinter musste der Hafen liegen. Tilde durfte auf einem samtbezogenen Stuhl Platz nehmen und für einen kurzen Moment vergaß sie den schmerzenden Fuß. Der Polizist setzte sich neben sie, während der Adjutant den Raum verließ und die Tür hinter sich schloss.

Hauptmann Hessen war etwa vierzig Jahre alt. Der Kragen seiner Uniformjacke war geöffnet. Blond, hellhäutig, Dreitagebart. Er wirkte müde und traurig.

Tilde blickte ihn an. Angst machte er ihr keine, denn er erinnerte sie an Biscia. Die beiden hätten Brüder sein können.

Tilde war im Gegensatz zu Biscia ein dunkler, fast maurischer Typ, mit kohlrabenschwarzen Haaren und ebensolchen Augen. Sie waren ein schönes Paar. Wenn sie Hand in Hand die Via Garibaldi hinunterschlenderten, zogen sie die Blicke der Passanten auf sich, teils bewundernd, teils voller Missgunst.

Der Offizier schwieg. Fast zärtlich wanderte sein Blick über ihren Körper. Ganz anders als Maestris Stieren. Die Schönheit der jungen Frau schien ihn noch

trauriger zu stimmen. Sein Schweigen erschien Tilde endlos. Plötzlich war ihre Angst wieder da. Endlich begann der Deutsche zu sprechen.

»Wie alt sind Sie, *Signorina*?«

»Neunzehn.«

Der Polizist unterbrach schroff: »Es heißt: ›Neunzehn, *Signore*‹.«

Hauptmann Hessen brachte ihn mit einer knappen Geste zum Schweigen. Sein Blick ruhte weiter auf Tilde.

»Wie heißen Sie?«

Sie nannte ihren Namen und setzte hinzu: »*Signore*.« Dabei schlich sich ein Lächeln auf ihre Lippen.

Hessen lächelte kaum merklich

zurück. »Was haben Sie um Mitternacht auf dieser Straße zu suchen?«

Sie zeigte auf die Tasche, zog den Kanten Brot und die Bohnen heraus und wiederholte die Geschichte von der kranken alten Tante. Währenddessen dachte sie über das gute Italienisch des Wehrmachtsoffiziers nach. Wo er das wohl gelernt hatte? Wenn der Akzent nicht wäre, niemand würde bemerken, dass er Deutscher war. Einen Dolmetscher brauchten sie jedenfalls nicht. Warum verschwand dieser Arschkriecher von Maestri nicht endlich? *Hau endlich ab und geh weiter Partisanen foltern, du Mörderschwein.*

»Haben Sie keine Angst, dass Ihnen etwas passiert?«

»Angst machen mir nur die Bomben, *Signore*.«

»Wir haben sie erwischt, als sie auf dem Weg zu den Partisanen war, Hauptmann«, schaltete sich Maestri ein, »sie ist einer ihrer Kuriere.«

»Wir behalten sie erst einmal hier und überprüfen die Geschichte mit der Tante. Wenn sie die Wahrheit sagt, lassen wir sie laufen.«

»Aber unsere Quellen ...«

Hessen schnitt ihm das Wort ab: »Ha! Eure ›Quellen‹! Die würden für ein Kilo

Brot ihre eigene Mutter verkaufen.«

Er rief nach seinem Adjutanten, der sofort die Tür aufriss, als hätte er direkt dahinter gestanden, um zu lauschen.

Hessen erteilte auf Deutsch einige knappe Befehle. Dann wandte er sich Tilde zu und bedeutete ihr aufzustehen. Sie gehorchte. Plötzlich spürte sie wieder die schmerzende Stelle unter ihrem Fuß, dort, wo sie das Loch gestopft hatte.

»*Mi dispiace, Signorina*, aber Sie müssen leider hierbleiben. Nennen Sie Sergente Walden bitte Name und Adresse Ihrer Tante. Wenn alles in Ordnung ist, können Sie morgen früh wieder zur Arbeit.«

»Mit meinem Fahrrad?« Bevor sie das Zimmer verließ, drehte sich Tilde noch einmal um.

»Selbstverständlich.«

Während Walden die Tür schloss, schnappte sie Fetzen eines Gesprächs zwischen Hessen und Maestri auf.

»Meine Informantin ist verlässlich. Die Hure lügt doch.«

»Wir werden sehen«, antwortete der Deutsche knapp.

Man sperrte Tilde in ein Zimmer im zweiten Stock. Allein. Sie setzte sich auf die Holzbank, zog als Erstes den linken Schuh und den Strumpf aus und begutachtete die Blase. Sie war münzgroß,

und als sie mit dem Finger darüberfuhr, spürte sie, dass sie prall mit Flüssigkeit gefüllt war. Sie zog Strumpf und Schuh wieder an und blickte auf ihre kleine Armbanduhr, ein Kommunionsgeschenk ihrer Mutter. Die Uhr zeigte noch immer Viertel nach elf. Tilde hatte vergessen, sie aufzuziehen. Sie fröstelte und hüllte sich fester in ihren Mantel. Dann legte sie sich auf die harte Holzbank, die Tasche schob sie unter den Kopf. Sie zitterte am ganzen Körper, und obwohl sie todmüde war, wusste sie, dass sie kein Auge zutun würde. Die Gedanken schwirrten durch ihren Kopf wie wild gewordene

Hummeln. Vom Flur drangen deutsche Wortfetzen und das Knallen von Soldatenstiefeln auf dem Marmorboden ins Zimmer.

Die Stunden krochen unendlich langsam dahin. Als sie endlich den Schlüssel im Schloss hörte, war es draußen noch dunkel. Hauptmann Hessen trat ins Zimmer und schloss die Tür hinter sich. Er war allein. Er wirkte jetzt weniger müde, weniger traurig.

»Es ist alles in Ordnung, *Signorina*.« Sein Lächeln verriet unerwartete Erleichterung. »Meine Leute haben mit Ihrer Tante gesprochen. Sie können gehen.«

Bevor er die Tür wieder öffnete, sah er ihr tief in die Augen und flüsterte:

»Aber keine Ausflüge mehr bei Ausgangssperre. Und vor allem: Hüten Sie sich vor schlechtem Umgang!«

Mehr sagte Hessen nicht. Er begleitete Tilde den langen Flur entlang bis in die Halle, wo er sie einem müde aussehenden Soldaten übergab. Dieser brachte sie nach draußen in die Kälte des frühen Morgen. Das Fahrrad lehnte an der Wand, neben einem Motorrad. Tilde winkte dem Soldaten zu, klappte den Mantelkragen hoch, schwang sich aufs Rad und fuhr los. Richtung Sestri. Bald würde die Sonne aufgehen, und wenn sie

zu Hause wäre, würde ihre Blase
angefangen haben zu bluten.

Jasmine

Seit über fünfzehn Stunden saß ich auf diesem Stuhl, doch an Schlaf war nicht zu denken. Zu hart und zu unbequem. Die verdammte Tür wollte und wollte sich einfach nicht öffnen. Kein Arzt, nicht einmal eine Krankenschwester, niemand kam, um mir zu sagen, wie es stand.

Warum sollte man mich auch informieren? Die Polizisten, klar, die waren in offiziellem Auftrag hier. Sie hatten das Recht, zu fragen, was es Neues gab, ob die Patientin noch lebte, ob noch

Hoffnung bestand. Die Wachposten wechselten alle sechs Stunden. Für sie war die Patientin eine Unbekannte. Sie hatten ihr keinen Unterschlupf gewährt, sie hatten nicht mit ihr geschlafen und dafür bezahlt, sie nicht so geliebt, so wie ich es zu tun glaubte.

Für die Polizisten war sie nur eine Hure von der Elfenbeinküste, die um ein Haar von einem perversen Sadisten zu Tode gequält worden wäre. Er hatte sie von einer Bande von Menschenhändlern gekauft, so wie man eine aufblasbare Gummipuppe im Sexshop erwirbt. Mit dem Unterschied, dass der Preis exorbitant hoch war. Dafür gab es aber

auch den Service, alles zu regeln, wenn das Spielzeug kaputtging. Ganz diskret natürlich, noch dazu ohne Mehrkosten. Sie würden sämtliche Spuren verwischen und den Körper des Opfers entsorgen. Nach einer schwarzen Hure würde sowieso niemand fragen.

Auch nach nunmehr fünfzehn Stunden hatte sich ihr Zustand nicht verändert. Nach der allerersten unverbindlichen Prognose betrugen die Überlebenschancen unter fünfzig Prozent, das Ausmaß der Hirnschädigung war noch nicht abzusehen.

Ich hatte ein nach Plastik schmeckendes Schinken-Käse-Brötchen hinuntergeschlungen, dazu eine Flasche

Mineralwasser getrunken und vier Becher Espresso aus dem Automaten in mich hineingeschüttet, und ich war dreimal auf der Besuchertoilette gewesen.

Der mir direkt gegenüber sitzende Wachposten trug eine blaue Uniform und schwarze Stiefel. Er war in die ›Gazzetta dello Sport‹ vertieft. Hin und wieder ließ er die Zeitung sinken und warf mir einen mitleidigen Blick zu. Die Polizei hatte den Verdacht, dass noch weitere Bandenmitglieder auf freiem Fuß waren. Womöglich könnte Jasmine wertvolle Informationen über deren Identität geben. Aus diesem Grund wurde sie rund um die

Uhr bewacht.

Unter den Festgenommenen befand sich ein gewisser Antonio, ein kleines Licht, der mir weismachen wollte, er sei ihr Zuhälter. Bei der Vernehmung hatte ich ihm unter dem Tisch meine Beretta in die Weichteile gedrückt. Er war kalkweiß geworden, so weiß wie die Wand in diesem verfluchten Korridor dieses verfluchten Krankenhauses, auf die ich seit Stunden starrte. In dieser quälend langen Zeit waren die Ereignisse der letzten Monate wie ein Film an mir vorübergezogen. Angefangen hatte alles im Oktober, in einem Lokal namens »Lap Dance« in Sampierdarena. Ich machte mir

Vorwürfe, sie an diesem Abend da nicht rausgeholt zu haben. Wenn ich sie mitgenommen hätte, wäre ihr diese Tortur erspart geblieben, die panische Angst und die schrecklichen Schmerzen. Und ich würde jetzt nicht hier vor der Intensivstation sitzen.

Ich sah auf die Uhr. Zwei Uhr nachmittags. Das Krankenhaus wirkte wie ausgestorben, kein Laut war zu hören. Durch die Fenster drang die fahle Februarsonne, die Metallrahmen der Besucherstühle reflektierten die Strahlen, die dann wie Lichtgarben auf den fleckigen Fußboden geworfen wurden. Plötzlich tauchte am Ende des Korridors

ein Mann auf. Offensichtlich schon älter, bemühte er sich um eine aufrechte Haltung. Er kam näher. Der Polizist war sofort hellwach, öffnete das Holster, griff nach der Pistole und entsicherte sie. Der kränklich wirkende Mann trug einen dunklen Mantel mit Pelzkragen und hielt einen breitrempigen Filzhut in der Hand. Der Mantel schlotterte an seinem Körper, was ihn noch abgezehrter erscheinen ließ. Obwohl er leicht hinkte, war sein Schritt fest, fast militärisch. Von dem Polizisten nahm er kaum Notiz, sein Blick war starr auf mich gerichtet.

Etwa einen Meter vor uns blieb er

stehen. »*Buongiorno. Signor Pagano?*«

Unverkennbar ein deutscher Akzent.

»Ja«, antwortete ich und fuhr mir mit der Hand über das Gesicht.

»Haben Sie fünf Minuten Zeit für mich?«

»Bitte.« Ich wies auf den Stuhl zu meiner Linken. Auf dem Stuhl rechts von mir lag meine Jacke.

»Könnte ich Sie unter vier Augen sprechen?«

»Nein. Ich bleibe hier.«

»Verstehe«, er nickte, »aber könnten wir uns vielleicht dort hinten hinsetzen?« Er wies auf die Sitzreihe am Anfang des Flurs. Ich seufzte und blickte fragend zu

dem Wachposten hinüber. Er lächelte beruhigend. »Machen Sie sich keine Sorgen. Ich habe noch vier Stunden Dienst und werde das Zimmer nicht aus den Augen lassen.«

»Sie haben Angst«, sagte der Mann, »ich werde es kurz machen. Mein Name ist Kurt Hessen, ich komme aus Köln.« Nervös legte er den Hut auf einen Stuhl, um dann sofort wieder danach zu greifen.

»*Colonia*«, präzisierte er.

Ich nickte ihm aufmunternd zu.

»Ich habe bis zu meiner Pensionierung an der Universität Italienisch gelehrt, daher meine Sprachkenntnisse. Eine Dame sagte mir am Telefon, dass ich Sie hier

finden würde.«

Meine Putzfrau Zainab hatte sich wieder einmal als meine Sekretärin ausgegeben.

»Ich möchte Sie mit Ermittlungen betrauen ...«

»Nicht jetzt. Hinter dieser Tür liegt eine Frau, die mir sehr wichtig ist.«

»Ich verstehe«, er nickte wieder, »aber lassen Sie mich wenigstens mein Anliegen vortragen. Es wird nicht lange dauern, das versichere ich Ihnen.«

Ich warf einen Blick auf die immer noch geschlossene Tür und nickte ihm zu.

»Ich suche meinen Bruder. Ich weiß

weder, wie er heißt, noch, wo er wohnt. Ich habe ihn noch nie gesehen und besitze nicht einmal ein Foto von ihm.«

»Na prima.«

»Ich weiß nur, dass er der Sohn einer Italienerin namens Nicla ist, die seit dreißig Jahren tot ist. Wahrscheinlich lebt er in Sestri Ponente, dem Geburtsort seiner verstorbenen Mutter.«

»Ist Ihr Bruder Deutscher oder Italiener?«

Ein leichtes Lächeln trat auf seine Lippen und er nickte ein drittes Mal.

»Stimmt, dieses wichtige Detail habe ich Ihnen vorenthalten. Nicla war auch meine Mutter. Mein Vater hieß Helmut Hessen.

Im Zweiten Weltkrieg war er Wehrmachtsoffizier in der deutschen Kommandantur in Genua. Er starb am 15. Mai 1944 bei einer Bombenexplosion in einem Kino im Stadtzentrum.«

»Das Odeon in der Via Vernazza.«

»Genau. Ich habe ihn nie

kennengelernt. Ich wurde im Herbst 1944 in Gargano am Gardasee geboren, die Schwester meines Vaters lebte dort mit ihrem Mann. Im November des gleichen Jahres sind sie dann nach Köln gezogen, aber meine Mutter wollte nicht mitkommen und hat mich meiner Tante anvertraut. Meine Tante meinte, Nicla sei im Widerstand gewesen, aber das hat sie

vielleicht nur erfunden, weil sie eifersüchtig war. So wuchs ich bei Onkel und Tante auf. Sie hatten keine eigenen Kinder und es hat mir an nichts gefehlt. Außer an der Wahrheit.«

»Will sagen?«

»Sie haben mich immer in dem Glauben gelassen, meine Mutter wäre während der Geburt gestorben. Sie hätten mich zu sich genommen, als ich wenige Tage alt war. Erst vor zwei Monaten, kurz vor ihrem Tod, hat mir meine Tante die Wahrheit gesagt.«

»Und die wäre?«

»Mein Vater und Nicla hatten eine

Affäre. Nicla wurde schwanger. Damit sie mich an einem sicheren Ort zur Welt bringen konnte, hatte er sich einen Fluchtplan überlegt, den er aber nicht mehr in die Tat umsetzen konnte. Sein Adjutant, ein junger Unteroffizier, brachte meine Mutter schließlich nach Gargano. Dort wurde sie schon von meiner Tante und meinem Onkel erwartet, die eigens nach Italien gekommen waren. Im Herbst kam ich zur Welt.«

»Und was ist mit Ihrem Bruder?«

»Meine Mutter hat nach dem Krieg einen Italiener geheiratet und noch einen zweiten Sohn bekommen. Er ist somit einige Jahre jünger als ich. Ich bitte Sie,

finden Sie ihn für mich.«

»Warum?«

»Ich bin sehr krank und möchte ihn noch kennenlernen, bevor ich sterbe.«

»Woher hatte Ihre Tante all diese Informationen?«

»Ich glaube, von dem ehemaligen Adjutanten meines Vaters. Er lebte in Mannheim und kam uns mindestens einmal im Jahr besuchen. Vor etwa zehn Jahren ist er gestorben. Mit mir hat er nie über diese Sache gesprochen.«

»Ich nehme an, Ihre Verwandten wollten das nicht.«

»Wahrscheinlich.«

»Ihre Mutter hieß Nicla, sagten Sie.

Und weiter?«

»Nichts weiter, mehr weiß ich nicht. Glauben Sie mir, ich habe alle Hebel in Bewegung gesetzt und eigene Nachforschungen angestellt, aber ohne Erfolg.«

Mein Blick kehrte zur Tür der Intensivstation zurück. Ich seufzte tief.

»Das klingt nach einem unmöglichen Unterfangen. Ich kann Ihren Auftrag nur ablehnen.«

»Warum?«

»Wissen Sie überhaupt, was Sie da von mir verlangen? Es gibt eine einzige Informationsquelle: Überlebende von

damals. Der jüngste von ihnen dürfte um die neunzig sein.«

Er schien verärgert. »Sie sind doch ein gebildeter Mann und sollten eigentlich wissen, *Herr Pagano*, dass die Männer im Widerstand sehr jung waren, viele noch unter zwanzig. Und fünfundachtzig ist heute doch kein Alter, wenn man gesund ist.«

Er hatte recht. Auch mein Vater, Jahrgang 1925, war im Widerstand gewesen. Doch er war früh gestorben, der Krieg, die Fabrik und der Tod meiner Mutter hatten ihn aufgerieben. Wahrscheinlich hatte auch ich meinen Teil dazu beigetragen. Wenn man mich nicht

ins Gefängnis gesteckt hätte, wäre Guido Pagano heute vielleicht noch am Leben.

»Es tut mir leid, Professor Hessen, Ihr Auftrag kommt im falschen Moment. Suchen Sie sich einen anderen.« Meine Augen brannten vor Müdigkeit.

»Niemand verlangt von Ihnen, dass Sie sofort mit den Ermittlungen beginnen.« Er blieb hartnäckig.

»Läuft Ihnen nicht die Zeit weg?«
Er reagierte nicht und starrte auf den Filzhut in seinen Händen. Hatte ich ihn provoziert? Es vergingen zähe Minuten, in denen jeder seinen Gedanken nachhing. Ich hoffte, meine harschen Worte hätten Distanz zwischen uns geschaffen, groß

genug, dass er endlich aufgab. Doch plötzlich brach er das Schweigen: »Ich habe keine Familie und bin Alleinerbe eines stattlichen Vermögens: Kapital, Aktien, Immobilien im Wert von insgesamt drei Millionen Euro. Wenn ich meinen Bruder finde, hat er für den Rest seines Lebens ausgesorgt. Und auf Sie wartet ein mehr als großzügiger Scheck.«

»Darf ich Sie etwas fragen?«

»Sie wollen wissen, warum ich gerade zu Ihnen gekommen bin?«

Mir blieb nicht einmal Zeit zu nicken.

»Eine berechtigte Frage, *Signor*

Pagano. Ich habe wenig Erfahrung mit

privaten Ermittlern. Deshalb habe ich mich informiert und herausgefunden, dass die hiesigen Detektive meist ehemalige Polizisten oder Kripobeamte sind. Das würde in den Kreisen, in denen ich meinen Bruder vermute, von Anfang an für Misstrauen sorgen. Bei Ihnen ist das anders, Sie gehören dazu. Sie haben das Vertrauen dieser Leute. Ich bin sicher, dass Sie irgendjemanden kennen, der Kontakt zu meinem Bruder hat.«

»Täusche ich mich oder wissen Sie mehr, als Sie zugeben?«

»Wie darf ich das verstehen?«

»Mein Vater hat bei Fossati in Sestri Ponente gearbeitet. Er war aktiver

Widerstandskämpfer und wurde 1945 bei einer Schießerei mit den Deutschen verletzt. Wussten Sie das?«

»Mit Sicherheit nicht.«

»Meine Mutter ist in Sestri geboren und aufgewachsen. Sie arbeitete in der Tabakfabrik und ihr Vater Baciccia war Arbeiter bei Ceramica Vaccari in Borzoli. Das wussten Sie auch nicht?«

»Nein, dass Sie so stark in Sestri verwurzelt sind, war mir nicht bekannt. Ihren Namen kenne ich aus der Zeitung. Meines Wissens sind Sie eine Ratte aus den Carruggi ...«

»Das stimmt. Ich bin tatsächlich eine Carruggi-Ratte – ich bin in den engen

Gassen der Genueser Altstadt groß geworden. Die Familie meines Vaters lebte seit Generationen in Madre di Dio. Dieses Viertel existiert heute nicht mehr, man hat die Häuser in den Siebzigerjahren abgerissen. Stattdessen wurden dort Wohnsilos hochgezogen, geplant von gewissenlosen Architekten, gebaut von geldgierigen Spekulanten. Dort bin ich geboren, in einem Mehrfamilienhaus in der Via Servi, an das ich mich kaum noch erinnern kann. Aufgewachsen bin ich zwischen der Piazza di Sarzano, der Via di Ravecca und der Via di San Bernardo. Wenn Sie sich eine Vorstellung von der

Gegend machen wollen, sehen Sie sich den Film ›Die Mauern von Malapaga‹ mit Jean Gabin an. Die Fabriken aber lagen außerhalb des Stadtkerns, im Polcevera-Tal und im Westen der Stadt. Dort schlug auch das Herz des Widerstands, genauer gesagt in Sestri. Mehr als fünfzig Jahre lang war Sestri die Arbeiterhochburg Genuas.«

»Sehr gut, das vereinfacht die Sache natürlich.«

»Ganz und gar nicht. Mit meiner Vergangenheit habe ich so meine Schwierigkeiten, und wenn ich schon darin herumwühlen muss, dann bestimmt nicht wegen einem Job.«

»Auch nicht für diese Summe?« Er zog einen Scheck aus der Tasche und hielt ihn mir unter die Nase. Ich erkannte eine Zahl mit vier Nullen. »Natürlich nur ein Vorschuss«, fügte er hinzu.

In diesem Augenblick öffnete sich die Tür. Ohne auf sein Angebot einzugehen, sprang ich auf und stürzte auf den Arzt zu, der im grünen Operationskittel aus der Intensivstation trat. Er war klein und rundlich, sein Gesicht wirkte grau und müde. Der Polizist legte die Zeitung beiseite und stand auf. Die Spannung war jetzt mit Händen zu greifen.

Der Arzt schloss die Tür hinter sich. »Die Operation ist gut verlaufen«, begann

er. Ich wusste nur zu gut, dass dieser Satz nichts zu bedeuten hat. »Wir haben die Patientin in ein künstliches Koma versetzt, um die Heilung zu fördern.«

»Wird sie es schaffen?«, fragte ich ängstlich.

Der Mann sah mich an, als hätte ich ihn gerade um ein Almosen angefleht. »Es besteht keine akute Lebensgefahr, wenn nichts Unvorhergesehenes eintritt. Aber mit Sicherheit können wir das erst nach achtundvierzig Stunden sagen.«

»Keinerlei Prognose?«

Er zog die Augenbrauen hoch und atmete tief durch. »Es wird ein langer

Weg. Wenn ich Ihnen einen Rat geben darf: Gehen Sie nach Hause, widmen Sie sich Ihrem Alltag. Konkretes gibt's frühestens in einer Woche.«

»Besuch?«

Er hob abwehrend die Hände. »In achtundvierzig Stunden, vorher nicht.«

Ich bedankte mich und er verschwand wieder hinter der Tür. Mehr würde ich nicht erfahren.

Als ich mich umdrehte, war der Deutsche gegangen. Ich war erleichtert. Wegen der Worte des Arztes oder weil der Alte verschwunden war? Ich wusste es nicht so genau. Aber eines war mir klar: Ich musste unbedingt schlafen.

Schlafen und vergessen. Die Vorstellung, dass ein geliebter Mensch einfach so sterben kann, ohne sich zu wehren, ohne wieder zu Bewusstsein gekommen zu sein, war auf Dauer unerträglich für mich.

Ich nickte dem Polizisten zu, griff nach meiner Jacke und ging die Treppe hinunter. Als ich die überfüllte Eingangshalle des Hospitals betrat, wusste ich plötzlich nicht mehr, wo ich meine Vespa geparkt hatte. Ich ging nach draußen. Fahles Sonnenlicht blendete meine müden Augen, war aber noch zu schwach, um Wärme zu spenden. Der Alte hatte auf mich gewartet, eine glimmende Zigarette zwischen den Lippen. Den Hut

hatte er aufgesetzt, die Hände in den Manteltaschen vergraben.

Er kam auf mich zu und fragte: »Gute Nachrichten?«

»Für Sie oder für mich?«

Er nahm die Zigarette aus dem Mund und lächelte leise. »Das macht keinen Unterschied, glaube ich. Sitzen wir nicht im selben Boot?«

Ich zog meine Pfeife aus der Jackentasche, stopfte sie bedächtig und zündete sie an. Seit sechzehn Stunden hatte ich nicht mehr geraucht. Der Mann hatte erneut ins Schwarze getroffen. Es bestand keine akute Lebensgefahr und ich musste

warten. Da konnte ich genauso gut etwas tun, um mich von den Gedanken an Jasmine abzulenken.

»Zeigen Sie mir noch mal den Scheck?«

»Den für den Vorschuss?«

»Genau den.«

Er griff in die Innentasche seines Mantels und wie von Zauberhand tauchte der Scheck zwischen seinen Fingern auf. Dieses Mal wedelte er nicht damit in der Luft herum, sondern ließ mich das Papier in aller Ruhe betrachten. Ich hatte mich nicht getäuscht: vierzigtausend Euro. Zu viel für einen Vorschuss.

»Stellen Sie mir einen anderen aus.

Dreitausend reichen.«

Er runzelte die Stirn und beäugte mich voller Misstrauen.

»Das ist mein Tarif, fünfhundert am Tag.«

Seine Hand zitterte leicht, als er sich die Zigarette wieder zwischen die Lippen steckte und ein Scheckheft zückte. Er stellte einen Scheck über dreitausend Euro aus und reichte ihn mir. Ich wollte ihm den anderen zurückgeben, doch er lehnte ab. »Behalten Sie ihn, als Pfand. Sie müssen ihn ja nicht einlösen.«

Dann zog er den Hut, wünschte mir Erfolg bei meinen Recherchen und ging auf ein in der Nähe wartendes Taxi zu.

Biancoamaro

Sestri Ponente, Januar 1944

Etwas gehetzt betrat Tilde die Bar am Pontinetto, der kleinen Brücke an der Via Sestri. Sie war eine Viertelstunde zu spät. Zuvor hatte sie noch die Blase unter ihrem Fuß verarztet, ihrer Mutter eine Spritze gegeben und ihrem Vater das Kochgeschirr gefüllt. Draußen malte die Nachmittagssonne lange Schatten auf den Bürgersteig und kündigte eine weitere Nacht mit Ausgangssperre an.

Die Luft in der Bar war zum Schneiden, der minderwertige Tabak stank nach Pferdestall und brannte schlecht. Auf Lebensmittelkarten gab es gerade einmal dreißig Zigaretten pro Woche, viel zu wenig für einen richtigen Raucher, da musste man sich anders behelfen.

Sie schloss die Tür hinter sich und ging schnurstracks auf einen Tisch zu, die begehrliehen Blicke der Männer am Tresen beachtete sie nicht. Der Mann hatte sie schon erwartet, die ›Il Secolo XIX‹ vor sich ausgebreitet. Tilde setzte sich so, dass sie den Tresen im Rücken hatte. Das Herz klopfte ihr bis zum Hals. Sie hatte einiges zu berichten und fürchtete, man

würde mehr von ihr verlangen, als sie zu geben bereit war.

Wie alt ihr Gegenüber tatsächlich war, ließ sich schlecht sagen, Mitte zwanzig, vielleicht aber auch schon dreißig. Er wirkte jedoch wesentlich älter, was wahrscheinlich an der großen Verantwortung lag, die auf seinen Schultern lastete. Äußerlich wirkte er unerschütterlich, aber wer etwas über seine wahren Gefühle wissen wollte, musste ihm nur in die trüben rauchgrauen Augen blicken. Das bartlose, leicht gelbliche Gesicht war von Narben gezeichnet, wahrscheinlich die Folgen

einer Pubertätsakne. Er war Bäcker bei Gaggero, seit elf Uhr hatte er Feierabend.

»Sie haben mich in der Kurve am Friedhof erwischt. Ich musste über Nacht im Miramare bleiben ...«, begann sie leise.

»Was willst du trinken?«, fiel er ihr ins Wort.

Sein Benehmen gefiel ihr gar nicht. Sie wurde nicht gerne wie ein Kind behandelt, auch nicht von denen, die das Sagen hatten. Er lugte über ihre Schulter hinweg und flüsterte: »Es regnet.« Er sprach Dialekt. Ein Zeichen, dass Polizisten in der Nähe waren und sie nicht reden konnten.

Der Mann zeigte auf einen Artikel in der Zeitung. Ein Messerstich hätte nicht mehr schmerzen können. In nüchternen Worten wurde von einer Schießerei in Cairo Montenotte berichtet, an der Fulvio und drei weitere Partisanen aus Savona beteiligt gewesen waren. Obwohl sie bereits davon gehört hatte, füllten sich ihre Augen mit Tränen. Doch selbst weinen durfte sie nicht, auch das war verdächtig.

»Was trinkst du?« Er blieb hartnäckig.

»Keine Ahnung.«

Er winkte dem Barkeeper und bestellte im Genueser Dialekt zwei

Biancoamaro.

Die Polizisten schienen gegangen zu sein, der Mann wirkte jetzt ganz entspannt.

»Glaubst du, sie sind mir gefolgt?«

Er schüttelte den Kopf. »Ganz ruhig!

Sie waren schon vor mir da, alles reiner Zufall.« Der Wermut wurde serviert, er faltete die Zeitung zusammen und nippte an seinem Glas.

»Du hast also die Nacht im Miramare verbracht.« Er lächelte. »Haben sie dir eine Luxussuite angeboten?«

»Woher willst du wissen, dass sie mich nicht gefoltert haben?«

»Biscia hat mir alles erzählt.«

Tilde nahm ihr Glas und senkte die Augen.

»Nicht alles.«

»Was sonst noch?«

»Ein deutscher Hauptmann hat dafür gesorgt, dass Maestri die Finger von mir lässt.«

»SS?«

»Wehrmacht. Sein Name ist Hessen und der junge Sergente, sein Adjutant, heißt Walter oder Walden.«

Auf die Lippen ihres Gegenübers trat ein anzügliches Lächeln. Sie konnte sich vorstellen, was er jetzt dachte und zuckte zusammen.

»Bist du sicher, dass eine Frau

dahintersteckt?«

»Die Tür war zwar geschlossen, aber ich habe es genau gehört. Maestri sprach von einer Informantin, *auf die man sich verlassen kann.*«

»Das macht Sinn. Erst Sandra, dann Mariù, jetzt du. Es muss eine undichte Stelle geben. Eine Verräterin, die den Faschisten geheime Informationen liefert. Wie sonst hätten sie wissen können, dass du auf dieser einsamen Straße unterwegs bist? Hast du eine Idee, wer es sein könnte?«

»Was meinst du damit?«

»Freundinnen, Nachbarinnen, jemand

aus der Kantine. Wer wusste, dass du auf den Monte Gazzo wolltest?«

Sein Verhör ging ihr auf die Nerven.

»Was soll denn das! Meinst du, ich kann den Mund nicht halten?«

»Wie haben sie es dann erfahren?«

»Vielleicht wegen meiner Tante.«

»Meinst du, es kam ihnen verdächtig vor, dass du alle zwei Tage deine Tante besuchst?«

»Ich nehme es an.«

»Wer weiß das mit deiner Tante?«

»Nachbarinnen, Freundinnen, Kolleginnen, alle.«

Er hatte sein Glas geleert und bestellte einen zweiten Biancoamaro.

Tildes Glas war noch voll. Der Mann kratzte sich am Kopf und blickte sie schief an. »Biscia wundert sich, dass sie dich einfach so haben gehen lassen. Ein Typ wie Strappaunghie ...«

»Vor den Deutschen kriecht er wie ein Wurm!«, fiel sie ihm ins Wort.

Ohne es zu wollen, reagierte sie aggressiv, was dem Mann nicht verborgen blieb. Er sah sie lange an, sagte aber kein Wort. Sein Blick traf sie bis ins Mark. Es gab kein Entkommen. Sie wurde rot.

»Sag mal Olindo, wofür hältst du mich eigentlich?«

Er saß ganz ruhig da und wartete auf seinen zweiten Biancoamaro.

»Sag du es mir.«

»Du glaubst doch wohl nicht ...«

Der Satz blieb unvollendet in der verräucherten Luft der Bar hängen. Olindo hatte verstanden und nahm ihre Hand.

»Dass du uns verraten hast? Sei unbesorgt, das glaubt niemand.«

»Also?«

»Du hast mir nicht geantwortet, Tilde.«

»Ich glaube, der Hauptmann mochte mich.«

»Das glaube ich auch.«

Unterdessen kam Olindos zweiter Biancoamaro. Die beiden Männer

sprachen kurz miteinander, Tildes Anwesenheit wurde einfach ignoriert. Die beiden kannten sich offensichtlich gut. Den Barkeeper schien die schwarzhaarige Frau mit den dunklen Augen neben Olindo nicht zu interessieren. Eine herbe Schönheit, ein bisschen widerborstig. Na und? Ihn ging das alles nichts an. Auch Tilde ignorierte ihn und starrte auf die rötliche Flüssigkeit in ihrem Glas.

Als sie wieder allein am Tisch waren, begann Olindo auf sie einzureden. Beschwörende Worte, die er immer parat hatte, wie den geladenen Revolver in der Manteltasche. »Im Augenblick ist Maestri zu gut geschützt, keine Chance ihn zu

schnappen und zum Reden zu bringen.

Seine Informantin ist gefährlich, sie könnte alles kaputt machen, verstehst du?«

Ihre schlimmsten Ahnungen schienen sich zu bewahrheiten.

»Was soll ich tun?«

»Im Moment gar nichts. Wir werden dafür sorgen, dass sie dich nicht noch mal erwischen.«

»Hat dir Biscia erzählt, was im Auto ...«

Der Mann nickte und lächelte sie wissend an. Dem Verlobten zu beichten, dass Strappaunghie ihr die Hand zwischen die Beine gesteckt hatte, war einfacher als ...

»Geh zur Arbeit und fahr zu deiner Tante, bevor die Ausgangssperre beginnt. Wir suchen uns eine andere Kurierin.«
Dann wechselte er plötzlich das Thema.

»Weißt du eigentlich, dass Biscia wie ein Sohn für mich ist?«

Jetzt war sie es, die schweigend abwartete. Früher oder später würde Olindo die Karten auf den Tisch legen.

»Habt ihr euch schon entschieden, wann ihr heiraten werdet?« Er wandte den Blick ab und fuhr mit dem Zeigefinger über den Rand des Glases.

»Nein, wir warten, bis der Krieg vorbei ist.«

Er nickte zustimmend und trank einen Schluck. Seine schon sprichwörtliche Offenheit schien sich im Biancoamaro aufgelöst zu haben.

»Ich verlange viel von dir, ich weiß.«

»Du hast doch noch gar nichts verlangt, Olindo.«

Ihre trockene Antwort machte ihm Mut und er fuhr fort: »Dieser Hauptmann ist der Einzige, der die Verräterin entlarven kann ...«

»... und ich bin die Einzige, die ihn dazu bewegen kann. Willst du, dass ich es tue?«

Olindo schüttelte den Kopf. Er wirkte verkrampft, als ob er Bauchschmerzen

hätte. »Ich muss das erst mit der Kommandoebene klären. Morgen treffe ich Buranello.«

»Und ich muss mit Biscia reden.«

»Nur wenn du wirklich willst ...

Vergiss nicht, was das für Folgen hat.« Er griff fürsorglich nach ihrer Hand.

»Ich rede mit ihm und entscheide mich dann.«

Sie machte sich los, nippte an ihrem Biancoamaro und erhob sich. Erst draußen auf dem Bürgersteig, inmitten der mit gesenktem Blick an ihr vorüberhastenden Menschen, wurde ihr bewusst, dass sie das Gesicht des Barkeepers schon wieder

vergessen hatte.

Nur einer kann gewinnen

Die Wohnung lag in der Via Ottawa Società in Borzoli. Es war zehn Uhr morgens, als ich mit der Vespa in die sonnenüberflutete Straße einbog, die ihren Namen der Gesellschaft verdankte, die hier Anfang des 20. Jahrhunderts Häuser gebaut hatte. Seit Jahren war ich nicht mehr hier gewesen. Die schmalen Balkone mit den schmiedeeisernen Geländern weckten lange verborgene Erinnerungen. Ich dachte mit Wehmut an meine Kindheit

und sah meine Großmutter vor mir, wie sie mir von einem der Balkone im vierten Stock zuwinkte. Jedes Mal hatte ich die Angst meiner Mutter gespürt, es könnte das letzte Mal sein. Beim Loslaufen sah ich nach oben, meine kleine Hand winkte zurück, die andere ruhte fest in der Hand meiner Mutter. Wir überquerten den Torrente Chiaravagna. Auf dem schwankenden Holzsteg, der regelmäßig vom Hochwasser weggerissen wurde, sahen wir nach unten: ein schmutzig braunes Rinnsal. Danach gingen wir die Treppen zur Via Ramiro Ginocchio hinunter, um mit dem Bus nach Hause zu fahren.

Leider bewahrheitete sich die Befürchtung meiner Mutter allzu schnell, meine Großmutter starb und ließ meinen Großvater Baciccia allein zurück. Er entschied sich, zu uns in die Via dei Servi zu ziehen, um den ganzen Tag für seinen kleinen Enkel da sein zu können. Ein Segen für mich, aber auch für unsere Haushaltskasse. Meine Mutter wickelte wieder Zigarren in der Tabakfabrik, mein Vater arbeitete bei Fossati. Ihr dürftiger Lohn, Baciccias Pension und ein Kredit – jetzt konnten wir uns sogar einen Kühlschrank leisten. Einige Jahre später erfüllten wir uns einen Traum: ein brandneuer Fiat 600. Es waren die frühen

Sechzigerjahre, die Wirtschaft boomte und auch die Familie Pagano wollte ihr Stück vom Wohlstandskuchen abbekommen.

Triebfeder war meine Mutter. Mein Vater war eher zurückhaltend, als überzeugter Kommunist hegte er zeit seines Lebens Misstrauen gegenüber Konsum und Wohlstand. Er hatte die Illusion, Italien könnte eines Tages sozialistisch werden, nie aufgegeben.

Der Mann wohnte im zweiten Stock eines Hauses ganz in der Nähe der Wohnung meiner Großmutter. Er empfing mich voller Argwohn, wie jeder alte Mensch, der plötzlich einem Unbekannten

gegenübersteht, noch dazu einem Hünen von eins fünfundachtzig. Aber die Namen meiner Eltern genügten, um ihn an die schönste Zeit seines Lebens zu erinnern. Zutiefst gerührt bat er mich herein.

Die Wohnung war blitzsauber, alles stand an seinem Platz. Der alte Mann pflegte sie mit Hingabe, fast schon pedantisch. Ordnung schien ihm wichtiger zu sein als alles andere. Ich fragte mich, was ihn antrieb. War es der Wunsch, die Zeit anhalten zu können? Die Angst vor dem Tod? Vielleicht war es aber auch die Furcht, die eigene Identität zu verlieren, wenn die wohlgeordneten Erinnerungen durcheinander und damit die Stützpfeiler

seines Lebens ins Wanken gerieten.

Wir gingen in die lichtdurchflutete Küche, wo er mir einen Platz am schlichten Esstisch anbot. Wie selbstverständlich füllte er Wasser in die Caffettiera Napoletana und setzte sie auf die Gasflamme. Ich sah mich um. Neben dem Fenster hing ein Sparkassenkalender aus dem Jahre 1998. Auf der Anrichte stand das gerahmte Farbfoto einer älteren Frau mit silbrigweißen Haaren, die zu einem Knoten hochgesteckt waren. Ihr Lächeln wirkte überrascht, fast ein wenig vorwurfsvoll.

»Meine Amelia, du erinnerst dich doch noch an sie?«

Sosehr ich mich auch anstrenge,
dieses Gesicht sagte mir gar nichts.

»Im März sind es zehn Jahre, dass sie
tot ist. Wenn ich morgens aufwache und
sie nicht neben mir atmen höre, dann tut es
immer noch weh. Nicht anders als am
ersten Tag, und ich fürchte, so wird es
immer bleiben.«

»Das tut mir leid«, stammelte ich
leise.

»Amelia und deine Mutter waren
Freundinnen. Sie haben zusammen in der
Tabakfabrik gearbeitet, bis zum bitteren
Ende 1965, als alle entlassen wurden.
Danach haben sie sich aus den Augen

verloren, so ist es eben, wenn das Leben einen zwingt, neue Wege zu gehen. Dabei wohnten sie sogar in der gleichen Stadt.« Er schüttelte den Kopf. »Wie leicht wird vergessen, dass wir ohne den anderen nichts sind.«

Er hatte recht. Es lag nicht an den lächerlichen Kilometern zwischen Vorort und Innenstadt. Man hatte sich einfach auseinandergelebt. Erst schließen die Fabriken, dann sieht man sich nur noch ab und zu, bis der Kontakt ganz abreißt und jeder seine eigenen Wege geht. Alltag eben. Das Alter entfernt die Menschen voneinander und verurteilt sie zur Einsamkeit. Und auf die Einsamkeit folgt

der Tod.

»Deine Eltern«, fuhr er fort, während er das Gas abdrehte und die Caffettiera vom Herd nahm, »haben wir erstmals wieder nach deiner Verhaftung gesehen, in der Zeit, als man dir den Prozess gemacht hat.« Er hielt inne und saß eine Weile gedankenverloren da. Ich hatte bei einer Demonstration eine Pistole vom Boden aufgehoben, um zu verhindern, dass sie in falsche Hände gerät. Das war alles. Leider hatte man mir nicht geglaubt, und ich landete für einige Jahre im Hochsicherheitsgefängnis. So war das in den Siebzigerjahren.«

»Wenn ich dich jetzt so anschau,

kommt die Erinnerung zurück«, fuhr er schließlich fort. »Die Genossen haben sich ja mächtig ins Zeug gelegt.

Rechtsanwalt Ricci hat alle Hebel in Bewegung gesetzt, aber die Zeiten waren schwierig und die Richter wollten von den Beweggründen deiner Tat nichts wissen. Aber ich bin überzeugt, dass sein Druck etwas bewirkt hat ...«

»Das denke ich auch. Ich habe zehn Jahre bekommen, absitzen musste ich nur fünf.«

»Weißt du, Bacci«, er schien etwas verlegen, »damals hat sich keiner in der Partei offen zu dir bekannt, denn niemand

glaubte an deine Unschuld. Kein Mitleid mit Terroristen! Ich erinnere mich an eine Versammlung, bei der etliche Genossen die Nase gerümpft haben, als es darum ging, einen Aufruf zu deiner Freilassung zu unterschreiben. Am Ende war die Entscheidung trotzdem einhellig, die Stimme von Guido Pagano wog eben mehr als politische Ideologien.«

Seine Bewegungen mochten langsam sein, doch aus seiner Stimme sprach ungebrochene Energie, dem langen politischen Kampf und dem hohen Alter zum Trotz. Er beugte sich über den Tisch, goss Kaffee ein und stellte die Kanne auf den Herd zurück. Seine Hände zitterten

kaum. Es freute ihn, als ich ihm sagte, dass ich meinen Kaffee schwarz trinke.

»Ich auch. Der Arzt hat mir Zucker verboten, wegen meinem Diabetes.«

Dann setzte er sich und pustete in sein heißes Getränk. Ich betrachtete ihn aufmerksam. Die spärlichen weißen Haare waren sorgsam gekämmt, der einstmals akkurate Scheitel gerade noch zu erkennen. Durch die dicken Brillengläser wirkten seine Augen riesig. Unzählige Runzeln gruben ein engmaschiges Netz auf Stirn und Hals, das vernarbte Gesicht war glatt rasiert. Die Arthritis hatte gnadenlos gewütet und die Gelenke deformiert, seine Hände waren knotig wie die Zweige eines

uralten Olivenbaums. Er hatte die Beine übereinandergeschlagen, trotz der karierten Wollsocken konnte ich die geschwollenen Fußknöchel erkennen. Der einstige Haudegen war alt geworden. Fast rührend, wie er so dasaß, mit gefütterten Pantoffeln und einer Strickjacke, die an den Ellenbogen abgenutzt war. Jetzt erinnerte ich mich wieder, zuletzt hatte ich ihn auf dem Friedhof gesehen, bei der Beerdigung meiner Mutter und später bei der meines Vaters. Beide Male hatte er in der Nähe der gesenkten Fahne der Associazione Partigiani gestanden. Mein Großvater Baciccia hatte mir erzählt, dass

Olindo Grandi ein tollkühner Partisanenkämpfer war, was ihm sogar eine Auszeichnung des Staatspräsidenten eingebracht hatte. Ich wusste auch, dass er nach Kriegsende weiter aktiv war, Aufgaben und Funktionen im zivilen Bereich übernommen hatte. Sekretär eines Ortsverbands der Kommunistischen Partei Italiens, Mitglied im Zentralkomitee und schließlich Vorsitzender des Nationalen Partisanenverbands. Nicht unbedingt eine brillante politische Karriere für jemanden vom Format Olindo Grandis, einst Kopf einer der schlagkräftigsten Partisanengruppen des Widerstands.

Fast gleichzeitig tranken wir unseren

letzten Schluck Kaffee. Er schwieg. Er hatte es nicht eilig. Die Sonne fiel seitlich auf sein zerfurchtes Gesicht. Er ähnelte einem fossilen Reptil, das kurz vor dem Sterben noch einmal Energie tankt und dem die Sonne Trost spendet. Auf der Anrichte thronte ein wuchtiges Röhrenradio mit furniertem Sperrholzgehäuse. Ob es wohl noch funktionierte?

»Haben Sie damit früher Radio London gehört?«, fragte ich.

Er lächelte und schüttelte den Kopf.
»Das hat mir Amelia geschenkt, 1957, zu meinem vierzigsten Geburtstag.«

»Alle Achtung, Olindo. Dann sind Sie

heute ja über neunzig!«

»Ja, im Dezember habe ich meinen Neunzigsten gefeiert, im Kreise der Familie. Aber können wir uns nicht duzen? Zwischen Genossen gehört sich das so. Außerdem fühle ich mich dann jünger.«

Jetzt war es an der Zeit, die Karten auf den Tisch zu legen. »Darf ich rauchen?«, fragte ich ihn. Er hatte nichts dagegen, vorausgesetzt, ich würde das Fenster öffnen. Dass ich Privatdetektiv war, wusste er aus der Zeitung, deshalb war er neugierig auf das, was ich zu erzählen hatte. Während ich die Pfeife

stopfte und sie anzündete, sprach ich von meinem Auftrag und der Geschichte, die mir Professor Hessen erzählt hatte. Er hörte konzentriert zu, allerdings konnte ich sehen, wie sich sein Gesichtsausdruck im Laufe der Zeit verwandelte. Er schüttelte wiederholt den Kopf und zog die Augenbrauen zusammen. Eine gewisse Unruhe schien ihn zu erfassen, aber er unterbrach mich nicht. Erst als ich fertig war, seufzte er tief: »Da ist etwas faul.«

Mit dieser Reaktion hatte ich nicht gerechnet, was ihm wiederum nicht verborgen blieb. »Ich habe eine Widerstandsgruppe kommandiert«, erklärte er in sachlichem Ton, »ich kannte

jeden Kurier und sämtliche Männer und Frauen, die uns unterstützt haben. Aber ich versichere dir, den Namen Nicla habe ich noch nie gehört.«

»Und ein Offizier namens Hessen?«

»Ich weiß nicht, nach so langer Zeit ... Überprüfe einfach die Namen der beim Odeon-Attentat getöteten Deutschen.«

»Das habe ich bereits getan. Sie spielten beim Prozess nach dem Massaker am Turchino-Pass eine Rolle. In den Akten findet sich der Name eines Hauptmanns der Wehrmacht mit Namen Helmut Hessen.«

»Und?«

»Könnte er nicht ein Verhältnis mit einer Italienerin gehabt haben, die dann von ihm schwanger wurde?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen.«

»Warum?«

Er reagierte verärgert, meine Hartnäckigkeit schien ihm lästig. »Die Frauen der Resistenza gingen nicht mit den Deutschen ins Bett, darum.«

»Mein Auftraggeber ist sich nicht sicher, ob Nicla im Widerstand war.«

»Das kann ich mir vorstellen. Wenn dein Klient behauptet, sie habe ihr Kind weggegeben, gibt es nur zwei Möglichkeiten: entweder sie wurde

gezwungen oder sie hatte den Verstand verloren.« Er war wütend.

»Meinst du, man hat sie gezwungen?«

Er schien seine heftige Reaktion zu bereuen. »Noch Kaffee?«, fragte er und wollte aufstehen.

Ich hielt ihn zurück. »Und du?«

»Vielleicht noch ein Schlückchen.

Wenn ich nicht schlafen kann, liegt es bestimmt nicht am Kaffee.« Langsam entspannte er sich.

Ich erhob mich, griff nach der Kaffeekanne und füllte die Tassen. Er schien jetzt ganz ruhig.

»Die Nazis waren besessen von der Idee, die Welt zu beherrschen. Doch für

ihre Expansionspläne brauchten sie Menschen, arische Menschen natürlich. Die eigene Jugend allerdings starb wie die Fliegen im Bombenhagel der Alliierten.«

»Das heißt, mein Klient könnte so ein Kind sein, das man seiner Mutter weggenommen hat?«

»Genau.«

»Du schließt also die Existenz dieser Nicla nicht aus, und auch nicht, dass sie noch ein zweites Kind geboren hat?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ausschließen kann man gar nichts. Aber du wirst sie nicht finden, unmöglich.«

»Vielleicht unterschätzt du mich,

Olindo.«

»Bestimmt nicht. Ich habe von deinen Ermittlungserfolgen in der Zeitung gelesen und bin sicher, dein Vater wäre stolz auf dich, wenn er noch leben würde. Aber eine Frau zu suchen, von der du nicht einmal den Nachnamen kennst? Was ist, wenn diese Nicla schon tot ist? Wie willst du dann ihren Sohn finden?«

»Wie immer. Indem ich Fragen stelle. Mein Auftraggeber meinte, sie hätte in Sestri gelebt, irgendjemand muss sie gekannt haben.«

Wieder schüttelte er den Kopf. »Ich an deiner Stelle würde die Finger von der

Sache lassen. Ich fürchte, bei diesem Spiel kann nur einer gewinnen.«

Seine Worte entführten mich in die Vergangenheit. Bittersüße Erinnerungen stiegen in mir auf. Diesen Satz hatte ich immer von meiner Mutter gehört, wenn sie guter Laune war. Meist gemünzt auf mich, meinen Vater und meinen Großvater, wenn wir wieder einmal leidenschaftlich über Belanglosigkeiten diskutierten und kein Ende fanden. Dass wir uns ständig stritten, lag bestimmt daran, dass wir alle unter einem Dach lebten. Ich erinnerte mich gut an einen gemeinsamen Fernsehabend. Es gab einen Krimi mit Kommissar Maigret, der von Gino Cervi gespielt wurde.

Sergio Tofano verkörperte einen alten Mann, der in einen Mord verwickelt war. Er wirkte so verängstigt, dass er uns allen sympathisch war. Auch zwei Frauen spielten in diesem Fall eine Rolle, Mutter und Tochter. Regelrechte Hexen! Sie schienen der Hauptgrund für die Angst des Alten zu sein. Das war zumindest die Meinung meines Großvaters, die er auch vehement vertrat. Mein Vater widersprach aufs Heftigste. Ich wiederum hatte vorher das Buch gelesen und kannte deshalb die Hintergründe. Ich versuchte einige Fakten einzustreuen, hielt mich aber sonst zurück. Meine Mutter verfolgte die Szene mit einem leisen Lächeln: »Ich fürchte, bei

diesem Spiel kann nur einer gewinnen.«

Mein Großvater lachte nur, und ich verriet die Auflösung, was ihnen den Spaß gehörig verdarb. Mein Vater war stinksauer, wieder einmal den Kürzeren gezogen zu haben.

Meine Mutter war eine schöne Frau, wirkte aber immer distanziert. Ihre Träume hatte sie nie aufgegeben, selbst während der schlecht bezahlten Plackerei in der Tabakfabrik nicht.

Trotz aller Bemühungen war es meinem Vater und mir nicht gelungen, richtig an sie heranzukommen. Sie schien in einer anderen Welt zu leben. Lange

hatte ich darunter gelitten. Und ich fürchte, mein Vater noch viel mehr. Irgendwann in meinem Leben habe ich begriffen, dass das nicht an uns lag. Meine Mutter war eben so, für nichts und niemanden erreichbar. Mit dieser Einsicht konnte ich meinen Frieden mit ihr finden.

Olindo sah mich neugierig an. Ihm war nicht entgangen, dass ich meinen eigenen Gedanken nachhing, wenn er auch nicht wusste, warum. In diesem Augenblick klingelte es.

»Das ist meine Tochter, sie kommt, um mir das Mittagessen zu machen.«

Ich stand auf, um die Tür zu öffnen. Eine gut aussehende, elegant gekleidete

Frau um die sechzig stand vor mir. Die blond gefärbten Haare waren toupiert. Als sie mich sah, wirkte sie überrascht, ja fast verängstigt. Noch bevor ich mich vorstellen konnte, erschien Olindo.

Sie zog ihren Pelzmantel aus und ging direkt in die Küche. Viel Zeit hatte sie nicht, es gab einiges zu tun. Olindo erklärte, wer ich war, und sie schien sich bestens an alle zu erinnern: an meine Eltern, sogar an meinen Großvater. Was für ein Gedächtnis! Ihre Freundlichkeit allerdings hielt sich in Grenzen. Vielleicht mochte sie keinen Pfeifenrauch. Oder sie war verärgert, dass ich ihren Vater mit meinen Fragen belästigte. Unser Gespräch

blieb förmlich und beschränkte sich auf das Nötigste.

Olindo brachte mich zur Tür. Beim Hinausgehen schlug er vor, mich an Balletta zu wenden. Hinter diesem Namen verbarg sich Enrico Parodi, der mit sechzehn als Partisan in die Berge gegangen war.

»Er ist noch jung und erinnert sich bestimmt an alles. Dreißig Jahre lang hatte er ein Eisenwarengeschäft, er kennt ganz Sestri.«

Enrico wohne in der Viale Canepa, der alten Mönchsstiege, fügte er hinzu. Er werde ihm meinen Besuch ankündigen.

Seine plötzliche Hilfsbereitschaft überraschte mich. Während er mir die Hand gab, sagte er: »Ich mache das nur, weil du der Sohn von Anna und Guido bist. Ich persönlich halte die ganze Geschichte für Humbug, du vergeudest nur deine Zeit.«

Ein romantischer Spaziergang

Sestri Ponente, Januar 1944

Ein weiterer sonniger Wintertag. Als sie um sechs Uhr morgens die Fabrik betreten hatte, war es noch stockfinster. Um den Blick nach oben zu richten und nach Sternen Ausschau zu halten, war sie viel zu müde gewesen. Wer schaute in Zeiten wie diesen schon zum Himmel, um Sterne zu beobachten? Nur wenn die Sirenen Luftalarm gaben, blickte man ängstlich

nach oben, um zu sehen, ob die Bomber im Anflug waren. Dann rannte man so schnell wie möglich los, um im nächsten Bunker Schutz zu suchen.

Jetzt war die Schicht zu Ende und Tilde verabschiedete sich am Werkstor von ihren Kolleginnen. An ihren Gesichtern konnte man ablesen, wie müde sie waren. Nach neun Stunden in der Kantine waren die Beine schwer wie Blei. Die meisten gingen in Richtung Straßenbahnhaltestelle. Die Glücklicheren machten sich mit dem Fahrrad auf den Heimweg. So wie Tilde. Sie schob ihr altes Fahrrad durch die Menschenmenge, dabei ließ sie ihren Blick

umherschweifen.

Ungefähr dreißig Meter vor dem Fabriktor stand ein Militärlaster, auf der Pritsche ein Dutzend deutsche Soldaten mit matt glänzenden Mauser-Gewehren im Anschlag. Sie erstarrte. Das hatte es noch nie gegeben. Eine Razzia konnte es nicht sein, dafür waren es zu wenige. Vielleicht ein Warnschuss Basiles für die »Roten« in der Fabrik? Oder warteten sie auf jemanden?

Schließlich bemerkte sie ihn, er lehnte an der Fabrikmauer. Noch immer bekam sie weiche Knie und ihr Herz begann zu rasen, wenn sie ihn sah. Auch heute war das nicht anders. Aber dieses Mal kam

noch etwas hinzu: Heute musste sie es ihm sagen.

Wegen eines Herzfehlers war er für den Wehrdienst untauglich, deshalb arbeitete er auf der Werft. Über seinem grauen Arbeitsanzug trug er einen Regenmantel, in dem er noch magerer wirkte als sonst. Wegen seiner Figur nannten sie ihn Biscia, die Natter.

Sie hatten sich einige Wochen nicht gesehen. Die blonden Haare waren gewachsen und mit Brillantine nach hinten gekämmt. Um sich die Wartezeit zu vertreiben, hatte er sich eine Zigarette gedreht, die er jetzt rauchte. Das heutige

Treffen war etwas ganz Besonderes, das war beiden klar.

Tildes Gefühle waren gespalten. Sie freute sich, ihn nach so langer Zeit wiederzusehen, aber sie hatte auch Angst. Was, wenn die Deutschen seinetwegen hier waren? Biscia war Widerstandskämpfer, er hatte Waffen vom Monte Gazzo ins Tal gebracht. Er war nicht älter als sie, doch der Krieg hatte ihn geprägt, er wirkte zu allem entschlossen. Tilde hatte Grandi sagen hören, dass man von seiner Sorte noch mehr gebrauchen könnte. Biscia war zuverlässig und geschickt, blieb immer ruhig und folgte widerspruchslos den Befehlen der

Anführer. Gerade das machte ihr Angst. Ihr wurde übel. Die wässrige Suppe, die sie am frühen Mittag in der Kantine gegessen hatte, tat ihr Übriges.

Biscia folgte widerspruchslos den Befehlen.

Sie ging ihm entgegen. Auch er hatte sie bemerkt, mit ihrer pechschwarzen Mähne war sie nicht zu übersehen. Als sie vor ihm stand, schnippte er die Kippe weg und küsste sie flüchtig auf die Wange. Kein Lächeln. Er wirkte düster, fast abweisend. Tilde umarmte ihn und spürte einen harten Gegenstand unter seinem Mantel. Eine Pistole. Biscia ließ den Militärlaster nicht aus den Augen.

»Was wollen die?«, fragte sie scheu und suchte seinen Blick.

»Uns einschüchtern, die Deutschen fühlen sich stärker, wenn wir Angst haben.«

Seite an Seite gingen sie in Richtung Sestri. Das Fahrrad zwischen ihnen zog eine deutliche Grenze. Sie sprachen kein Wort, das Misstrauen dem anderen gegenüber war mit Händen zu greifen.

Biscia brach das Schweigen als Erster. »Man hätte nur eine Handgranate unter den Laster rollen müssen, das hätten sie nicht einmal gemerkt und dann ... bumm!« Er drehte sich eine weitere

Zigarette.

»Und die Arbeiter auf dem Hof? Das hätte ein Blutbad gegeben.«

»Stimmt, so hätte es auch Unschuldige getroffen, aber als alle noch im Laster saßen ... Einer mit Mumm in den Knochen hätte sich diese Chance nicht entgehen lassen.«

»Und du?« Ihre Angst wuchs, warum wusste sie auch nicht.

Biscia lächelte und starrte ins Nichts.
»Ich trage keine Handgranaten mit mir herum.«

»Und wenn?«

»Was soll die Fragerei, *Signorina*«, wiegelte er ab. Dann sah er ihr endlich in

die Augen. Der nächste Satz traf sie bis ins Mark. »Seitdem du Maestri begegnet bist, hast du wohl Spaß an Verhören?«

Das war kein Geplänkel mehr. Tilde beschloss, direkt zum Punkt zu kommen. »Du machst doch auch alles, was man dir aufträgt, nach dem Motto: Befehl ist Befehl.«

»Vielleicht. Aber es gibt Situationen, in denen man selbst entscheiden muss.«

»Allerdings. Du musst selbst entscheiden. Du! Apropos: Hast du mit Olindo gesprochen?«

Er nickte und zog an seiner Zigarette. Die leichte Brise, die von den Bergen herunterwehte, trug den Rauch davon. Den

stechend scharfen Geruch nach Eisen und Kohle aus den Schloten der Gießereien jedoch konnte auch der böige Wind aus dem Norden nicht vertreiben. Sie passierten das Ansaldo-Werks Gelände in der Via Merano. Eine Straßenbahn quälte sich in Richtung Pegli.

Der azurblaue Himmel wölbte sich über dem Grün der Hügelkette, die Sonne strahlte und hauchte sogar den tristen grauen Häuserwänden neues Leben ein. Ein wunderbarer Tag für einen romantischen Spaziergang zu zweit. Stumm gingen sie nebeneinander her, jeder hing seinen eigenen Gedanken nach.

Die Stille war schwer wie Blei.

Tilde brach das Schweigen. »Wie lauten die Befehle?«

»Die Verräterin unschädlich machen. Es gibt keine Alternative.«

»Das bedeutet, ich bin am Zug.«

»Nur wenn du willst.«

Ohnmächtig vor Wut ließ sie den Lenker los und schleuderte ihm das schwere Fahrrad entgegen. Biscia stöhnte vor Schmerz auf.

»Bist du verrückt geworden?«

Wütend war er nicht, höchstens verblüfft. Im Dienste der gemeinsamen Sache, in der Hoffnung auf eine bessere Zukunft hatten Gefühle keinen Platz.

Scher dich zum Teufel, Biscia!

»Und wenn ich nicht will?«, fragte sie mit bebender Stimme. Sie versuchte ihren Zorn im Zaum zu halten.

»Kein Problem«, antwortete er und hob das Fahrrad vom Boden auf.

Sie blieb ihrer Rolle treu und giftete weiter: »Ach nein? Dann wird sich Strappaunghie einen nach dem anderen vorknöpfen und sich von mir das mit Gewalt nehmen, was sich Hessen freiwillig erhofft.«

»Es ist nicht unsere Schuld, dass es so weit gekommen ist.«

»Natürlich nicht. Aber ... was meinst du?«

Biscia starrte auf den Boden, dorthin, wo sich der Schatten ihrer Körper auf dem Pflaster abzeichnete. In scharfem Ton sagte er: »Ich bin weiß Gott nicht der Richtige, dir diesen Befehl zu überbringen.«

»Und warum hast du es dann gemacht?«

»Weil Scheinheiligkeit nicht unsere Sache ist. Wir sind doch keine Jesuiten.«

»Sicher?«

»Außerdem hast du davon angefangen.«

Sie ballte die Fäuste, ihre Geduld war langsam am Ende. War er wirklich so

blöd oder tat er nur so?

»Kann es sein, dass du nichts, aber auch gar nichts verstehst? Ich hatte gehofft, dass mir jemand anderes den Befehl überbringen würde. Nicht gerade der Mann, den ich liebe und den ich heiraten will.«

Volltreffer! Er wusste nicht, wohin mit seinen Händen, und drehte sich eine weitere Zigarette. »Tilde, brauchst du etwa meine Erlaubnis?« Er lächelte gequält.

Inzwischen hatten sie das Ende der Via Merano erreicht. Tilde sah auf die Piazza dei Gattini. Hinter dem eisernen Gittertor der Villa Rossi erstreckte sich

ein Park mit Steineichen, Palmen und Magnolien. Ein Stück heiler Welt inmitten des Infernos aus Bombentrichtern und Schuttbergen. Hier spielte ihr Bruder mit seinen Freunden. Trotz der Razzien und der Angst, dass ihre Väter und Brüder urplötzlich verhaftet werden könnten. Trotz der Eiseskälte in den Wohnungen und in der Schule. Trotz ihrer mit Pappe besohlenen Schuhe und ihrer viel zu kurzen und abgetragenen Mäntelchen, durch die unbarmherzig der Wind blies. Und trotz ihrer nur mit Polenta und Schwarzkohl gefüllten kleinen Mägen.

Auf der anderen Seite der Straße sah sie die Eisenbahnschienen, die

Tabakfabrik und die Werft. Ein düsteres Gemälde aus Beton und schmutzig grauem Rauch, der aus den Schloten quoll.

Tränen stiegen ihr in die Augen und rollten die von der Kälte geröteten Wangen hinab. Was machte sie so traurig? Biscias brutale Antwort? Oder ihre eigenen Grübeleien? Sie wusste es nicht. Sie dachte an ihre lungenkranke Mutter, an ihren Vater, den antifaschistischen Widerstandskämpfer, der jeden Tag abgeholt werden konnte. Sie dachte an dieses Scheißleben, das zu leben sich nicht lohnte. An ihre verlorene Jugend, an Not und Elend, an Fliegeralarm und an die

Hinterhalte der Deutschen und der Faschisten.

Plötzlich spürte sie wieder den stechenden Schmerz an der linken Fußsohle. Mit einer wütenden Geste wischte sie sich die Tränen aus dem Gesicht. Ruckartig wandte sie sich Biscia zu, doch der drehte den Kopf weg. Dann atmete sie tief durch und sagte sehr langsam, jedes Wort betonend: »Richte Comandante Grandi aus, dass ich den Befehl ausführen werde. Ich erwarte Anweisungen, wie ich an Hessen herankommen soll.« Das Urteil war gesprochen. Jetzt gab es kein Zurück mehr.

Biscia nickte nur kurz. Ohne ein

weiteres Wort eilte er davon. Tilde sah ihm nach, er bog in die Via Garibaldi ein, Richtung Pontinetto.

Würde sie ihn je wiedersehen? Sie war zu wütend, um darüber nachzudenken. Tränen strömten über ihr Gesicht, den verzweifelten Schrei, den sie ihm hinterherschickte, hörte nur sie selbst.

Die verschlossene Tür

Auf dem Krankenhausflur kam mir Totò Pertusiello entgegen. Und wie jedes Mal fiel mein Blick auf seine gegerbte Haut. Ich beneidete ihn um seine süditalienische Heimat, wo die Fischer und Olivenpflücker seit Generationen unter der Sonne der Amalfiküste ihrer Arbeit nachgingen. Seine Miene war düster. Die Hände tief in die Manteltaschen vergraben, ging er auf und ab, wie ein Tiger im Käfig. Der wachhabende Polizist

starrte ihn fassungslos an. Vielleicht dachte er, die schlechte Laune des Vicequestore hätte mit irgendeinem Fehlverhalten seinerseits zu tun. Er war noch jung und wusste nicht, dass der Leiter der Mordkommission nicht daran gewöhnt war, vor einer verschlossenen Tür warten zu müssen.

Ich wollte mich gerade bei Totò erkundigen, ob es Neuigkeiten von Jasmine gäbe, doch er kam mir mit seiner Frage zuvor. Also berichtete ich alles, was mir der behandelnde Arzt vor einigen Tagen mitgeteilt hatte. Danach war seine Wut verflogen, er wirkte enttäuscht. Natürlich war er schon vorher informiert

gewesen, vielleicht wusste er sogar mehr als ich. Er verriet mir, dass der Chefarzt ihm gegenüber ganz offen gewesen war: die Prognose war ermutigend und besorgniserregend zugleich. Commissario Totò Pertusiello liebte es, Sätze mit sich widersprechenden Aussagen zu formulieren. Genau wie er *stoccafisso accomodato*, französischen Tabak und die Arien aus ›Rigoletto‹ liebte. Die Neurochirurgen waren der Meinung, eine dauerhafte Behinderung sei weniger wahrscheinlich als der Tod der Patientin. Mir wurde eiskalt. Als Pertusiello das bemerkte, schob er beschwichtigend nach: Sollte sie überleben, dann wahrscheinlich

nicht, um den Rest ihrer Tage dahinzuvegetieren. Nach der Computertomografie und der Kernspintomografie waren keine signifikanten Verletzungen festzustellen, die zu Funktionsstörungen im Großhirn führen könnten. Wenn ihr Kopf wieder ähnlich effektiv wie ihr Herz und ihre Lunge arbeitete, könnte Jasmine wieder sprechen, lesen und sich Gedanken über das beschissene Leben machen, in das sie hineingerutscht war.

Wir setzten uns. Nur mit Mühe konnte Pertusiello seine hundertfünfunddreißig Kilo auf dem engen Plastiksitz neben mir

unterbringen. Er blickte nervös auf die Uhr, dann auf den Boden. Dabei sagte er kein Wort. Da ich ihn seit mehr als zwanzig Jahren kannte, wusste ich sehr genau, dass sein Verhalten nichts mit mir zu tun hatte. Der junge Polizist hatte dieses Glück nicht.

Ich fragte mich, ob die Diagnose des Chefarztes eher positiv oder eher negativ war. Seit mehr als sechzehn Stunden saß ich nun vor dieser Tür. Die Angst, dass Jasmine sterben könnte, hatte mich nicht schlafen lassen. Das war Antwort genug. Alles andere, mochte es noch so wichtig sein, erschien mir hier und heute zweitrangig. Ich dachte an die quälend

lange Zeit, bis sie endlich freigekommen war. Ein Albtraum, der fast als Tragödie geendet hätte ...

Drei Monate hartnäckiger Ermittlungsarbeit hatte die Mordkommission schließlich zu dem Versteck geführt, in dem die Bande die blutjungen Frauen eingesperrt hatte. Ausländerinnen ohne Aufenthaltserlaubnis, überwiegend aus Afrika und Osteuropa, die darauf warteten, an perverse Sadisten verkauft zu werden. Bei der Erstürmung des Bauernhofs zwischen Voltaggio und Gavi

in einer kalten Januarnacht konnte die Polizei acht Frauen befreien, die Hälfte davon noch minderjährig. Ein Erfolg auf ganzer Linie. Ohne Blutvergießen war es gelungen, fünf Entführer zu verhaften und acht Opfer vor dem Martyrium zu bewahren. Schade nur, dass die Prostituierte Jasmine Kilamba von der Elfenbeinküste nicht unter ihnen war. Nach der Aussage der Befreiten fehlten noch zwei weitere Frauen. Wo sie hingebracht worden waren, wussten sie allerdings nicht.

Um zu vermeiden, dass ihre neuen »Besitzer« in Panik gerieten, hatte man auf eine Pressekonferenz verzichtet.

Außerdem hätte der Schritt in die Öffentlichkeit die flüchtigen Bandenmitglieder alarmiert und den endgültigen Abschluss der Aktion gefährdet.

Pertusiello hatte den Einsatz selbst geleitet. Gemeinsam mit den Inspektoren Fois und Levrero hatte er an der Spitze eines schwer bewaffneten Sondereinsatzkommandos den Bauernhof erstürmt. Nach ihrer Rückkehr in die Questura hatte mich Pertusiello umgehend angerufen und mir mitgeteilt, dass sich Jasmine nicht unter den befreiten Frauen befand. »Aber wir werden sie finden, wir müssen die Typen nur zum Sprechen

bringen«, hatte er mir damals versichert.

Ich war sofort in sein Büro geeilt, um mich über den Stand der Dinge zu informieren. Anführer der international operierenden Verbrecherbande waren die Trevisan-Brüder, Celso und Gustavo. Sie stammten aus der Gegend um Vicenza und wurden bereits wegen Mordes und Zuhälterei gesucht. Pertusiello teilte mir mit, dass seine Männer die beiden gerade befragten, während er noch auf Dottoressa Ferlito, die zuständige Staatsanwältin, wartete.

»Celso ist ein harter Hund, aber gib uns vierundzwanzig Stunden und Gustavo

packt aus.« Er nahm vorsichtig einen kleinen Schluck Kaffee.

Ein ganzer Tag? Aber ich hielt mich zurück, ändern konnte ich sowieso nichts.

»Hast du mit den Frauen gesprochen?«

»Ja. Im Bus, mit dem man sie weggebracht hat.«

»Kannten sie Jasmine?«

»Zwei haben sich an sie erinnert.«

»Hast du gefragt, wann sie verkauft wurde?«

Er nickte, fingerte umständlich eine Zigarette aus der Packung und zündete sie an. »Vor einer Woche.«

»Eine Woche? Hält man das durch?«

Ein Schauer überlief mich.

»Sie wussten nicht, was sie erwartete.

Man hatte ihnen vorgegaukelt, das wären
alles reiche Männer auf der Suche nach
einer Ehefrau.«

»Auch Jasmine?«

»Was weiß denn ich?« Er wurde
unwirsch.

Das reichte mir nicht. Ich blieb
hartnäckig. »Wohin habt ihr sie
gebracht?«

»An einen sicheren Ort.«

Sein Herumdrucksen brachte mich zur
Weißglut. »Jetzt hör mal gut zu, Totò«,
blaffte ich ihn an, »mit mir brauchst du
diese Nummer nicht abzuziehen. Ich bin

doch nicht irgendein Schmierfink von der Zeitung.«

Er lief feuerrot an. »Genau das ist das Problem, Bacci«, fuhr er mich seinerseits an. »Was willst du eigentlich hier? Mit welchem Recht spielst du dich so auf?«

»Das weißt du ganz genau, du aufgeblasener Idiot. Und so was will mein Freund sein?«

»Warum wohl habe ich mir die Nacht um die Ohren geschlagen, während du selig geschlafen hast? Denkst du eigentlich auch mal an mich, daran, ob ich schlafe oder nicht, du undankbarer Mistkerl? Du warst der Allererste, den ich anrufen

habe, unmittelbar nach dem Zugriff. Weißt du, was das heißt? Noch nicht einmal die Staatsanwältin wusste, wie die Aktion ausgegangen war. Freundschaft hin oder her: Du bist und bleibst ein ganz normaler Bürger und mehr kann ich dir nicht sagen.«

»Schon gut, schon gut«, sagte ich und wandte mich zur Tür, »nur, dass du ohne die Informationen dieses ganz normalen Bürgers gar nicht so weit gekommen wärst.«

Das war noch nicht einmal übertrieben. Jasmine hatte einen transsexuellen Freund namens Chérie. Er hatte mir, kurz bevor er umgebracht

worden war, einen Brief geschrieben. In wenigen Zeilen berichtete er von den üblen Machenschaften, denen Jasmine zum Opfer gefallen war. Blutjunge Frauen, die illegal in Italien lebten, wurden von einer skrupellosen Menschenhändlerbande zu horrenden Preisen an Sadisten verkauft, die dann ihre krankhaften Fantasien an ihnen ausleben konnten. Die Gefahr, entdeckt zu werden, war gleich null. Die Frauen waren einfach weg, als hätte es sie nie gegeben. Ich musste an Olindo Grandis Worte denken: Wie leicht wird vergessen, dass wir ohne den anderen nicht sind.

Ich wollte gerade gehen, aber Totò Pertusiello hielt mich zurück.

»Warte. Wir sind beide übermüdet, da rutscht einem schon mal etwas raus. Die Frauen sind im Istituto Belvedere in Sampierdarena, zehn schwer bewaffnete Polizisten sind vor Ort. Dort sind sie sicher.«

Obgleich erst sieben Uhr morgens, war in der Questura schon einiges los. Von Dottoressa Ferlito jedoch war keine Spur. Pertusiello erzählte mir, dass auch ein russischer Mafiaboss in den Fall verwickelt sei. Dieser hatte eine der Frauen illegal nach Italien geschleust und sie an die Trevisan-Brüder verkauft. Der Mann erschien gegen halb neun, in

Begleitung seines Rechtsanwalts. Er sah aus wie ein sowjetischer Funktionär aus der Breschnew-Ära, massiger Körper, feistes Gesicht, es fehlte nur noch die Pelzmütze mit Ohrenklappen.

Um neun traf endlich die Staatsanwältin ein, eine hagere Frau um die fünfzig, deren biedere Kleidung sie aber weitaus älter erscheinen ließ. Sie war offenkundig fest entschlossen, hart durchzugreifen. Nachdem der Commissario uns vorgestellt hatte, gab sie mir flüchtig die Hand, komplimentierte mich aber gleichzeitig hinaus. Sie wollte mit Pertusiello allein sprechen.

Ich wanderte ziellos durch die Gänge.

Hinter einer Tür hörte ich die schneidende Stimme Levreros, der gerade einen der Festgenommenen verhörte.

Wahrscheinlich waren noch zwei weitere Beamte dabei. Ihre Taktik: Sie gaukelten dem Verdächtigen vor, ein anderer hätte ausgepackt und ihn als Kopf der Bande bezeichnet. Das Verhör wurde bisweilen von dumpfen Geräuschen und Schmerzensschreien begleitet.

Ich kehrte in den großen Raum zurück, in dem drangvolle Enge herrschte. Der Russe und sein Rechtsanwalt warteten noch immer. Der Anwalt strotzte vor Selbstsicherheit. Ein gut aussehender Mann um die sechzig, Menjou-Bärtchen,

auffällig elegant gekleidet. Der Russe hingegen wirkte nervös und zappelig und schien ungeduldig auf den Beginn seiner Vernehmung zu warten. In diesem Augenblick erschien ein Beamter und bat die beiden, ihm zu folgen. Sie verschwanden in einem Büro. Nach einer halben Stunde kamen sie zurück, der Anwalt nach wie vor die Ruhe selbst, der Russe mit feuerrotem Gesicht.

Unterdessen brachten zwei Polizisten den Mann herein, den Levrero in der Mangel gehabt hatte. Ein Auge war geschwollen, er tupfte sich mit einem Taschentuch Blut von der Nase. Nun wurde der Anwalt von

Gustavo Trevisan aufgerufen.

Schon kurze Zeit später war in Pertusiellos Büro die Hölle los. Der Anwalt drohte, Pertusiello drohte zurück und dazwischen war Dottoressa Ferlitos schrille Stimme zu vernehmen. Ich hörte Levrero drängen: »Los, Trevisan, sag ihnen, wie es war. Du wolltest fliehen und bist die Treppe runtergefallen. Mit den Handschellen konntest du dich natürlich nicht rechtzeitig abstützen.«

Die Zeit verrann und meine Hoffnung wuchs. Ich hatte den Eindruck, sie handelten etwas aus. Mildernde Umstände für Gustavo Trevisan gegen den Aufenthaltsort der entführten Frauen.

Am Kaffeeautomaten traf ich Ispettore Foïs. Er schien im Stehen zu schlafen. Obwohl sie Celso Trevisan nach allen Regeln der Kunst unter Druck gesetzt hatten, war nichts aus ihm herauszubekommen gewesen. Ich bat ihn, Pertusiello Bescheid zu sagen, dass ich jetzt nach Hause gehen würde und er mich am Nachmittag anrufen solle.

Während ich meinen Gedanken nachhing und die Vergangenheit beleuchtete, klingelte das Handy. Die Nummer auf dem Display gehörte zu einem privaten Festnetzanschluss im Westen der Stadt.

Kaum hatte ich abgenommen, fragte eine aufgeregte Frauenstimme: »*Dottor Pagano?*«

»Ja.«

»Entschuldigen Sie die Störung. Ich bin die Tochter von Enrico Parodi. Ich rufe im Namen meines Vaters an. Als ich heute wie üblich zu ihm kam, war er völlig aufgelöst, ganz außer sich. Es dauerte eine halbe Stunde, bis ich begriffen hatte, um was es ging.«

»Hat Olindo Grandi ihn angerufen?«

»Ja, und er hat gesagt, dass Sie ihn besuchen wollen.«

»Und das hat ihn so aufgeregt?«

»Wissen Sie, als mein Vater zu den

Partisanen in die Berge gegangen ist, da war er fast noch ein Kind. Der Krieg hat seine Spuren hinterlassen, er ist nicht sehr belastbar.«

»Das tut mir leid. Grandi hat mir seinen Namen genannt«, unterbrach ich sie.

»Sie wissen doch, wie diese alten Menschen sind. Sie können sich an jedes Detail aus der Vergangenheit erinnern, aber dass ein Freund mit den Nerven am Ende ist, das haben sie vergessen.«

»Verstehe ich Sie richtig? Ich soll Ihren Vater in Ruhe lassen?«

»Es fällt mir nicht leicht, Sie darum zu bitten. Unsere Eltern waren immerhin

gute Freunde. Aber ich mache mir Sorgen um die Gesundheit meines Vaters.«

»Schon gut. Vielleicht kann Grandi mir noch andere Namen nennen.«

»Wirklich?« Sie schien überrascht, als hätten wir bisher nur übers Wetter gesprochen.

»Ich will Ihren Vater nicht überfordern. Als alter Freiheitskämpfer hat er seine Ruhe verdient.«

Sie lachte übertrieben, fast hysterisch.

»Wie sind Sie eigentlich an meine Handynummer gekommen?« Ich wechselte das Thema.

»Das war gar nicht so einfach. Ich

habe im Telefonbuch nachgesehen und bei Ihnen im Büro angerufen. Die Signora hat sofort begriffen, dass ich dringend mit Ihnen sprechen muss, und mir freundlicherweise Ihre Nummer gegeben.«

Wieder einmal hatte Zainab ihre Kompetenzen überschritten. Wann sah sie endlich ein, dass sie nicht meine Sekretärin, sondern meine Putzfrau war?

»Hören Sie, darf ich Ihre Geduld noch etwas strapazieren?«

»Aber selbstverständlich.«

»Darf ich fragen, wie alt Sie sind?«

Schweigen. So etwas fragt man eine Dame nicht, schon gar nicht am Telefon.

»Achtundfünfzig.« Die Antwort kam

zögernd. »Warum fragen Sie?«

»Kennen Sie eine Frau namens Nicla, etwa im Alter Ihres Vaters?«

Erneutes Schweigen. Sie schien nachzudenken. »Ich kannte eine Nicla aus Panigaro, sie hatte einen Marktstand auf der Piazza dei Micone. Aber die ist seit zwanzig Jahren tot.«

»War sie verheiratet? Kinder?«

»Das kann ich mir nicht vorstellen, so wie die aussah. Einen Mann und Kinder hatte sie mit Sicherheit nicht. Sonst hätte sie den Stand bestimmt nicht an die Tochter ihres Bruders vererbt. Die Nichte betreibt den Stand heute noch.«

»Erinnern Sie sich vielleicht an eine

Nicla aus Sestri, verheiratet, Mutter eines Sohnes, der heute etwa in Ihrem Alter sein müsste?«

Wieder Stille. Wieder schien sie in die Vergangenheit einzutauchen.

»Nein«, antwortete sie mit fester Stimme.

»Darf ich Ihnen noch eine allerletzte Frage stellen?«

»Nur zu! Aber denken Sie bitte daran, dass ich gerade die Telefonrechnung meines Vaters strapaziere.«

»Oh, wie unhöflich von mir. Kann ich Sie gleich zurückrufen?«

»Natürlich.« Sie wirkte zufrieden und

nahm sofort ab, nachdem es geklingelt hatte. Im Hintergrund konnte ich ihren Vater murren hören.

»Warum hat mein Anruf Ihren Vater so nervös gemacht? Selbstverständlich müssen Sie nichts dazu sagen, wenn Sie nicht wollen, aber es wäre wirklich interessant für mich, mehr über den Grund zu erfahren.«

»Das wüsste ich auch gerne.« Ihre Antwort wirkte aufrichtig.

»Was halten Sie von folgendem Vorschlag? Sie sprechen noch einmal in aller Ruhe mit Ihrem Vater und rufen mich dann an. Vielleicht kann er sich doch noch erinnern. Das würde mir weiterhelfen.«

»Das will ich gerne versuchen.«

Danach verabschiedeten wir uns und ich legte auf.

Pertusiello hatte aufmerksam zugehört. Irgendetwas an dem Gespräch hatte ihn beunruhigt.

»Was zum Teufel treibst du da?

Stoherst du jetzt in der Vergangenheit unserer Widerstandskämpfer herum?«

»Ich habe einen neuen Klienten, der mich beauftragt hat, noch einmal im Familienalbum zu blättern.«

»Das ist doch alles schon eine Ewigkeit her. Pass nur auf, dass du keine schlafenden Hunde weckst.«

»Ich bin seit Jahren das erste Mal

wieder in Sestri Ponente gewesen. Habe ich dir eigentlich jemals erzählt, dass meine Mutter in Sestri geboren und aufgewachsen ist und dort auch meinen Vater kennengelernt hat?«

»Nein, daran würde ich mich garantiert erinnern. Und wie war das Wiedersehen?«

»Ich habe mit einem Comandante der Resistenza gesprochen. Dabei ist die Vergangenheit wieder sehr lebendig geworden.«

»Dann stimmt es also: Du machst alten Männern das Leben schwer.«

»Mein Klient ist todkrank, er hat mich

inständig gebeten, seinen Bruder zu finden, den er noch nie gesehen hat. Nur, um ihm ein Vermögen zu hinterlassen.«

»Was heißt das im Klartext?«

»Etwa drei Millionen Euro.«

»Verfluchte Scheiße! Sag ihm, der verlorene Bruder bin ich. Für drei Millionen kündige ich bei der Polizei und lege mir eine neue Identität zu.«

»Du? Du brauchst doch nur den Mund aufzumachen und schon weiß jeder, dass du nicht aus Sestri kommst.«

»Den Genueser Dialekt kriege ich schon hin, ich mache einen Schnellkurs. Für drei Millionen lerne ich sogar Polnisch oder Chinesisch.«

»Sollte ich ihn nicht finden, denke ich noch mal über dein Angebot nach.«

»Warum so lange warten? Wir machen fifty-fifty!«

Pertusiello liebte diese Spielchen. Er kokettierte gerne damit, ein Zyniker zu sein, noch dazu mit einer schwarzen Seele. Doch im Grunde war Totò eine ehrliche Haut, Wahrheit und Gerechtigkeit gingen ihm über alles. Er war ein Jäger und seine Ausflüge auf die andere, die dunkle Seite hatten ihm schon oft geholfen, die Gedanken der Gejagten zu lesen. Aber er war auch mein Freund und heute versuchte er mit seinen Spielchen von unserer Ohnmacht abzulenken. Doch es

half nichts: Wir blieben zwei Männer, die nichts anderes tun konnten, als vor einer verschlossenen Tür zu warten.

Zum Kaffee bei Iolanda

Sestri Ponente, Februar 1944

Iolanda erwartete sie um vier. Sie wohnte in der Via Cavagnaro, der alten Mönchsstiege zum Krankenhaus. Laut Olindo Grandi hatte sie die Möglichkeit, den Kontakt zu Hessen herzustellen.

Iolanda hatte in der Tabakfabrik Karriere gemacht, von der Zigarettendreherin war sie zur Sekretärin befördert worden, was vor allem an ihren

guten Deutschkenntnissen lag. Dass sie darüber hinaus mit den neuen Herren gut stand, war allgemein bekannt. In der Kommandantur in der Via Pagano Doria ging sie ein und aus. Sie war sogar Arm in Arm mit Hakenkreuz-Trägern gesehen worden. Aber selbst das hatte ihr nicht geschadet, denn Iolanda spielte ein doppeltes Spiel. Sie war, natürlich nicht ohne Gegenleistung, in die Büroetage aufgestiegen und es fehlte ihr an nichts: Fleisch, Eier, Käse – sie hatte alles, wovon andere nur träumen konnten. Aber gleichzeitig war sie eine glühende Patriotin, die den Partisanen wertvolle Informationen lieferte.

Iolanda war fest entschlossen, in diesem schmutzigen Spiel zu den Gewinnern zu zählen. Um dieses Ziel zu erreichen, war sie zu allem bereit.

Sie war eine verführerische Frau: um die dreißig, grüne Augen, schmale Taille und sinnliche Hüften. Der freizügige Ausschnitt ihrer in der Via Ramiro Ginocchio maßgeschneiderten Seidenbluse ließ die Ansätze ihrer üppigen Brüste mehr als nur erahnen. Von dort stammten auch ihr elegantes Kostüm und das Wollcape. Dazu trug sie hochhackige Schuhe und Strümpfe mit Naht. Die kastanienbraunen Haare fielen in weichen Wellen bis auf die Schultern.

Ihre Friseurin in der Via Garibaldi schwärmte immer, sie sähe aus wie ein Filmstar. Sie war nur dezent geschminkt: Lippenstift, Rouge, Kajal, alles in Maßen, dazu ein raffiniertes französisches Parfüm.

Iolanda geizte nicht mit ihren Reizen und verstand es, die Männer um den Verstand zu bringen. Doch sie spielte mit dem Feuer. Freunde warnten sie immer wieder vor dem Neid und dem Hass, den ihr Lebenswandel hervorrief. Iolanda hörte nicht auf sie. Irgendwie würde es schon gut gehen, sie wollte ja niemandem schaden.

Sie empfing Tilde mit den Worten:

»Für das, was man im Krieg tut, braucht man sich nicht zu schämen.«

Ihre offenen Worte brachen das Eis. Sie gab Tilde von Anfang an das Gefühl nicht allein zu sein: im Krieg gab es keine Moral.

Iolanda trug einen flauschigen Bademantel aus Chenille. Auch ungeschminkt war sie eine schöne Frau. Sie bat Tilde herein: »Komm, am besten gehen wir in die Küche.«

In der Küche brannte ein schwaches Feuer, aber Tilde behielt den Mantel lieber an. Iolanda legte einige Holzscheite und Briketts nach. Jetzt bullerte der Majolika-Ofen.

»Ich soll dich also mit dem Hauptmann zusammenbringen«, sagte sie und nahm eine Blechdose aus dem Schrank. Kaum hatte sie den Deckel geöffnet, strömte Tilde ein betörender Duft entgegen. Echter Bohnenkaffee, kein Getreideersatz wie bei ihr zu Hause. Iolanda füllte Kaffeepulver und Wasser in die Caffettiera und stellte sie auf den Herd. Tilde griff nach der Dose und schnupperte. Wie sie diesen Geruch liebte!

»Herrlich«, schwärmte sie.

»Warte nur, bis du einen Schluck getrunken hast«, lächelte Iolanda.

Dann kam sie zur Sache. »Am

Sonntagabend gibt es in der Kommandantur ein Fest. Wir könnten gemeinsam hingehen und ich stelle dich dort als meine Freundin vor. Meinst du, deine Eltern lassen dich gehen?«

»Ich sage, ich übernachte bei meiner Tante.«

»Sehr gut. Wir nehmen die Straßenbahn um sieben, damit wir vor der Ausgangssperre dort sind.«

Das Wasser in der Caffettiera brodelte. Iolanda stand auf, nahm die Kanne vom Herd und stellte sie auf die Marmorplatte des Tisches. Dann nahm sie eine zweite Dose aus dem Schrank und

reichte sie Tilde. Kaum zu glauben:
Zucker. Die Dose war randvoll. Zu Hause
gab es Zucker nur rationiert, auf
Lebensmittelkarte. Ihre Mutter war krank
und brauchte Medikamente, ihr kleiner
Bruder ging noch zur Schule, für den
Schwarzmarkt blieb da kein Geld übrig.

»Hast du etwas Vernünftiges
anzuziehen?«

Auf diese Frage hatte Tilde gewartet.
Natürlich besaß sie kein elegantes
Kostüm, von hochhackigen Schuhen und
Strümpfen mit Naht ganz zu schweigen.
Wohlfühlen würde sie sich damit ohnehin
nicht. Außerdem fragte sie sich, ob der
Hauptmann nicht misstrauisch würde,

wenn sie so elegant gekleidet auf dem Fest erschiene. Bei ihrer ersten Begegnung hatte sie den gewendeten alten Mantel ihrer Mutter und gestopfte Wollstrümpfe getragen. Sie äußerte ihre Bedenken.

»Da ist was dran, Tilde, wir müssen einen Kompromiss finden.«

Sie stellte zwei Tassen auf den Tisch und legte zwei Kaffeelöffel daneben.

»Was sind schon Kleider. Dein größtes Kapital ist deine Jugend. Hessen hat einen guten Geschmack, Schönheit braucht keine Schminke.«

Dann goss sie den Kaffee ein. Tilde nahm einen Löffel Zucker. Iolanda lächelte. »Greif ruhig zu, alles gratis.«

Tilde nahm noch zwei Löffel Zucker und genoss den Kaffee in kleinen Schlucken. Köstlich. Sie schloss die Augen und spürte, wie ihr die heiße bittersüße Flüssigkeit die Kehle hinunterrann. Schon lange hatte sie sich nicht mehr so wohlgeföhlt. Ein sinnlicher Genuss, den sie so lange wie möglich auskosten wollte. Sie föhlte sich frei, der Schmerz über Biscias Verhalten war verschwunden. Wohlige Wärme kroch in jede Pore ihres Körpers, das knisternde Feuer tat sein Übriges. Jetzt konnte sie den Mantel ausziehen.

Auch Iolanda hatte ihren Kaffee

ausgetrunken. Sie zog ein Päckchen Zigaretten aus der Tasche ihres Morgenmantels, nahm eine heraus und riss ein Streichholz an.

»Rauchst du?«

Tilde schüttelte den Kopf, auch wenn sie insgeheim mit einer Zigarette geliebäugelt hatte. Die Geste hatte sie an Biscia erinnert, an die vielen Zigaretten, die er bei ihrer letzten Begegnung geraucht hatte. Ein verzweifelter Versuch, seine Männlichkeit zu beweisen und seine Gefühle zu betäuben.

Du blöder Kerl, was glaubst du eigentlich, wer du bist?

Der kurze Moment des Glücks war

verflogen, jetzt zahlte sie den Preis. Der Schmerz war zurück.

»Das Problem sind die Schuhe«, Iolanda warf einen kritischen Blick auf Tildes Füße, »hast du etwas Anständiges?«

Die Exemplare mit den Pappsohlen konnte sie jedenfalls nicht tragen. Die letzten schicken Schuhe hatte sie vor dem Krieg von ihrer Mutter bekommen. Glänzende Lackschuhe, die sie bei Elisabettas Hochzeit getragen hatte, ihrer Cousine, die bei einem Bombenangriff der Alliierten getötet worden war.

Wie sollte das nur weitergehen? Dieser Krieg war unerträglich. Nacht für

Nacht rissen die Alarmsirenen sie aus dem Schlaf. Noch nicht ganz wach hörte sie das Brummen der näher kommenden Flugzeuge und die Stimme ihrer Mutter: »Aufstehen, wir müssen sofort hier raus!«

»Geht schon, lasst mich in Ruhe«, hatte sie das letzte Mal geantwortet und sich zur Wand gedreht.

»Bist du verrückt?« Die Mutter riss ihr die Bettdecke weg und schüttelte sie. Jetzt war sie richtig wach. Sie warf sich etwas über und stürzte in die Dunkelheit hinaus, die von den feurigen Fäden der Leuchtpurgeschosse durchschnitten wurde. Der Nachthimmel schien zu

explodieren, wie bei einem Feuerwerk, dann waren die ersten dumpfen Detonationen der einschlagenden Bomben zu hören. Gerade noch rechtzeitig erreichten sie den Schutzkeller. Die erste Runde in diesem Spiel auf Leben und Tod war überstanden.

Wie könnt ihr verlangen, dass wir unser Leben im Kampf gegen die Deutschen riskieren, wenn ihr hinterher Bomben auf uns werft?

Sie war anders als ihr Bruder, der schon beim ersten Heulton hellwach war. Wieder einmal war es die scheinbar unerschöpfliche Energie ihrer Mutter gewesen, die sie wachgerüttelt, ihr Kraft

und neuen Lebensmut gegeben hatte. Obwohl sie selbst am Ende ihrer Kräfte war, versuchte sie alles, um das Leben ihrer Kinder zu retten. Sie konnte nicht verstehen, warum ihre Tochter sich aufgab. Tilde wollte ihre Mutter nicht enttäuschen oder ihr gar wehtun. Was konnte sie schon für das Unglück ihrer Tochter? Ihre Eltern hatten Tag und Nacht geschuftet, nur damit die Kinder überleben konnten.

»Hallo, wo sind wir denn gerade, *Signorina*?« Iolanda schien ihre Verzweiflung zu spüren.

»Kennst du den Hauptmann?«, fragte sie zurück und wurde rot. Dabei schämte

sie sich nicht für das, was auf sie zukam, dafür aber für ihre Schwäche, wenn sie an die Vergangenheit dachte. Die Erinnerungen waren eine Qual, nicht weniger grausam als Hunger oder Armut.

Iolanda wusste nichts von alledem und musterte sie voller Mitgefühl. »Tilde, darf ich dich etwas fragen?«

Sie nickte verlegen, erstaunt über die Wärme und Zärtlichkeit in der Stimme der fremden Frau.

»Ist es das erste Mal?«

Sie wollte verneinen, doch der Drang, sich dieser Frau zu offenbaren und ihr die Wahrheit zu sagen, war stärker.

»Ja.« Sie wurde wieder rot.

Iolanda beugte sich nach vorne und drückte Tildes kalte Hand, dabei lächelte sie.

»Es klingt vielleicht ein bisschen komisch, aber du hast Glück. Hessen ist anders als die anderen. Ein sympathischer Mann, von der Uniform einmal abgesehen.«

Ihre Worte machten Tilde Mut.

»Warst du schon mal mit ihm aus?«

Iolanda schüttelte den Kopf.

»Aussuchen darf ich mir die Männer leider nicht.«

»Es ist eben Krieg, Iolanda.« Warum hatte sie das gesagt?

Iolanda zog geistesabwesend an ihrer Zigarette und blies den Rauch in kleinen Ringen wieder aus. »Ja, der Krieg. Vielleicht zeigen wir da unser wahres Gesicht.«

»Was meinst du damit?«

»Ach nichts. Wie war das mit den Schuhen? Welche Größe hast du?«

»Achtunddreißig, glaube ich.«

»Zeig mal her.«

Tilde stand auf und ging zu ihr hinüber. Iolanda drückte ihre Zigarette in der Tasse aus, beugte sich nach unten und zog Tilde vorsichtig einen Schuh aus. Dann schlüpfte sie selbst hinein. Sie

bewegte den Fuß hin und her.

»Passt, achtunddreißig dürfte stimmen. Ich besorge dir ein Paar.«

Dann gab sie ihr den Schuh zurück und schlüpfte wieder in ihre Pantoffeln. Tilde hätte sie am liebsten umarmt, beherrschte sich aber.

»Iolanda, warum tust du das?«

Die Frau zögerte einen Moment, dann zuckte sie mit den Schultern. »Ich genieße das Leben, das ist meine Welt. Aber ich bin Italienerin, für meine Landsleute tue ich alles.«

Eine seltsame Frau. Die ganze Woche über musste Tilde an sie denken. Sie glaubte verstanden zu haben, warum sie

von den Deutschen und den Partisanen gleichermaßen geschätzt wurde. Beiden gab sie das, was sie wollten: den einen ihren Körper, den anderen Informationen. Und Iolanda gab gerne, sie war großzügig.

Vielleicht hatte Iolanda auch Mitleid mit ihr gehabt, weil sie fast noch ein Kind war. Sie hatte Wärme, Kaffee und ihre Kleidung mit ihr geteilt, um ihr das Beste zu geben, was sie hatte, und nicht, um ihr zu zeigen, welche Privilegien sie genoss. All das machte ihr diese Frau sympathisch, bei ihr fühlte sie sich geborgen.

Die Tage vergingen. Dass diese einzigartige Frau in ihrer Nähe sein

würde, machten ihr die Gedanken an das Fest in der Deutschen Kommandantur leichter und sie spürte sogar etwas wie Vorfreude.

Als Dolores in der Mittagspause giftete, diese Hure würde eines Tages tot in der Gosse liegen, wurde Tilde wütend: »Was weißt du denn schon? Kennst du sie überhaupt?«

»Warum? Kennst du sie?«

Tilde musste vorsichtig sein, sie durfte sich nicht verraten. Dazu war der Auftrag zu wichtig. Aber irgendwie musste sie Iolanda auch verteidigen, das hatte sie verdient.

»Es heißt, sie sei eine sehr großzügige Frau.«

»Tatsächlich?«, spottete Dolores und klatschte in die Hände. Dann hielt sie inne. »Großzügig zu den Deutschen, ja, das stimmt, aber zu uns?«

»Was meinst du damit?«

»Nichts, nichts«, wiegelte Dolores ab. Aber ihr Gesichtsausdruck sprach Bände.

»Von wegen! Raus mit der Sprache!«

»Warum regst du dich so auf, Tilde?

Die kann dir doch egal sein.«

Hatte sie schon zu viel gesagt?

»Heutzutage muss man aufpassen, was man sagt«, lenkte sie von sich ab. »Man

muss nur irgendetwas behaupten und schon kann es einem Unschuldigen das Leben kosten.«

Dolores ließ sich nicht abbringen.

»Ich behaupte gar nichts. Jeder weiß, dass sie mit den Deutschen gemeinsame Sache macht.«

»Dass man mit den Deutschen ins Bett steigt, heißt noch lange nicht, dass man für sie spioniert.«

»Was meinst du wohl, wer Sandra verraten hat, wer daran schuld ist, dass sie deportiert wurde?«

»Iolanda?«

»Wer denn sonst? Schließlich

arbeiten beide in der Tabakfabrik.«

»Ja und?«

»Dieses Flittchen wurde nicht ohne Grund ins Büro versetzt. Von dort kann sie alles kontrollieren und an die Deutschen weitergeben.«

Noch zwei Tage bis Sonntag.

Dolores' Worte hatten Tilde aufgewühlt. Ungeduldig fieberte sie dem Ende der Schicht entgegen. Kaum hatte sie die Fabrik verlassen, schwang sie sich aufs Rad. Sie musste unbedingt mit dem Comandante sprechen. Beißender Rauch aus den Fabrikschloten wurde über die Stadt geweht, stülpte sich wie eine graue Dunstglocke über die Häuser und

verpestete die Luft. Sie versuchte es in der Via Paglia, aber der Comandante war nicht zu Hause. Dann bei Gaggero, vielleicht war er noch in der Arbeit. Auch dort hatte sie kein Glück. Schließlich fuhr sie zur Sanitätsstation von Sestri. Umringt von jungen Leuten kniete Olindo Grandi am Boden, um das Rad einer Tragbahre zu reparieren. Sie ging auf ihn zu und sagte: »Ich muss dich sprechen.« Die anderen sahen sie verblüfft an.

Dem Comandante war klar, dass etwas passiert sein musste. Er stand auf, griff nach ihrem Arm und zog sie nach hinten ins Büro. Er schloss die Tür und sah sie erwartungsvoll an.

Die Worte sprudelten aus ihr heraus.

Sie berichtete von Dolores'

Verdächtigungen, aber auch von dem Eindruck, den Iolanda auf sie gemacht hatte. Insgeheim hoffte sie, dass Olindo sie beruhigen würde. Sie wollte hören, dass man sich auf diese Frau verlassen konnte. Aber Gewissheit hatte auch er nicht, Garantien waren in Zeiten wie diesen Fehlanzeige.

»Wer ist diese Dolores? Natürlich könnte sie recht haben. Wenn du nicht willst, dann musst du jetzt aussteigen.«

»Eine Kollegin. Aber sie ist mir völlig egal. Was ist mit Iolanda?« Tilde

schluckte schwer. Olindo begriff, dass es nicht nur die Angst war, die sie zu ihm geführt hatte. Vielleicht war mit neunzehn die Möglichkeit, sich jemandem anzuvertrauen, sogar wichtiger als das eigene Leben. Deshalb antwortete er sanft: »Tilde, wenn ich mir nicht sicher wäre, hätte ich dich dann zu ihr geschickt?«

Ein wenig Licht im Dunkel

Vor dem Krankenhaus verabschiedete ich mich von Pertusiello und griff nach meinem Handy. Endlich hatten wir Jasmine sehen dürfen. Vollgepumpt mit Schmerzmitteln und an Schläuche und Kabel angeschlossen lag sie da. Ohne die moderne Gerätemedizin hätte sie nicht überlebt. Der Chefarzt hatte uns freundlich und mit einem Hauch von Fatalismus erklärt, dass sie alles Menschenmögliche getan hätten. Ab jetzt brauche Jasmine

einfach Glück. Und Zeit.

Ich rief Olindo Grandi an, um ihn davon in Kenntnis zu setzen, dass Balletta auf gar keinen Fall mit mir sprechen wollte. Er wusste Bescheid, sein Freund hatte ihn bereits angerufen, um sich zu beschweren.

»Wovor hat er Angst?«

»Vor allem und jedem, selbst vor seinem eigenen Schatten.«

»Hat er Nicla gekannt?«

»Nein, behauptet er jedenfalls. Du wirst wohl einen anderen Informanten brauchen.«

»Kein Problem, aber möglichst einen mit guten Nerven«, versuchte ich ihn ein

bisschen zu provozieren.

»Balletta ist ein Sonderfall. Jede noch so kleine Veränderung in seinem Alltag wirft ihn aus der Bahn. Älterwerden ist grausam. Aber wenn ich dir einen Rat geben darf: Wende dich an Lanza. Er ist vielleicht etwas spröde, aber er war dabei. Vielleicht kann er dir helfen.«

»Wo finde ich ihn?«

Er bat mich um etwas Geduld und legte den Hörer zur Seite, um Lanzas Telefonnummer herauszusuchen. Nach einer Weile meldete er sich wieder: »Das Alter, tut mir leid. Mein Gedächtnis ist auch nicht mehr das, was es mal war. Ich rufe Lanza an und gebe ihm Bescheid.«

Ich bedankte mich und speicherte die Nummer in meinem Handy. Dann ging ich zu meiner Vespa hinüber und fuhr in Richtung Sestri. Es war schon fast Mittag. Der Himmel war bleigrau, der Wind hatte gedreht. Er kam jetzt vom Meer und brachte feuchtwarme Luft mit. Im Westen stauten sich die Wolken an den Berghängen, von den schneebedeckten Gipfeln war nichts mehr zu sehen. In der Luft lag der beißende Geruch der Stahlwerke von Cornigliano. Allerdings nicht mehr so penetrant wie früher, als sie noch Vierundzwanzig-Stunden-Schichten fuhren und Fenster und Balkone von

feinem roten Staub überzogen waren.

Eine Viertelstunde später parkte ich die Vespa in der Via Biancheri und ging in Richtung Piazza Baracca, um dort etwas zu Mittag zu essen. Ich überquerte den Platz und fand mich an der Ecke zwischen Via Cavalli und Piazza Oriani wieder. Mein Blick fiel auf das Verdi-Kino und auf das Gebäude, in dem damals die Faschisten residiert hatten. Dort hatten die Partisanen 1944 in einer Nacht-und-Nebel-Aktion die rote Fahne und die italienische Trikolore gehisst. Das hatte mir mein Großvater erzählt. Nachdem ich an der Theke einer Bar einen Kaffee getrunken und ein Brötchen

hinuntergeschlungen hatte, streifte ich ziellos durch die Gegend. Ohne zu wissen, warum, bog ich in eine Seitenstraße ein und kam an einer angelehnten Tür vorbei. Irgendetwas erregte meine Aufmerksamkeit. Ich blieb stehen. Es war das Schild der Geschäftsstelle Sestri der ANPI, der Nationalen Vereinigung der Italienischen Partisanen. Wer weiß, wie oft ich schon daran vorbeigelaufen war, ohne es zu bemerken.

Ich beschloss, mein Glück zu versuchen, öffnete die Tür und stieg die schmale Treppe hinauf. Oben erwartete mich ein enges Büro mit zwei Schreibtischen, alles penibel aufgeräumt.

Durch die verglaste Balkontür drang ein schwacher Lichtstrahl, so als würde er sich nicht hereinwagen. An den Wänden hingen Fahnen, Spruchbänder und vergilbte Porträts von gefallenem Partisanen sowie Gruppenfotos der Garibaldi-Brigaden aus Sestri: »Longhi«, »Alpron« und »Sordi«. Keine Menschenseele weit und breit. Ich rief: »Hallo? Ist da jemand?«

Aus dem Nebenzimmer tauchte ein alter, aber agil wirkender Mann auf.

»*Buongiorno*, was kann ich für Sie tun?«

»Wenn Sie Zeit haben, würde ich

Ihnen gerne ein paar Fragen stellen.«

»Zeit? Mit dreiundachtzig wird die Zeit langsam knapp«, sagte er mit rauer Stimme.

Er war ein stattlicher Mann mit einem sorgfältig gepflegten Bärtchen. Die Kleidung war einfach, aber ordentlich: Cordhose, kariertes Hemd, dunkle Wollstrickjacke und passende Baskenmütze.

Ich musste lachen und setzte mich.
»Ich suche einen Mann. Den Sohn einer Frau, die früher in Sestri gewohnt hat.«

»Und wie heißt er?«, fragte er neugierig.

»Wenn ich das wüsste.«

Er sah mich vielsagend an. Erstaunt, aber auch mit leisem Spott.

»Ich glaube, Sie haben ein Problem. Warum suchen Sie nach ihm?«

»Ich soll ihm sagen, dass er einen Haufen Geld erbt.«

»Der Mann ist ein Glückspilz«, sagte er schmunzelnd. Doch sein Misstrauen war geweckt: »Sind Sie Anwalt?«

»Sagen wir, meine Aufgabe ist es, eine Anwaltsangelegenheit zu einem guten Ende zu bringen. Der Bruder des Mannes, den ich suche, ist sehr krank. Er ist mein Auftraggeber.«

»Wenn er wirklich sein Bruder ist«, sinnierte der Alte, stützte seine

Ellenbogen auf den Schreibtisch und ließ die Handgelenke knacken, »dann muss er doch wissen, wie er heißt.«

»Sie haben verschiedene Väter. Er weiß nur, dass die Mutter Nicla hieß.«

»Er kennt nicht einmal den Nachnamen der eigenen Mutter?«

»Eine komplizierte Geschichte.«

»Das können Sie laut sagen.«

»Er wurde während des Krieges geboren. Sein Vater war ein deutscher Offizier, der 1944 umgebracht wurde.«

»Etwa von uns?«, unterbrach er.

»Das Attentat auf das Odeon-Kino. Erinnern Sie sich?«

»Wie könnte ich das vergessen? Jeden Tag denke ich an diese Burschen.« Er zeigte auf ein Bild hinter mir, das Massaker am Turchino-Pass. »Eines der Opfer stammte aus Sestri. Sandro, ich kannte ihn gut.«

Nachdenklich betrachtete ich das Foto von Sandro Fallabrino, der im Alter von neunzehn Jahren hingerichtet worden war. Die Vergeltung der Deutschen für den Anschlag. Er war genauso alt gewesen, wie meine Tochter jetzt. Hessen hatte recht: Wer überleben wollte, musste als Erster schießen. Manche Widerstandskämpfer hatten schon eine Waffe getragen, noch bevor sie die erste

Freundin hatten. Man musste nur wissen, auf wen man zielte, bevor man abdrückte.

»Bevor er starb, hatte der deutsche Offizier eine Affäre mit einer Partisanin. Sie wurde schwanger. Nach der Geburt wurde das Kind von der Schwester seines Vaters nach Deutschland gebracht. Von seiner Mutter hat mein Auftraggeber nie wieder etwas gehört. Erst kürzlich hat er erfahren, dass sie nach dem Krieg noch einen zweiten Sohn bekommen hat, von einem Italiener. Leider ist sie bereits vor vielen Jahren gestorben.«

»Eine Partisanin namens Nicla?« Er zog die Augenbrauen hoch. Nach kurzem

Nachdenken fügte er hinzu: »Mein Gedächtnis ist nicht mehr das beste, besonders was Namen angeht. Viele habe ich einfach vergessen. Aber die Ereignisse der damaligen Zeit haben sich mir ins Gedächtnis gebrannt, daran würde ich mich bestimmt erinnern.«

»Das glaube ich Ihnen.«

»Das heißt, Sie arbeiten für einen deutschen Anwalt?«, fragte er plötzlich.

»Mehr oder weniger.«

»Mehr oder weniger?«

Das Misstrauen war zurückgekehrt. Wer konnte es ihm verdenken, ich hatte mich noch nicht mal vorgestellt.

»Mein Klient heißt Hessen. Er lebt in

Köln und sein Vater war Hauptmann der Wehrmacht.«

»Hessen? Der Name sagt mir nichts. Aber Sie haben mir nicht geantwortet.«

»Ich habe Ihnen doch erklärt, dass mein Auftrag darin besteht, einen Unbekannten zu einem reichen Mann zu machen.«

»Dafür werden Sie bezahlt?«

»Ja, genau dafür.«

Die Spannung war jetzt mit den Händen zu greifen. War ich zu weit gegangen? Würde er mich vor die Tür setzen? Aber ich hatte noch ein Ass im Ärmel: meinen Vater. Sein Name war Legende, er musste ihn kennen. Aber zu

meiner Überraschung musterte er mich von oben bis unten und sagte: »Wissen Sie, warum ich Sie das frage?«

»Sie wollten wissen, womit ich mein Geld verdiene.«

Er schüttelte den Kopf. »Nein, hier ist etwas faul. Wann hat Ihr Auftraggeber von der Existenz seines Bruders erfahren?«

»Vor einigen Wochen.«

»Unsinn.«

»Wieso?«

»Er müsste es seit über zwanzig Jahren wissen.«

»Was meinen Sie damit?«

»Ich bin mir ganz sicher«, sagte er

aufgeregt, »damals hat ein Deutscher hier herumgeschnüffelt, so um die vierzig, blond, blaue Augen. Er sprach perfekt Italienisch und fragte mich nach einer Frau, genau wie Sie heute.«

»Erinnern Sie sich an den Namen der Frau?«

»Nein, Namen vergesse ich leicht, aber seine Geschichte war haargenau die gleiche wie Ihre.«

»Die Namen Nicla und Hessen sagen Ihnen nichts?«

»Überhaupt nichts. Vielleicht ist das aber gar nicht so wichtig. Ich weiß, dass er auch andere Kameraden aus dem Widerstand befragt hat, leider sind viele

von ihnen inzwischen tot.« Er hielt kurz inne, um dann fortzufahren: »Übrigens, wie heißen Sie eigentlich?«

»Bacci Pagano.«

Plötzlich war er wie verwandelt, seine Miene hellte sich auf.

»Pagano, der Detektiv?«

»Höchstpersönlich.«

»Das ist ja ein Ding, der Sohn von Guido und Anna!« Er lachte und ließ die Faust krachend auf den Schreibtisch donnern. »Dein Vater und mein Bruder waren Kollegen bei Fossati, bevor er zu Meccanico nach Sampierdarena gegangen ist. Deine Mutter hat in der Tabakfabrik gearbeitet. Wir waren gut befreundet.«

»Wann war das?«

»Nach dem Krieg, als wir uns vom Hungern ablenken mussten. Wir haben uns in der Vacca Morta in Borzoli getroffen und sind regelmäßig versackt. Ich erinnere mich noch an den weißen Coronata, den sie dort ausgeschenkt haben! Was für ein Fusel! Heute würde man ihn wahrscheinlich in den Abfluss schütten, aber damals kam er uns vor wie Champagner. Wir wollten die schrecklichen Jahre einfach vergessen.«

»Haben Sie auch gekämpft?«

»Selbstverständlich!« Man merkte, wie stolz er darauf war. »Zuerst hier in

der Stadt, sofort nach dem
Waffenstillstand mit den Alliierten am
8. September. Nachdem mich die
Deutschen aufgespürt hatten, bin ich Ende
'43 in die Berge geflohen. Dort habe ich
mich der Gruppe von Miro im Val
Borbera angeschlossen. Sechste
Kampfzone. Am 24. April war ich beim
Aufstand in Genua dabei. Eine schlimme
Zeit, ich habe lange nur von Kastanien
gelebt. Dein Vater war in Urbe, bei der
Divisione Mingo, wenn ich mich nicht
irre.«

»Sie irren sich nicht, das war 1944.«

»Ich habe auch den Vater deiner

Mutter gekannt. Er arbeitete während des

Krieges bei Ceramica Vaccari.«

»Ja, mein Großvater Baciccia ...«

»Ein großartiger Mann, ein Patriot, ein Widerstandskämpfer der ersten Stunde.«

»Was Sie alles wissen! Wie heißen Sie eigentlich?«

»Luigi Bavastro, aber alle nennen mich Gino. So hieß ich damals. Sagt dir das nichts?«

Natürlich hatte ich von Gino gehört, der zusammen mit den anderen Widerstandskämpfern aus Sestri den Deutschen die Hölle heißgemacht hatte. Alles echte Anarchisten, ihre Aktionen waren regelrechte

Himmelfahrtskommandos gewesen.

Damals nannte man sie *leggeroni*.

Allerdings waren sie keine Hasardeure, sondern echte Patrioten. Wenn ich in dieser Zeit gelebt hätte, wäre ich einer von ihnen gewesen, da war ich sicher.

»Natürlich, mein Großvater hat mir alles über Sie erzählt.«

»Und dein Vater?«

»Er sprach nicht viel.«

»Stimmt, Guido machte nie viele Worte. Baciccia wird dir wohl auch erzählt haben, dass man uns ›die Draufgänger‹ genannt hat. Da war vielleicht sogar was dran. Ende ‘43

musste ich abtauchen, weil ich den Bogen überspannt hatte. Ich arbeitete damals als Maurer und trug immer eine Waffe bei mir. Eines Morgens war ich gerade dabei, den Dachgiebel eines Hauses in Calcinara auszubessern, als ein Lastwagen voller Schwarzhemden vorbeifuhr, die lauthals die ›Giovinezza‹, die Hymne der faschistischen Bewegung in Italien, sangen. Na ja, sangen ist zu viel gesagt. Sie blökten eher wie Schafsböcke, das kannst du mir glauben. In meiner Tasche hatte ich eine funkelnagelneue Mauser, die aus der Werft herausgeschmuggelt worden war. Ich konnte einfach nicht widerstehen und habe losgeballert. Dabei habe ich

wohl einen erwischt und sie flohen Hals über Kopf. Jemand muss mich erkannt haben, denn sie kamen zu mir nach Hause, um mich abzuholen. Gerettet hat mich meine Liebe zu den Frauen. Just an diesem Abend war ich zu Mariù ins Bordell gegangen, deshalb konnte mein Bruder mich rechtzeitig warnen.«

Eine faszinierende Geschichte. Für einen Moment vergaß ich Hessen, meinen Auftrag und sogar die Schläuche und Kabel, die Jasmynes Körper am Leben hielten. Ich dachte an mich und mein Leben und daran, dass vieles im Leben Schicksal ist.

Wie oft schon hatte ich darüber

sinniert, warum ich gerade diesen Drecksjob gewählt hatte. Privatdetektiv! Ganz zu schweigen von der Art und Weise, wie ich den Beruf ausübte. Mein untrügliches Gespür für Katastrophen. Überall dort, wo das Chaos am größten war, da war auch ich. Dabei kam ich finanziell gerade so über die Runden. Ich setzte alles aufs Spiel: meine Existenz, meine Träume und Hoffnungen, selbst mein eigenes Leben. Ich hatte immer geglaubt, man dürfe erst dann schießen, wenn man selbst in Gefahr ist, wenn der andere dabei ist, abzudrücken. Doch in diesem Augenblick spürte ich, dass wir

Brüder im Geiste waren: Gino, mein Vater, die anderen Jungs von damals ... und ich. Zum allerersten Mal wurde mir bewusst, dass ich der Sohn eines Mannes war, der im Widerstand nicht nur gekämpft, sondern auch getötet hatte. Dass meine schon chronische Perspektivlosigkeit das Erbe meines Vaters war, eines Mannes, für den es keine Zukunft mehr gab. Diese verhängnisvolle Logik hatte sich in mir festgesetzt, für Vernunft und Einsicht war ich blind und taub. Da nutzte es auch nichts, mir einzureden, dass sie damals zwanzig waren und ich heute über fünfzig bin, dass damals zwischen Gegenwart und

Zukunft ein Kapitel der Weltgeschichte lag: der Krieg, die Besatzung, der Hunger, die Bombenangriffe, der Terror ...

Warum hatte ich nicht früher darüber nachgedacht? Ganz einfach: Mein Vater hatte nie mit mir über die damalige Zeit gesprochen. Gino hatte recht, Guido Pagano war kein Mann der Worte. Alles, was ich wusste, hatte mir mein Großvater erzählt. Auch er war Arbeiter, auch er war Kommunist, auch er litt Höllenqualen im Gefängnis. Von den Faschisten verprügelt, in aller Öffentlichkeit auf demütigende Art und Weise mit Rizinusöl behandelt und sich danach in die Hosen geschissen. Aber Baciccia hatte nie jemanden erschossen.

Ich glaube sogar, dass er niemals eine Waffe in der Hand hatte. Die Geschichten, die er mir geduldig immer wieder erzählt hatte, waren zwar aufregend und zeichneten ein stimmungsvolles Bild seiner Heimat, aber die grausame Wahrheit der damaligen Zeit hatte ich durch ihn nicht erfahren. Mein Großvater war eben aus anderem Holz geschnitzt.

Als ich wieder aufblickte, bemerkte ich das mitfühlende Lächeln auf Ginos Gesicht. Konnte er etwa Gedanken lesen?

Er versuchte mich aufzuheitern. »Hör mal, ich würde dir gerne helfen, aber ich weiß nicht, wie.«

»Schon passiert.«

»Hast du dich umgehört?«

»Ja, bei Olindo Grandi.«

»Olindo?«

»Der Comandante ...«

»Du willst mir erklären, wer Olindo

Grandi war? Du?« Er lächelte nachsichtig.

»Er hat dir nichts erzählt, oder?«

»Über was?«

»Über den Deutschen, damals, vor

etwa zwanzig Jahren.«

»Vielleicht hat er es vergessen.«

Mit einer Geste wischte er meinen

Einwand vom Tisch. »Machst du Witze?

Olindo hat ein Elefantengedächtnis.«

»Hat Hessen auch mit ihm

gesprochen?«

Er schüttelte den Kopf, offensichtlich war das aber nicht die Antwort auf meine Frage. Er schien sich vielmehr zu wundern, warum Grandi mir nichts erzählt hatte.

»Ich rufe dich in den nächsten Tagen an. Wo erreiche ich dich?«

Ich reichte ihm meine Visitenkarte und bedankte mich. Er begleitete mich zur Treppe und gab mir die Hand. Sein Händedruck war erstaunlich kräftig. Ich hatte den Eindruck, als wollte er sich mit dieser Geste nicht nur von mir, sondern von meiner ganzen Familie verabschieden.

Von jedem Einzelnen, der heute nicht mehr am Leben war. Ich war der Letzte in der Reihe, der allein übriggebliebene einer für immer verlorenen Zeit, dachte ich voller Selbstmitleid. Vielleicht merkte der Alte das, denn als ich die Treppe hinunterging, rief er mir mit seiner rauen Stimme etwas hinterher, das in meinen Ohren verdammt ironisch klang: »Tu mir einen Gefallen, Pagano, und mach die Tür hinter dir zu.«

Mission erfüllt

Genua, Februar 1944

Sergente Walden lenkte den Wagen durch das Gittertor einer Villa auf den Hügeln von Albaro. Als sie durch den Park fuhren, hörte man den Schotter unter den Reifen wegspritzen, während die Scheinwerfer den Weg durch die tiefschwarze Nacht suchten. Selbst die mächtigen Bäume waren nur schemenhaft zu sehen.

Sie hatten den Bahnhof von Terralba

passiert, die Bahngleise überquert und waren hinter dem Studentenwohnheim abgebogen.

Als sie das Gebäude wiedererkannte, lief es Tilde eiskalt den Rücken hinunter. Sie fühlte sich beschwingt, weil sie auf dem Fest drei Gläser Champagner getrunken hatte, doch jetzt hatte sie das Gefühl, als hätte man ihr den Boden unter den Füßen weggezogen. Französischer Champagner! Früher durfte sie zu Weihnachten immer von dem Muskateller probieren, den ihr Vater jedes Jahr in der Nähe von Acqui Terme gekauft hatte. Champagner jedoch war etwas ganz anderes, köstlich und prickelnd, mehr als

ein Getränk, fast wie eine andere Welt.
Alles schien ihr plötzlich rosarot ...

Es war Fliegeralarm und man hatte
Verdunklung angeordnet. Das sanfte
Kerzenlicht umschmeichelte Tildes
Körper, was auch einigen Offizieren nicht
verborgen geblieben war. Der große Saal
füllte sich nach und nach. Im Halbdunkel
wirkten die Gäste wie bizarre Schatten,
die sich zu einem Hexensabbat
versammelt hatten. Hin und wieder waren
Wortfetzen und aufgesetztes Lachen zu
hören. Die Soldaten präsentierten ihre mit
Kragenspiegel, Adler und Hakenkreuz

geschmückten Ausgehuniformen wie eine zweite Haut, die sie unverwundbar zu machen schien. Die anwesenden Frauen konnten unterschiedlicher nicht sein. Die Blondes sprachen deutsch, aber auch die Dunkelhaarigen brauchten keinen Dolmetscher, um zu verstehen, was die Männer von ihnen wollten. Ein Streichquintett umrahmte den Vortrag einer platinblonden Sängerin. Ihre schwermütigen Lieder klangen in Tildes Ohren ganz sanft, auch wenn sie im harten Deutsch der Besatzer gesungen wurden.

Iolanda hatte Tilde einen hellen Übergangsmantel geliehen, der an den Ärmeln ein wenig abgestoßen war, aber

haargenau passte. Wie eine fürsorgliche Mutter hatte sie sich darum gekümmert, dass ihr Schützling für ihren ersten Auftritt auf dem gesellschaftlichen Parkett angemessen gekleidet war.

Hochgeschlossene Seidenbluse, dezentes Kostüm mit engem Rock, schwarze Halbschuhe mit flachem Absatz. Wie eine züchtige Italienerin, die zum ersten Mal ausgehen darf.

Wo war Hessen? Vergeblich hielt Tilde nach seinem blassen Gesicht Ausschau. Sergente Walden allerdings hatte sie in der Menge ausgemacht. Die beiden Frauen waren auf Hessens Adjutanten zugesteuert. Iolanda und

Walden plauderten angeregt miteinander. Obwohl Tilde nur wenig verstand, war ihr klar, dass es um sie ging. Ihr nächtlicher Ausflug in die Berge, der Hinterhalt auf der Straße nach Sant'Alberto, das Verhör in der Kommandantur, die kurze Inhaftierung und die abenteuerliche Geschichte mit ihrer Tante. Mitten in der Nacht hatten sie die alte Dame geweckt, um Tildes Alibi zu überprüfen. Ihre Tante hatte sich zu Tode erschreckt. Dass die beiden nach ihrem Gespräch in lautes Gelächter ausgebrochen waren, hatte Tilde gar nicht gefallen. Wie lange war das jetzt her? Zwei Wochen vielleicht?

Sie erinnerte sich nicht genau, aber es kam ihr vor wie eine Ewigkeit.

Am schlimmsten war die Vorstellung, dass Strappaunghie plötzlich auf dem Fest auftauchen könnte. Vergeblich hatte Iolanda in der Straßenbahn versucht, sie zu beruhigen. »Mach dir keine Sorgen, die Folterknechte der Deutschen sind zu diesen Festen nicht eingeladen.«

Sergente Walden war äußerst zuvorkommend und hatte ihr ein Glas Champagner gereicht. Wild gestikulierend und mit einigen Brocken Italienisch entschuldigte er sich dafür, dass er das Glas ihrer Fahrradlampe zerschlagen hatte. Danach war er verschwunden.

Iolanda sah in ihrem eleganten schwarzen Kleid einfach umwerfend aus. Sie war in ihrem Element. Zwischen Umarmungen und Handküssen der Offiziere erklärte sie Tilde, wie man die Deutschen unterscheiden kann: die Wehrmacht in Graugrün, die SS in Schwarz und die Gestapo natürlich in Zivil.

Nach einer Weile begann der Alkohol zu wirken, und als ihr Biscias Worte in den Sinn gekommen waren, konnte sie sich ein Lächeln nicht verkneifen: »Man müsste nur eine Bombe deponieren und ... bumm!« Hier und heute hätte sie keinen Moment gezögert, eine Handgranate unter

den Tisch zu rollen, auf dem die Kellner all die wunderbaren Dinge serviert hatten, Delikatessen, die sie nur aus Romanen kannte: Lachs, Kaviar und Gänseleber. Am meisten hatte sie der gewaltige Schweinebraten fasziniert. Ein großes saftiges Stück und dazu eine Scheibe Schwarzbrot, das höchste der Gefühle.

Gerade als sie ihr zweites Glas Champagner geleert hatte, betrat Hessen den Saal, unsicher, fast zögernd. Walden hatte ihn bestimmt über Tildes Anwesenheit informiert. Als ihr bewusst wurde, dass er sie suchte, stellte sie ihr Glas ab und ging ihm entgegen. Ein

Lächeln trat auf sein Gesicht. Heute wirkte der Hauptmann sehr gepflegt, sorgfältig rasiert, der Hemdkragen war geschlossen.

»*Buonasera, Capitano*. Wie schön, Sie wiederzusehen.« Tilde war ein wenig verwirrt.

»*Buonasera, Signorina*, Sie hier?« Er deutete eine Verbeugung an.

»Meine Freundin Iolanda hat mich mitgenommen. Kennen Sie sie?«

Sie blickte sich suchend um. Wo war Iolanda nur? »Ich habe ihr von unserer Begegnung erzählt, damals in der Nacht, als ich festgenommen wurde. Und dass ich mich gerne persönlich für alles bei Ihnen bedanken würde. Deshalb bin ich hier.«

»Wunderbar.« Mit einem Lächeln hatte er ihr ein Glas Champagner gereicht, ihr drittes.

Hessen rührte keinen Bissen an, dafür leerte er Glas um Glas und rauchte unablässig dünne Filterzigaretten. Es schien, als wollte er sich betäuben. Tilde hatte noch den Lachs und die Gänseleber gekostet, danach ein mächtiges Stück Schokoladentorte, aber der Schweinebraten hatte ihr am besten geschmeckt. Ein weiteres Glas Champagner hatte sie abgelehnt, da sie die Kontrolle nicht ganz verlieren wollte. Den ganzen Abend hatte er sie nicht aus den Augen gelassen. Sie hatten getanzt und

sich gegenseitig ihr Leben erzählt, als wäre es ein Film. Dabei hatte sie erfahren, dass Hessen deshalb so gut Italienisch sprach, weil er in seiner Kindheit und Jugend die Sommerferien im Chianti verbracht hatte, wo die Eltern seines Vaters ein Landgut inmitten von Weinbergen und Olivenhainen besaßen. Die toskanische Sonne, die Späße mit den Bauernkindern und die ersten schüchternen Küsse gehörten zu den glücklichsten Momenten seines Lebens. Gegen zehn wurde der Hauptmann unruhig. Der viele Alkohol schien seinen Tribut zu fordern. Unvermittelt fragte er:

»Wollen Sie mich nach Hause begleiten?«

Tilde versuchte die aufsteigende Hitze zu ignorieren, die bestimmt der viele Champagner hervorrief. Sie schlug die Augen nieder.

»Gerne.«

Walden war im Auto sitzen geblieben. Der Motor lief und die Scheinwerfer waren wie Lichtfinger auf die Fassade der Villa gerichtet. Hessen öffnete die schwere Tür und bat Tilde herein. Dunkelheit schlug ihr entgegen. Noch eine Weile konnte man ein schwaches Motorengeräusch hören, dann verstummte auch das. Eine Tür schlug zu.

»Es gibt kein elektrisches Licht, wir müssen uns mit Kerzenlicht begnügen.«

Tilde seufzte tief, das Herz klopfte ihr bis zum Hals, der Boden unter ihr schien nachzugeben. Im Dunkeln würde alles einfacher sein. Ein schwacher Trost.

Hessen zündete die Kerzen eines Leuchters an. Das heller werdende Licht ließ aus der Schwärze des Raums einzelne Gegenstände hervortreten, Antiquitäten von unschätzbarem Wert. Es schien, als ob die Finsternis ihre Schätze nur demjenigen preisgeben wollte, der sie auch zu würdigen wusste. Damastbezogene Sessel und Sofas, eine edle Holzkonsole, eine

wundervolle Kristallvitrine,
ledergebundene Bücher, kostbare
Teppiche und ein elegant geschwungener
Konzertflügel. Im Laufe der Jahrhunderte
angehäufte Luxus, der Tilde
einschüchterte. Sie wusste, dass sie in
einer hochherrschaftlichen Villa stand,
einst vielleicht im Besitz einer reichen
jüdischen Familie, die sich hierher
zurückgezogen hatte. Jetzt hatten sich die
neuen Herren hier eingenistet.

Tilde hörte, wie jemand das Haus
betrat, die Tür schloss und den Korridor
entlangging. Laute Schritte von
Militärstiefeln knallten auf dem
Marmorboden, bis sie plötzlich

verstummten.

Schlagartig wurde Tilde bewusst, dass es kein Zurück gab. Der Hauptmann öffnete die Vitrine und nahm eine Flasche und zwei Gläser heraus. »Möchtest du einen Cognac?«

Tilde zögerte. Vielleicht wäre betrunken alles leichter zu ertragen? Am liebsten würde sie ihr Gehirn ausschalten und erst am nächsten Morgen wieder anknipsen. Dann würde alles vorbei sein. Aber sie musste ihre Pflicht erfüllen, mit allen Konsequenzen. Sie hatte den Auftrag, dem Deutschen den Namen der Verräterin zu entlocken. Diesen Auftrag würde sie erfüllen, um jeden Preis. Sie

spürte, wie die Kälte an ihr hochkroch, und hüllte sich fester in ihren Mantel.

»Frierst du?«

»Ein bisschen.« Ihr Hals wurde eng.

»Trink einen Schluck, dann wird dir wärmer.« In seiner befehlshaberischen Stimme lag ein Hauch Zärtlichkeit.

Er füllte ihr Glas. Tilde kippte den starken Cognac in einem Zug herunter. Sofort brannte ihr Hals wie Feuer und ihr Magen revoltierte, fast hätte sie sich übergeben. Sie setzte sich auf das Sofa, die Arme verschränkt, die Knie zusammengepresst.

»Walden heizt den Kamin im

Schlafzimmer an, bald wird es uns warm werden.« Hessens brutale Offenheit riss sie aus ihrer Benommenheit.

Seine Worte trafen sie wie ein Schlag. Sie ballte die Fäuste und presste die Oberschenkel noch fester zusammen. Bloß nichts anmerken lassen.

Die Stille, die nun folgte, war unerträglich. Tilde war wie gelähmt. Je länger sie dauerte, desto bedrohlicher wurde sie. Tilde versuchte die Situation zu entkrampfen.

»Ist Walden auch Ihr Kammerdiener?«, fragte sie neckisch, konnte ihre Angst aber nicht überspielen.

»Ein Adjutant ist ein Adjutant.«

Hessen näherte sich von hinten und schnupperte an ihren frisch gewaschenen Haaren. »Du riechst gut. Hast du das französische Parfüm von deiner Freundin?«

Tilde nickte. Plötzlich überkam sie ein bisher nie erlebtes Gefühl. Wohlige Wärme durchströmte ihren Körper. Vielleicht lag es am Champagner oder am Cognac, egal, ihre Angst war verflogen. Der Mann beugte sich über sie, sein warmer Atem streifte ihren Nacken. Alkohol- und rauchgeschwängert, aber nicht unangenehm. War das nicht Sünde? Doch dann dachte sie an Iolanda. Wie oft musste sie ganz ähnlich gefühlt haben.

»Für das, was man im Krieg tut, braucht man sich nicht zu schämen.« Das waren ihre Worte gewesen, Worte voller Verständnis und Mitgefühl.

Sie drehte sich langsam um und bot ihm ihre Lippen. Ganz instinktiv. In den irritierten Augen des Mannes, in denen sich das Kerzenlicht spiegelte, las sie eine verzweifelte Bitte. Die gleiche Traurigkeit, die ihr schon beim ersten Zusammentreffen aufgefallen war.

»Was ...?«, flüsterte sie.

»Du bist so jung«, murmelte er und strich ihr zärtlich über das Gesicht. Dann zog er sie an sich. Es folgte ein langer

zärtlicher Kuss, ein Kuss, in dem mehr Schmerz als Verlangen lag.

Als sie sich wieder voneinander lösten, sagte er bitter: »Bald wird das alles vorbei sein.«

Tilde sah ihn überrascht an, seine zweideutigen Worte beunruhigten sie. Er hatte das ausgesprochen, was sie sich am sehnlichsten wünschte. Warum verwirrte sie das so sehr? Weil dieser Satz ausgerechnet von einem Deutschen kam?

»Das Morden und Sterben auf beiden Seiten geht weiter, alles ist so sinnlos.«

»Ich verstehe nicht«, wagte sie zu sagen.

Hessen erhob sich, nahm sich eine

Zigarette und zündete sie an. Tilde spürte seinen Ärger, den er vor ihr verbergen wollte. Im Dämmerlicht tanzte die rote Glut der Zigarette nervös hin und her.

»Lüg mich nicht an«, seine Stimme war jetzt hart und unerbittlich, »du hast bewiesen, dass du das nicht nötig hast.«

Jetzt oder nie. Tilde wusste um das Risiko, aber das war ihre einzige Chance. »Glaubst du wirklich, dass ich an diesem Abend zu den Partisanen unterwegs war?«

Die Antwort kam prompt: »Ja.«

»Warum hast du mich dann nicht an Maestri ausgeliefert?«

Er lachte abfällig: »Maestri? Das war die Sache nicht wert.« Dass sie ihn geduzt

hatte, schien er nicht bemerkt zu haben.
»Du hast dein ganzes Leben noch vor dir
und in ein paar Monaten wird der Krieg zu
Ende sein.«

»Wie kommst du darauf?«

»Für mich ist er schon lange vorbei.
Seit eine englische Fliegerbombe meine
Familie ausgelöscht hat.«

Tilde schluckte. Deshalb also war er
so traurig. Auch hier und heute fielen
Bomben. Warum hatte er ihr auf dem Fest
nichts davon erzählt?

»Mein armer trauriger Hauptmann,
obwohl du auf der Seite der Faschisten
kämpfst, tut es mir doch leid, dass der

Krieg auch dir alles genommen hat.«

Der Gedanke irritierte sie. Sich einzugestehen, dass in einer graugrünen Uniform mit dem Hakenkreuz nicht nur Täter, sondern auch Opfer stecken konnten, fiel ihr schwer.

»Deine Familie?«

»Meine Frau und unsere drei Kinder.

Sie starben vor zwei Jahren in Köln, bei einem Bombardement der Engländer. Das Dritte Reich schuldet mir etwas.«

Sie schwieg, aber ihr

Gesichtsausdruck sprach Bände. Hessen goss sich noch einen Cognac ein und leerte das Glas in einem Zug.

»Nicht traurig sein, *Fräulein*, bald

sind die Amerikaner da und ihr werdet jubeln.« Seine Worte sollten tröstlich klingen.

»Wenn dich jetzt deine Kameraden hören könnten ...«

»Sie würden mich hinrichten, nicht anders als deine Kameraden.«

Er zuckte mit den Schultern und zog gierig an seiner Zigarette. Dann stieß er den Rauch aus, schnippte die Kippe auf den Marmorboden und zermalnte sie mit dem Stiefelabsatz. »Ist mir egal«, fuhr er fort.

»Mir aber nicht, mir ist das nicht egal. Wer soll mich dann beschützen?« Sie stand auf.

»Du wirst lernen, selbst auf dich aufzupassen.« Immer noch diese gespielte Heiterkeit. Er goss sich einen weiteren Cognac ein und kam auf sie zu, die Augen halb geschlossen, ein trauriges Lächeln auf den Lippen. »Auch einen Schluck, *Fräulein*? Uns bleibt nicht viel Zeit. Nur das kann uns retten.« Er hob das Glas.

Seine Worte kamen jetzt schleppend und er hatte Schwierigkeiten das Gleichgewicht zu halten. Er versuchte sie zu umarmen, aber sie wehrte ihn ab und sah zu, wie er strauchelte.

»Ich habe keine Uniform, unter der ich mich verstecken kann, ich muss wissen,

wer mich verraten hat.«

»Ich habe dir schon einmal das Leben gerettet. Was willst du noch von mir armseligem Soldaten?«

Seine Frage brachte sie in Verlegenheit.

»Du bist betrunken.« Trotz aller Traurigkeit musste sie lächeln.

»Betrunken? Na und?«

»Lass uns ein Spiel spielen.«

»Was für ein Spiel?« Er klammerte sich an ihr fest.

»Wahrheit oder Pflicht.«

»Einverstanden, aber vorher gehen wir ins Bett.«

Am liebsten wäre sie weggelaufen,

aber sie riss sich zusammen: »Vergiss den Cognac nicht, ich will noch etwas trinken.«

»Gute Idee. Du nimmst den Leuchter.«

Sie gingen die Marmortreppe in den ersten Stock hinauf. Hessen konnte sich nur mit Mühe auf den Beinen halten und klammerte sich am Geländer fest. Im Schlafzimmer empfing sie wohlige Wärme. Im ausladenden Kamin loderte ein kräftiges Feuer. Das züngelnde Spiel der Flammen hüllte den Raum in flackernd rotes Licht. Alles schien zu tanzen: die Freskowände, die Stuckdecke, der Spiegelschrank, die schweren Samtvorhänge ... Hinter den verhüllten

Fenstern ließ sich die Schwärze der Nacht
erahnen. Sie ließen sich auf das
Himmelbett fallen, bereit zum Duell.

Hessen versuchte Tilde zu packen, aber
sie war schneller und rollte von ihm weg.

»Spielen wir?« Ihre Augen blitzten.

»Los geht's.«

Ihr Körper revoltierte, alles schien
sich zu drehen. Doch sie spürte auch eine
unbändige Kraft. »Du darfst mich Stück
für Stück ausziehen, aber jedes Stück hat
seinen Preis.«

»Was muss ich tun?«

»Mir jedes Mal ein Stück Wahrheit
schenken.«

»Und dann?«

»Dann kannst du mich haben, wenn du noch kannst.« Hessen schüttelte den Kopf und knöpfte sich die Uniformjacke auf.

»Werden deine Freunde sie umbringen?«

»Machst du dir etwa Sorgen um eine Schlampe, die ihre Leute verrät?«

»Diese Schlampe arbeitet immerhin für den Generalstab.«

»Sei kein Feigling, Hauptmann.«

»Das ist es nicht ...«

»Also los! Womit fangen wir an?«

»Mit dem Mantel.«

»Es ist eine Frau, oder?«

Hessen nickte. Tilde zog den Mantel aus und warf ihn zu ihm hinüber. Er griff

danach und ließ ihn hinter sich aufs Sofa fallen. »Jetzt die Schuhe.«

»Kenne ich sie?« Tildes Erregung stieg.

Hessen nickte wieder. Tilde schlüpfte aus den Schuhen und schleuderte sie ihm entgegen, er konnte sie gerade noch abwehren. Danach zog sich Hessen mühevoll die Jacke aus. »Jetzt du!«

»Eine Arbeitskollegin?«

Hessen schüttelte den Kopf und Tilde zog sich die Kostümjacke aus.

»Die Bluse.«

»Eine Freundin?«

Hessen nickte.

»Lügst du mich auch nicht an? Du kennst meine Freundinnen doch gar nicht.«

»Eine Freundin«, sagte er mit ernster Stimme.

Tilde begann ihre Bluse aufzuknöpfen. Erst vorne, von oben nach unten, dann die Manschetten. Sie ließ die Bluse zu Boden gleiten und saß nun in ihrem weißen BH vor ihm, der ihre üppigen Brüste kaum bändigen konnte. Zum ersten Mal konnte sie Begehren in Hessens Augen lesen.

»Du kennst ihren Namen?«

»Ja.« Er zog sein Hemd aus und stand nun in Unterhemd und Uniformhosen vor ihr, die Hosenträger baumelten rechts und links neben seinen Hüften.

»Anfangsbuchstabe?«

»I wie *Italia*, und jetzt der Rock.«

Sie öffnete den Verschluss und streifte den Rock ab. Sie hoffte mit jeder Faser ihres Herzens, dass es nicht sie war. Nein! Das durfte nicht sein. Sie zermartete sich den Kopf, Namen tauchten auf und verschwanden wieder: Ida, Ines, Iride, Isotta, Ilaria, Ingrid ...

»Zweiter Buchstabe?«

»O wie *Ovid*.«

Das Urteil war gefällt.

»Iolanda«, hauchte sie mit leerer Stimme.

Hessen sah sie an und verharrte

regungslos. Er bemerkte, wie sich Tildes Augen mit Tränen füllten. Er wandte sich ab, setzte sich auf die Bettkante und zog die Stiefel aus. »Es tut mir leid, aber sie ist es.«

So endete das Spiel, das als Geplänkel begonnen hatte, in einer Tragödie. Ob er vielleicht doch gelogen hatte?

»Du wirst mich doch nicht anlügen, du verdammter Deutscher?«, flüsterte sie ihm ins Ohr.

Jetzt konnte er sich nicht mehr beherrschen. Er packte sie an den Schultern und drückte sie in die Kissen. Sie wehrte sich nicht. Mit der

Verzweiflung eines Kindes, das sich weigert, an die brutale Wahrheit zu glauben, die einfach nicht wahr sein darf, gab sie sich ihm hin.

Die Nacht war noch jung. Die knisternden Flammen des Kaminfeuers warfen ihr bizarres Licht auf die ineinander verschlungenen Körper. Die tiefschwarze Nacht legte sich wie ein schützender Schleier über sie, doch irgendwann würde der Morgen grauen. Keine noch so lange Dunkelheit konnte sie vor der schmerzhaften Realität bewahren, ein Schmerz, der schwerer wog als der Verlust ihrer Jungfräulichkeit. So hatte sie sich das erste Mal bestimmt nicht

vorgestellt, aber zu diesem Opfer war sie bereit gewesen. Hessens Worte jedoch hatten sie wirklich verletzt. Was sie von ihm erfahren hatte, war viel schmerzhafter als sein in sie eindringender Penis.

Jetzt, da sie die Wahrheit kannte, wusste sie nicht, was sie damit anfangen sollte.

Sie würde zu ihren Kameraden zurückkehren, mehr als zwei Worte gab es nicht zu sagen: »Mission erfüllt.«

Bluthochdruck

Lanza war nicht wie Olindo Grandi oder Gino Bavastro. Er empfing mich kühl und mit aufgesetzter Freundlichkeit. Er residierte in einem hochherrschaftlichen Palazzo in der Via Molfino, einem Sträßchen, das sich entlang des Rio Cantarena zur Via Costa hochzieht. Seine Frau Ada war das genaue Gegenteil. Nachdem sie mir die Jacke abgenommen hatte, schwirrte das zierliche Persönchen um mich herum und bombardierte mich mit Fragen. Ob ich einen Kaffee wolle, oder

vielleicht einen Tee, ob ich schon zu Mittag gegessen hätte, ob sie mir einen Orangensaft oder einen Cognac anbieten dürfe. Ihr Mann hielt diesen Eifer offensichtlich für übertrieben, hielt sich mit einem Kommentar aber zurück. Nachdem ich kapituliert und ein Glas Rotwein akzeptiert hatte, gingen wir ins Wohnzimmer und nahmen in bequemen schwarzen Ledersesseln Platz. Lanza steckte sich eine Zigarette an, ich begann meine Pfeife zu stopfen.

Der alte Mann war elegant gekleidet. Teurer Hausmantel, darunter grauer Pullover, weißes Hemd und dunkle Krawatte. Dazu Bundfaltenhosen und

Wildlederschuhe mit Krepptsohle, genau wie ich. War das sein üblicher Sonntagsstaat? Oder lag es an meinem Besuch?

Die abgedunkelte Wohnung hatte etwas Weihevollles und erinnerte mich an eine Sakristei. In der Luft lag ein Geruch aus Kampfer und Naphthalin. Die Einrichtung war luxuriös, fast ein wenig protzig. Antike Möbel, Kristalllüster, wertvolle Teppiche auf glänzendem Edelholzparkett und an den Wänden Gemälde aus dem 19. Jahrhundert, offenkundig Originale von unschätzbarem Wert. Lanza hatte es weit gebracht in seinem langen Leben, augenscheinlich viel

weiter als sein Comandante Olindo Grandi. Aus dem Widerstandskämpfer war ein reicher Mann geworden.

»Nun, Signor Pagano«, begann er und formte blaugraue Rauchringe, »was kann ich für Sie tun?«

Er siezte mich. Ein weiteres Zeichen dafür, dass er anders war. Auch er musste meine Familie gekannt haben. Oder hatte er die Zeit nach dem Krieg hinter dem Mond gelebt?

»Vor etwa zwanzig Jahren kam ein Deutscher nach Sestri und hat sich nach alten Widerstandskämpfern erkundigt. War er auch bei Ihnen?«

Er schien verblüfft, offensichtlich hatte ich ihn auf dem falschen Fuß erwischt. Im Flur hatte er mir erzählt, dass Olindo meinen Besuch schon angekündigt habe. Ich sollte ruhig Fragen stellen, da ich mir meine dreitausend Euro ja schließlich verdienen müsse. Aber mit dieser Frage hatte er nicht gerechnet. Sein Gesichtsausdruck erinnerte mich an Kinobesucher, die nach einigen Minuten bemerken, dass sie im falschen Film sitzen.

»Ein Deutscher?« Er versuchte Zeit zu gewinnen.

»Der Sohn eines Wehrmachtsoffiziers.«

»Ich erinnere mich nicht ... Nein, ich glaube nicht.«

»Komisch, niemand scheint sich an ihn erinnern zu können, nicht einmal Olindo.«

»Ja, und?«

»Ganz zufällig habe ich herausgefunden, dass die beiden miteinander gesprochen haben.«

Hinter seinem aufgesetzten Lächeln konnte er seine Besorgnis nicht verbergen.

»Olindo ist ein alter Mann«, sagte er betont ruhig, »wie wir alle, die wir noch leben.«

»Was die Ereignisse von früher

angeht, erinnert er sich noch an jedes Detail.«

»Worauf wollen Sie hinaus?«

»Ich überlege die ganze Zeit, warum Olindo mir eine so wichtige Tatsache verschwiegen hat. Und da ich schon mal hier bin, dachte ich, ich frage Sie danach.«

»Woher zum Teufel soll ich das wissen?« Sein Gesicht lief rot an. »Was spielt das überhaupt für eine Rolle?«

»Erzählen Sie mir bloß nicht, dass Grandi nicht den Grund meines Besuchs erwähnt hat.«

»Er hat mir nur gesagt, dass Sie kommen würden. Mehr nicht. Vor zwei Stunden hat er angerufen. Ehrlich gesagt,

so schnell habe ich nicht mit Ihnen gerechnet. Er hat mich lediglich darum gebeten, Sie bei Ihren Nachforschungen zu unterstützen.«

»Dann wissen Sie also, dass ich jemanden suche.«

»Ja, aber mehr auch nicht.«

Ich war mir sicher, dass er nicht die Wahrheit sagte, das war nicht zu übersehen. Sein von tiefen Falten durchzogenes wettergegerbtes Gesicht war mit roten Flecken übersät, unübersehbares Zeichen seines Unmuts. Bezog sich seine Wut auf meine Aufdringlichkeit? Oder auf den Comandante, der ihn in diese peinliche

Situation hineinmanövriert hatte?

Ada betrat den Raum. Leicht gebückt, ein Tablett mit einer staubbedeckten Flasche und zwei Rotweingläsern in den Händen.

»Es tut mir leid, dass Sie so lange warten mussten, aber unsere besten Tropfen lagern wir im Keller.«

Die Flasche war bereits entkorkt. Ada stellte das Tablett auf den Tisch und füllte die Gläser. Der rubinroten Farbe nach zu urteilen, ein guter Jahrgang. Lanza griff nach der Flasche und drehte das Etikett zu sich. Da er schlecht sah, fragte er seine Frau: »Welchen hast du ausgesucht?«

»Den 1998er Amarone, den gleichen, den du letzten Sonntag aufgemacht hast.«

»Mein Sohn und die Enkel waren zum Essen da. Sie leben in Mailand und geben uns nur selten die Ehre.« Lanza wirkte verbittert.

»So ist das eben. Ich fürchte, mit meiner Tochter wird mir das ähnlich gehen«, versuchte ich zu trösten.

»Sie haben eine Tochter, Signor Pagano?« Er reichte mir ein Glas und wir prosteten uns zu. »Du nicht?«, fragte er dann seine Frau, die uns zusah, die Hände wie zum Gebet gefaltet.

»Mein Arzt hat es mir untersagt, Bluthochdruck.«

Ich trank einen Schluck, der Wein war tatsächlich exzellent. Körperreich, vollmundig und im Abgang ein Hauch von Sauerkirsche und Tannin. Diesen herrlichen Wein auf den Fusel aus der Bar zu schütten, war wirklich eine Todsünde. Ein Oxymoron, ein Widerspruch in sich, hätte mein Freund Pertusiello gelästert.

»Ja, sie ist neunzehn und macht gerade das Abitur.«

»Unser Sohn ist schon etwas älter«, sagte er lächelnd. »Er wohnt seit 1975 in Mailand und wird bald in Pension gehen. Wir sind erst spät Eltern geworden und er hat sich ein Beispiel an uns genommen.

Seine Frau ist um einiges jünger, ihre beiden Söhne sind noch in der Grundschule. Leider sehen wir unsere Enkel nur selten. Einige Wochen im Sommer, wenn sie in den Ferien nach Celler Ligure kommen. Wir haben dort ein Haus.«

»Sie sind unser Ein und Alles«, ergänzte seine Frau mit einem wehmütigen Lächeln. Sie stand neben ihrem Mann und stützte sich auf den Sessel. Ada musste jünger sein als ihr Mann, obwohl die Zeit auch an ihr nicht spurlos vorbeigegangen war.

Ich blickte mich um und sagte an beide gerichtet: »Glückwunsch, Sie haben

ein wunderbares Zuhause.«

»Danke.« Ada lächelte bemüht.

»Gefällt es Ihnen?«, fragte Lanza.

»Wir haben die Wohnung über Jahre hinweg eingerichtet, Stück für Stück. Wenn man alt ist, dann bekommt das Zuhause einen Stellenwert, den man sich als junger Mensch nicht vorstellen kann. Wenn man sich in seinen eigenen vier Wänden wohlfühlt, fällt das Älterwerden leichter.«

»Vorausgesetzt, man bleibt gesund«, ergänzte seine Frau mit müdem Lächeln.

»Und wenn man krank wird, ist ein gemütliches Zuhause umso wichtiger. Dann wird es zum alleinigen Zentrum des

Lebens, es sei denn, man landet im Krankenhaus.« Es sollte wohl ein Scherz sein, aber außer Lanza selbst lachte niemand. Um die peinliche Situation zu überspielen, goss er nach. Er hob sein Glas: »Auf Ihre Tochter!«

»Auf Ihre Enkelkinder!« Ich nahm einen Schluck und fragte: »Jetzt bin ich doch neugierig. In welchem Beruf haben Sie gearbeitet?«

»Nach dem Krieg bin ich fünf lange Jahre zur See gefahren. Aber dieses Leben war nichts für mich. Mit meinem Ersparnen bin ich als Teilhaber in eine Firma am Hafen eingestiegen. Dann habe

ich mein Studium wiederaufgenommen und meinen Abschluss gemacht. Zeit meines Lebens habe ich hart gearbeitet, und um ehrlich zu sein, selbst heute, mit über achtzig, fehlt mir die Arbeit manchmal.«

»Sie haben gut verdient.«

»In den Fünfziger- und

Sechzigerjahren konnte man mit viel Fleiß auch viel verdienen. Bevor meine alten Weggefährten alles kaputt gemacht haben.«

»Ihre alten Weggefährten?«

»Alles wurde verstaatlicht. Die privaten Firmen mussten fusionieren und wurden unter öffentliche Verwaltung

gestellt. Danach war es mit dem freien Handel vorbei. Der Hafen erlebte eine der schlimmsten Krisen seiner Geschichte. Es tut mir leid, das sagen zu müssen, aber sie sind mit daran schuld. Ideologien sind eine Geisel der Menschheit, verblendete Weltanschauungen haben fatale Folgen.«

»Zum Beispiel?«

»Um es mit einem Sprichwort zu sagen: ›Das Auge des Herrn macht die Kühe fett.‹ Wenn der Staat sich einmischt, geht alles den Bach runter.«

»Das hätten Sie damals aber nicht sagen dürfen. Das war tabu, genau wie auf das Rote Kreuz zu schießen. Damals war es der Verdienst dieser Ideologie, dass

alle etwas vom Kuchen abbekamen. Heute muss sich ein Arbeiter mit den Krümeln begnügen. Aber eines interessiert mich noch. Wieso haben Sie dann an der Seite von Comandante Grandi gekämpft?«

»Das waren andere Zeiten. Alle haben damals Fehler gemacht, auch ich. Wir waren achtzehn und hatten unsere Ideale.«

»Und heute?«

»An diese Hirngespinnste glaube ich schon lange nicht mehr. Das war alles ein großer Irrtum. Vergessen Sie eines nicht: Unsere Garibaldi-Brigade war fest in der Hand der Kommunisten.«

»Grandi glaubt heute noch daran.«

»Kann sein, aber doch nur aus

Nostalgie.«

Ich betrachtete ihn genau: Lanza war ein in Würde gealterter Mann, intelligent und selbstbewusst. Sein ganzes Leben hatte er die kritische Distanz bewahrt, war seinen Prinzipien treu geblieben.

Natürlich hatte auch er Fehler gemacht, aber die schlimmsten Konsequenzen hatte er vermeiden können. Ganz im Gegensatz zu mir.

»Haben Sie es bereut?«

»Bereut?« Er schüttelte energisch den Kopf. »Ganz und gar nicht. Die Resistenza war ein typisches Beispiel, wie man durch

verblendete Ideologien gute Absichten zunichtemachen kann.«

Der Wein hatte ihn besänftigt, die kurze Unsicherheit war verflogen. Ada hatte sich die ganze Zeit nicht von der Stelle gerührt, wirkte, auf die Rückenlehne seines Sessels gestützt, wie ein Papagei, der auf der Schulter seines Besitzers kauert.

Ich sah auf die Uhr. Fast vier. Das diffuse Licht hinter den Vorhängen war noch schwächer geworden, alles grau in grau. Dass die Tage wieder länger wurden, bemerkte man bei diesem dunstigen Wetter kaum.

»Ich habe nicht mehr viel Zeit. Wenn es Ihnen nichts ausmacht, möchte ich Ihnen einige Fragen stellen.«

»Deshalb sind Sie doch hier.«

Ich erzählte ihm von dem Auftrag und wiederholte meine unglaubliche Geschichte ein drittes Mal. Wie erwartet, sagten ihm die Namen Nicla und Hessen nichts, auch von einer Beziehung zwischen einem deutschen Offizier und einer Italienerin, aus der ein Kind hervorgegangen war, hatte er noch nie etwas gehört. Die Antworten kamen punktgenau und selbstsicher, als würde er einem Drehbuch folgen, dessen Text er in- und auswendig konnte. Er versicherte,

dass er meinen Auftraggeber noch nie gesehen und nicht die geringste Vorstellung davon hatte, warum sein Freund Olindo seine Begegnung mit ihm verheimlicht hatte. Dann fügte er mit provokanter Ironie hinzu: »Warum fragen Sie nicht Grandi und den Deutschen, ob und warum sie sich getroffen haben? Niemand kann das besser wissen als die beiden selbst.«

»Das werde ich tun.«

Nach einem weiteren Schluck Wein stand ich auf und verabschiedete mich. Ada ließ uns allein, um meine Jacke zu holen. Bevor sie zurückkehrte, flüsterte

mir Lanza zu: »Sie ist eine wunderbare Frau, aber sie hat die fixe Idee, nutzlos zu sein. Daher auch ihr Bluthochdruck.«

Als sie wiederkam, lächelte ich sie an und sagte: »Ich habe mich in Ihrem Haus sehr wohlgefühlt, Signora. Und das war seit Jahren der beste Wein, den ich getrunken habe.«

»Tatsächlich?«

»Eine so reizende Gastgeberin wie Sie findet man nur selten.«

»Oh, vielen Dank«, sagte sie errötend.

Sie begleitete mich hinaus, bedankte sich dabei noch einmal. Als ich die Treppe hinunterging, hörte ich leise Klaviermusik. Sie drang aus einer

Wohnung im ersten Stock. Eine wunderbare bewegende Melodie: ›Clair de lune‹ von Claude Debussy.

Das Treffen

Sestri Ponente, Februar 1944

Das Treffen fand am Sonntagmorgen um zehn in Drias einsamem Landhaus inmitten der Gemüsefelder von Borzoli statt, unweit der Bahnstrecke von Genua nach Acqui Terme. Sie trafen sich oft hier, für ihre Zwecke war das Haus geradezu ideal. Dria lebte allein, hier waren sie ungestört.

»Du musst auch dabei sein«, hatte Grandi ihr vor dem Fabrikator gesagt und den Weg erklärt. Es war das erste Mal,

dass sie an einem Treffen der Gruppe teilnehmen sollte. Wenn sie den Grund nicht gekannt hätte, wäre sie sogar stolz darauf gewesen. Sie hatte immer nur Kurierdienste geleistet, Nachrichten und Befehle überbracht. Niemand hatte sie bislang nach ihrer Meinung gefragt. Dieses Mal war alles anders. Sie hatte eine wichtige Mission erfolgreich zu Ende gebracht, war den Befehlen ohne Widerrede gefolgt. Biscias Devise. Ein Gedanke, der sie mit ohnmächtiger Wut und Verzweiflung erfüllte. Würde sie ihm je wieder in die Augen blicken können?

Sie war mit dem Fahrrad das enge, kurvenreiche Sträßchen hinaufgekeucht,

das sich wie eine Schlange durch die vom Krieg und Frost verwüsteten Felder nach oben zog. Der graue, regenschwere Himmel stülpte sich wie eine Glocke über die öde Landschaft. Die sonst so strahlend gelben Mimosen wirkten seltsam blass, selbst von ihnen ging keine Heiterkeit aus. Der Wind hatte sich gedreht und mit dem Schirokko war die bittere Kälte gewichen. Als sie oben auf dem Hügelkamm angekommen war, klebte ihr Pullover auf der Haut, so sehr schwitzte sie. Dria erwartete sie schon und zeigte auf einen Holzschuppen neben dem Haus. »Stell es da rein, damit es keiner sieht.«

Nachdem Tilde das Fahrrad abgestellt

hatte, ging sie direkt in die Küche, wo ihr
beißender Rauch entgegenschlug. Ihre
Augen begannen zu tränen. Der Raum
wirkte einfach und heruntergekommen:
Fußboden und Decke waren aus
Holzbrettern, der vergilbte Putz begann
bereits abzubröckeln. Auch das Mobiliar
hatte schon bessere Tage gesehen: ein
welliger, wackliger Kirschbaumtisch, mit
Flechtwerk bespannte, durchgesessene
Stühle und ein weiß lackierter
Küchenschrank, von dem die Farbe
abblättert. Vervollständigt wurde die
Einrichtung durch ein Regalbrett an der
Wand, auf dem dicht aneinandergereiht

Büchsen, Einmachgläser, eine Kaffeemühle und ein rauchgeschwärzter Kupferkessel standen. An einem Nagel hing ein doppelläufiges Jagdgewehr. Im gusseisernen Ofen in der Ecke des Raums knisterte ein Feuer, aber offensichtlich war das Holz noch zu feucht, so roch es jedenfalls. Das winzige Fensterchen zur Scheune nutzte wenig, deshalb hatte Dria die Tür offen gelassen, damit wenigstens etwas Luft hereindrang.

»Dieser Rauch«, schimpfte er, »hier erstickt man ja.«

Die Männer warteten bereits auf Tilde. Sie hatte den Eindruck, dass die fünf schon eine ganze Weile

zusammensaßen und etwas ausheckten, von dem sie, Tilde, nichts wissen sollte.

Dria war kein Freund großer Worte. Tilde hatte ihn ab und zu vor der Kirche getroffen. Sie wusste, dass er bei Ceramica Vaccari arbeitete, aber das war auch schon alles. Er musste um die fünfundzwanzig sein, sah aber älter aus. Alles an ihm wirkte dreckig und ungepflegt, außerdem fehlten ihm einige Zähne. Bestimmt hatten die Entbehrungen des Krieges ihren Teil dazu beigetragen, aber das erklärte nicht alles. Wahrscheinlich legte er wenig Wert auf sein Äußeres. Er lebte allein. Was wohl aus seiner Familie geworden war?

Olindo lehnte mit verschränkten Armen an der Wand. Er musterte sie mit dankbarem Blick.

Zwei der jungen Männer am Tisch hatte Tilde noch nie gesehen. Der blassgesichtige Lockenkopf mit Nickelbrille starrte sie unverwandt an. Wahrscheinlich ein Student.

Neben ihm saß ein kahlköpfiger Typ, etwa im gleichen Alter. Auch er mager und ungewöhnlich blass. Seine Strickjacke war ihm zwei Nummern zu groß. Er trommelte nervös mit den Fingern auf den Tisch. Die Fingernägel waren schmutzig, die Knöchel gerötet.

Biscia saß nicht am Tisch, er kauerte in einer Ecke, rauchte und starrte auf den Boden. Als Tilde hereingekommen war, hatte er nicht einmal den Kopf gehoben. Wie sollte sie sich verhalten? Sie versuchte Blickkontakt zu ihm aufzunehmen. Keine Reaktion. Danach schaute sie flehend zu Olindo hinüber. Er lächelte ihr fürsorglich zu und stellte die Männer vor.

»Dria und Biscia kennst du ja. Das ist Lanza«, sagte er und zeigte auf den Mann mit dem kahlen Schädel, »er war bei der Marine, aber nach dem 8. September ist er desertiert und hat sich uns angeschlossen. Der Lockenkopf dort ist Calcagno, unser

Intellektueller. Er studiert ohne große Begeisterung Jura, dafür hat er aber alles von Marx und Lenin gelesen.«

»*Salve*«, grüßte sie linkisch.

»Und das ist Tilde, unser Stachel im Fleisch der Deutschen.«

Die Männer lächelten sie an, nur Biscia hielt den Blick gesenkt.

»Wir können anfangen. Erzähl uns doch bitte, was du herausgefunden hast.«

Jetzt war es so weit. Sie spürte die Anspannung, das Blut schoss ihr ins Gesicht. Wie ein Kind, dem alles über den Kopf gewachsen ist. Diese Rolle war neu für sie, viel lieber hätte sie geschwiegen

und den anderen zugehört. Was sollte sie schon groß erzählen? Am liebsten hätte sie sich verkrochen. Das Geschehene aus den Gedanken tilgen, alles vergessen. Aber jetzt gab es kein Zurück mehr. Sie musste an ihre Mutter denken. Es würde ihr das Herz brechen, wenn sie davon wüsste. Ganz zu schweigen von ihrem Vater. Da würde es auch nichts nutzen, ihn daran zu erinnern, dass er das gleiche Parteibuch hatte, oder ihm ins Gesicht zu schreien, dass sie nur einen Befehl befolgt hatte. Wenn es um die Ehre seiner Tochter ging, gab es kein Pardon. Sicher, es gab Pflichten, aber die sollten gefälligst andere erfüllen.

Sie hatte keine Zeit, sich für das Geschehene zu schämen oder Mitleid für Biscia zu empfinden, und ohne es zu merken, begann sie zu sprechen. Sie sagte nur das Nötigste, beschränkte sich auf das, was ihr befohlen worden war. Alles andere behielt sie für sich, darüber konnte sie in Biscias Anwesenheit nicht sprechen. Sie erzählte von dem Fest, dass der Hauptmann sehr viel getrunken und mit ihr getanzt hatte. Danach hatte sie ihm den Namen der Verräterin entlockt. Iolanda. Sie hatte Sandra und Mariù an die Nazis verraten. Beide waren in einem verplombten Waggon in ein Arbeitslager nach Deutschland deportiert worden. Dass

Hessen ihr all das zwischen den noch warmen Laken seines Bettes erzählt hatte, erwähnte sie nicht.

Ein vorwitziger Sonnenstrahl war durch die schweren Vorhänge gedrungen. Wie ein gleißendes Schwert hatte er das Zimmer in der Mitte geteilt, ohne es zu wärmen.

Olindo schien erleichtert. Er hakte nach: »Und wenn er dich belogen hat?«

»Belogen? Warum sollte der Deutsche eine so wichtige Informantin opfern?«

»Da ist was dran«, kam ihr Calcagno zu Hilfe, »eine wie Iolanda lässt sich nicht

so leicht ersetzen.«

»Ich verstehe das nicht«, warf Dria ein, »alle wissen, dass sie es mit den Deutschen treibt. Was hat sie, was andere nicht haben?«

Calcagno zwinkerte ihm zu. »Etwas Besonderes muss sie schon haben.«

Dria legte nach. »Ja, wenn das so ist ...«

Grandi war immer noch nicht überzeugt. »So einfach ist das nicht. Ich verstehe nicht, warum sie Tilde mit auf das Fest genommen hat. Hessen weiß genau, dass Tilde eine von uns ist.« Er drehte sich zu ihr um und sah ihr fest in die Augen, genau wie damals in der Bar

am Pontinetto. »Stimmt's?«

Sie errötete, nutzte aber die Gelegenheit, Iolandas Risikobereitschaft zu unterstreichen. »Ja.« Sie zwang sich, seinem Blick standzuhalten.

»Und«, fuhr Grandi fort, »er weiß, dass Iolanda ebenfalls eine von uns ist. Warum sollte er jemanden opfern, dem auch der Gegner vertraut?«

Calcagno schaltete sich ein. »Was mich interessiert: Spielt dein Hauptmann mit offenen Karten?«

»Natürlich ist er Soldat«, Tilde wog jedes ihrer Worte ab, »aber er glaubt schon lange nicht mehr an diesen Krieg. Seit seine Familie vor einem Jahr bei

einem Bombenangriff in Köln
umgekommen ist.«

»Hat er dich deshalb damals laufen
lassen?«

»Das weiß ich nicht. Er hat nur
gesagt, dass es sinnlos ist, junge
Menschen sterben zu lassen, weil der
Krieg sowieso bald vorbei ist.«

»Sprüche für das Kriegsgericht«,
murmelte Olindo.

»Vielleicht hat er ja recht«, meldete
sich Dria zu Wort.

Lanza hatte bis jetzt geschwiegen,
doch nun brach es aus ihm heraus: »Wisst
ihr eigentlich, was ihr da redet? Alles

unnützes Geschwafel! Wie viele Frauen soll sie denn noch ans Messer liefern, bevor wir endlich handeln?«

»Ich habe mit Buranello und Scano gesprochen«, bremste Olindo, »für Iolandas Glaubwürdigkeit kann niemand die Hand ins Feuer legen. Aber alle Informationen, die sie uns bis jetzt gegeben hat, waren Volltreffer.«

»Wenn das aufgefliegen wäre, hätte man sie an die Wand gestellt.« Calcagno ließ nicht locker.

»Stimmt, man kann auch aus Angst zum Verräter werden«, bekräftigte Dria.

»Speziell die Art von Frau, die gerne ein luxuriöses Leben führt«, ergänzte

Lanza provokativ.

Erst jetzt schaltete sich Biscia ein:
»Habt ihr mal daran gedacht, dass das eine Falle sein könnte?«

Alle starrten ihn verständnislos an. Auch Tilde, die erleichtert war, dass er endlich sein Schweigen brach.

»Sie ist doch ein kleiner Fisch«, fuhr er fort und zeigte dabei auf seine Verlobte, sah sie aber nicht an, »was sollen sie schon mit ihr anfangen?«

In seinen Worten lag Verachtung. Tilde war wie vor den Kopf geschlagen. Wut kochte in ihr hoch, am liebsten hätte sie ihn zum Teufel gejagt. Er hatte sie nicht zurückgehalten, als es noch möglich

war. Und jetzt, wo es zu spät war, schob er ihr die ganze Verantwortung zu, dachte sie verbittert.

Du machst es dir zu leicht, mein Freund! Die Schuld auf andere schieben, um selbst ein gutes Gewissen zu haben.

»Wenn sie Tilde in die Mangel genommen hätten, wäre vielleicht das Versteck auf dem Monte Gazzo aufgefliegen«, gab Olindo zu bedenken.

»Aber den Deutschen war nicht klar, dass sie eingeweiht war«, wandte Biscia hartnäckig ein. »Jetzt wissen sie es und benutzen Tilde als Köder. Sie lassen sie frei und beobachten, mit wem sie sich

trifft. Der Hauptmann nennt ihr einen Namen und schon hat er sein Ziel erreicht. Die Sache kommt ins Rollen. Wer weiß, was das für Folgen hat ... Einen Treffer haben sie schon gelandet: Iolanda ist verloren, so oder so. Wenn wir sie nicht erschießen, dann werden sie das übernehmen.«

Tilde war fassungslos. Sie war die ganze Zeit in der Mitte der Küche stehen geblieben, unfähig zu reagieren, wie eine Schülerin bei der Prüfung. Olindo legte ihr vorsichtig die Hand auf den Arm und fragte behutsam, fast flehend: »Die Antwort kannst allein du uns geben, Tilde. Glaubst du, dass Hessen ein doppeltes

Spiel spielt?«

Olindos wohlwollende Worte waren das reine Gift. Er wollte sie vor den anderen schützen. Das Opfer, das sie aus Pflichtbewusstsein gebracht hatte, verlangte Respekt und Diskretion. Doch nichts und niemand konnte sie vor sich selbst schützen. Sie musste sich ihrer Verantwortung stellen, ohne Wenn und Aber.

Sie antwortete nicht gleich. Nach längerem Nachdenken folgte sie ihrem Gefühl: »Hessen ist ehrlich.«

»Dann müssen wir nur noch eine letzte Frage klären, bevor wir handeln«, schloss Olindo.

Tildes Herz schien zu bersten. *Und Iolanda? Darf sie nichts dazu sagen?*

»Wenn Hessens Familie tatsächlich bei einem Luftangriff umgekommen ist, werden wir die Verräterin zur Rechenschaft ziehen.«

»Wie finden wir das heraus?«, fragte Dria.

»Wir haben unsere Quellen. Die Sache dürfte kein Staatsgeheimnis sein«, antwortete Grandi.

»Stimmen wir ab«, drängte Lanza auf eine Entscheidung.

Wenn Tilde jetzt nichts sagte, wäre Iolanda verloren.

»Sie ist ein guter Mensch!«, brach es aus ihr heraus. »Sie ist keine Verräterin.« Ihre Augen füllten sich mit Tränen, sie konnte kaum sprechen. Die anderen würden ihr ohnehin nicht glauben. Sie wusste ja selbst nicht, was sie glauben sollte. Sollte sie ihrem Herzen oder ihrem Verstand folgen? Sie wollte es einfach nicht wahrhaben.

Mit dieser Reaktion hatten die Gruppenmitglieder nicht gerechnet. Selbst Biscia blickte auf und starrte sie fragend an. Machte er sich etwa Sorgen?

»Unmöglich«, Calcagno blieb hart, »einer der beiden lügt.«

»Und trotzdem«, Tilde gab nicht auf.

Jetzt war es Olindo, der auf den dreckigen Holzboden starrte. Alle warteten auf eine Reaktion, aber er schwieg, ganz in Gedanken versunken.

»Olindo«, drängte Dria, »hast du dazu nichts zu sagen?«

»Das ist nicht so einfach, sie ist schließlich eine Frau.«

»Aber Sandra und Mariù ...« Lanza schien verärgert, führte seinen Satz aber nicht zu Ende.

»Als ich sie bat, Tilde ins Hauptquartier der Deutschen einzuschleusen, hat sie mich gefragt, wie alt sie ist.«

»Na und?«

»Sie schien sich Sorgen zu machen, auf mich wirkte das echt.«

Eine bedrückende Stille machte sich breit und raubte den Anwesenden den Atem, mehr als der ätzende Rauch. Jeder versuchte in den Augen des anderen eine Antwort zu lesen. Aber vergeblich. Nur Lanza war sich seiner Sache sicher. Aus der Ferne war das Pfeifen einer Lokomotive zu hören, gefolgt vom Rattern nicht enden wollender Waggon. Vom Nachbarhaus drang Hundegebell herüber.

Calcagno fasste sich ein Herz.

»Manchmal sind auch Verräter arme Schweine. Sie werden nicht hingerichtet,

weil sie böse Menschen sind, sondern weil sie uns schaden.«

»Du hast recht, wir sind im Krieg. Die Deutschen und die Faschisten handeln doch genauso, im Krieg hat Mitleid einfach keinen Platz«, schaltete sich Dria ein.

»Und trotzdem denke ich wie Tilde. Ich bin nicht von Iolandas Schuld überzeugt«, Olindo gab nicht nach.

»Sicher sein werden wir nie«, entgegnete Calcagno.

Tilde war außer sich. »Was soll das heißen? Dass ihr auch jemanden umbringen würdet, der möglicherweise

unschuldig ist?«

»Wenn es darum geht, das Leben unserer Leute zu retten, ja.«

Tilde wollte reagieren, aber ihr fehlten die Worte. Dieser redegewandte Intellektuelle ließ ihr keine Chance. So überzeugend seine Rationalität auch war, die Stimme ihres Herzens konnte sie nicht zum Schweigen bringen.

»Gut, stimmen wir ab«, entschied Grandi. Dieser Satz klang in ihren Ohren wie ein Todesurteil.

»Na endlich«, meinte Lanza, »wer ist dafür?«

Dria, Calcagno, Lanza und Olindo hoben die Hand.

»Gegenstimmen?«

Biscia starrte reglos auf den Boden und rauchte.

»Was ist los, Biscia, enthältst du dich?«, spottete Lanza.

»Idiot!« Biscia war gereizt.

Auch Tilde hatte nicht reagiert. Durfte sie überhaupt mitstimmen? Olindo wandte sich ihr zu und fragte: »Hast du keine Meinung?«

Sie zuckte mit den Schultern. Mit dieser Entscheidung wollte sie nichts zu tun haben. Sie hatte ihren Beitrag geleistet, das war's. Grandi verstand und sagte rasch: »Vielleicht ist es besser so.«

Als ob eine Stimmenthaltung

irgendjemandem helfen würde, am wenigsten Tilde und Biscia selbst.

Tilde schaute nervös auf die Uhr und hoffte insgeheim, dass sie nie wieder in eine solche Situation geraten würde. Zu Hause würden sie mit dem Mittagessen auf sie warten. Sonntag für Sonntag das gleiche Ritual. Die Familie setzte sich um den Tisch, man erzählte sich die erfreulichen Erlebnisse der Woche, die unerfreulichen ließ man einfach weg. Ihr Vater wollte es so.

Sie wartete, dass einer den Anfang machen würde, aber niemand rührte sich.

»Da ist noch etwas«, sagte Olindo mit

ernster Stimme und wandte sich an Tilde. Belastete ihn die Entscheidung doch mehr, als er zugab? Erwartete Iolanda noch Schlimmeres?

»Falls wir Iolanda bestrafen ...«, Tilde wusste, dass sie es tun würden und Olindo wusste es natürlich auch. Warum dann diese Inszenierung? Biscia zuliebe? Damit er das Gefühl hatte, seine Bedenken würden ernst genommen? »Dann musst du verschwinden.«

Ihr wurde schwarz vor Augen. Wahrscheinlich lag es an der stickigen Luft oder daran, dass sie seit dem frühen Morgen außer einem Malzkaffee nichts mehr zu sich genommen hatte. Sie fühlte

sich hundeelend, am liebsten hätte sie gekotzt. Sie wollte alles auskotzen, bis nur noch Galle kam, und herausschreien, dass sie ihre Heimat nicht verlassen würde.

»Verschwinden? Wohin?«

Olindo hatte ihre Reaktion bemerkt und fragte besorgt. »Tilde, geht es dir gut?«

»Ja doch, mir geht's gut«, beeilte sie sich zu sagen, aber ihr Gesicht sprach Bände.

Biscia war aufgesprungen. Er nahm sie bei der Hand und drückte sie sanft auf einen Stuhl. Tilde war überrascht, dass er ebenso verwirrt war, wie sie selbst.

»Mach weiter, Olindo.«

»Du musst in die Berge.«

»In die Berge? Warum?«

»Weil du uns alle in Gefahr bringst.

Maestri wird keine Ruhe geben, bis er dich hat.«

Das waren also die Konsequenzen, von denen Olindo gesprochen hatte. Nicht nur, dass sie Biscias Liebe riskierte, sie müsste auch ihre Familie im Stich lassen. Ihre Liebsten, die auf sie angewiesen waren. Wie würden sie ohne sie und ihren Lohn zurechtkommen? Warum hatte Olindo ihr nicht von Anfang an reinen Wein eingeschenkt?

»Sie schaffen das nicht allein«,

murmelte sie.

»Wir werden versuchen, ihnen zu helfen.«

Ihre Gedanken fuhren Karussell, ihre Gefühle überschlugen sich.

»Und wer bringt meiner Tante das Essen?«

»Auch das übernehmen wir. Verstehst du denn nicht, Tilde? Es geht um dein Leben!«

Plötzlich fiel ihr Hessen ein. Seine Frage beim Abschied, ob sie sich wiedersehen würden. Er hatte sie beruhigt: »Mach dir keine Sorgen, dir passiert nichts.« Der Hauptmann würde sie vor Maestri und dessen Bluthunden

schützen, da war sie sicher. Aber das konnte sie natürlich nicht sagen. Sie riss sich zusammen: »Wir werden sehen. Alles zu seiner Zeit.«

Biscia stand immer noch neben ihr und hielt ihre Hand. Ihre Gedanken konnte er nicht lesen.

Schlachthof

Immer das gleiche Spiel. Immer wenn ein Kunde mit einem vermeintlich leichten Fall und gutem Honorar lockte, gab es irgendwo einen Haken. Auch dieser Auftrag war da keine Ausnahme.

Professor Hessen hatte mich belogen und Olindo Grandi, der alte Freund meines Vaters, hatte mir wichtige Informationen verschwiegen. Auf dem Nachhauseweg suchte ich nach Gründen für ihr seltsames Verhalten, fand aber keine Antwort. Was steckte dahinter? Hatten die beiden das

gleiche Motiv? Ich hätte den Comandante direkt damit konfrontieren und eine Erklärung verlangen können, aber das wäre kein geschickter Schachzug gewesen. Alles hatte mit dem Auftrag des Deutschen angefangen, also musste er mir als Erster Rede und Antwort stehen. Leider hatte mir Hessen weder Adresse noch Telefonnummer hinterlassen. Natürlich hätte ich im Telefonbuch von Köln nachsehen können, aber immerhin hatte ich zwei Schecks im Gesamtwert von dreiundvierzigtausend Euro in der Tasche. Früher oder später würde er sich schon melden.

Der Gedanke an Jasmine ließ mir

keine Ruhe. Um mich abzulenken, beschloss ich, mir etwas Gutes zu kochen. Ich stellte die Vespa ab und ging die Stradone di S. Agostino Richtung Canneto il Lungo hinunter, um einzukaufen. Es war früher Abend, Aperitifzeit. Auf der Straße herrschte reges Treiben, im Caffè degli Specchi waren alle Tische besetzt. Ich ging zum Metzger, zum Bäcker und schließlich zum Gemüsehändler, aber die düsteren Gedanken ließen mich nicht los. Ich dachte an Arrosto di Vitello mit Brokkoli und Kartoffeln, dazu einen roten Refosco ... Aber alleine essen? Plötzlich hatte ich keine Lust mehr zu kochen. Ich blieb stehen, um Mara oder einen Freund

anzurufen. Gina Aliprandi vielleicht? Seit Aglajas achtzehntem Geburtstag hatte ich sie nicht mehr gesehen. Auch mit René, dem »Capitano«, hatte ich in letzter Zeit kaum Kontakt. Ich beschloss, in seiner Crêperie vorbeizuschauen, bevor ich mich auf den Heimweg machte.

Ich kam an Roger's Café vorbei. Tony, der junge Barkeeper, stand auf der Türschwelle und rauchte. Als er sah, wie ich mich, mit Einkaufstüten beladen, lustlos die Straße entlangquälte, winkte er mich herein. Er mixte mir einen eiskalten Negroni und stellte ein Tablett mit leckeren Spuntini, kleinen Häppchen mit

Salami, Schinken und Käse, vor mich hin. Nach dem ersten Schluck Negroni spürte ich, wie sich meine Laune zumindest ein wenig hob. Aber der Gedanke, alleine essen zu müssen, missfiel mir noch immer. Bei meiner Partnersuche war ich auch nicht weitergekommen. Deshalb bestellte ich einen zweiten, dann einen dritten Cocktail. Danach hatte die Idee zu kochen auch den letzten Reiz verloren. Ich dachte über eine Alternative nach. Ich konnte nach Hause gehen, mich aufs Sofa legen, Mozart hören und mir ein Glas Lagavulin genehmigen. Leider war die nach dem ersten Negroni aufgekeimte Euphorie rasch verflogen, die Welt zeigte ihr

wahres Gesicht – in Moll. Meine alkoholumnebelten Gedanken fuhren Karussell. Mein schlechtes Gewissen ließ mir keine Ruhe: Schon seit zwei Wochen war Aglaja nicht mehr bei mir gewesen. Nachdem wir uns ausgesprochen hatten, war sie regelmäßig zum Essen gekommen. Und jetzt? Warum kam sie nicht mehr? Weil ich nie da war. In den Wochen bis zur Verhaftung der Trevisan-Brüder hatte ich wie im Zeitraffer gelebt. Erst jetzt wurde mir bewusst, dass in diesem Chaos nicht einmal mehr Platz für meine Tochter gewesen war.

Ich versuchte vergeblich, mir die jüngsten Ereignisse in Erinnerung zu rufen,

doch die Gedanken liefen ins Leere.

Nach dem Gespräch mit Pertusiello damals hatte ich die Questura verlassen. Der kalte Wind hatte mir eisigen Nieselregen ins Gesicht gepeitscht, auf den Straßen hatte sich ein glänzender Feuchtigkeitsfilm gebildet. Ich trat die Vespa an und fuhr zum Istituto Belvedere, wo man die jungen Frauen untergebracht hatte. Als ich dort ankam, war ich klatschnass. Ich rief den Commissario an und bat ihn, die diensthabenden Polizisten anzuweisen, mich ins Gebäude zu lassen. Er war nicht begeistert, willigte nach

einer Weile aber doch ein. Da ich ihn schon am Apparat hatte, fragte ich ihn, wie das Verhör mit dem russischen Mafioso gelaufen war. Wie erwartet hatte der Mann zugegeben, Nadjezda Ivanovna an die Trevisan-Brüder »adressiert« zu haben. Von deren üblen Machenschaften habe er aber nichts gewusst, das hatte er beim heiligen Mütterchen Russland geschworen. Ihm sei nur bekannt gewesen, dass die Brüder einen Nachtclub mit Tabledance betrieben, wo sich Tänzerinnen auf einer Bühne zur Schau stellten und von Besuchern dafür Geldscheine zugesteckt bekamen. Ein ganz normales Geschäft, oder? Am Ende war er

bei dem Gedanken an all die Nataschas, Irinas und Swetlanas, die er unwissentlich in den Tod geschickt hatte, sogar in Tränen ausgebrochen.

Totò Pertusiello war Experte, was solche Verhöre anging. Er hörte sich geduldig an, was der Verdächtige zu sagen hatte, und wog dann ab. Log er das Blaue vom Himmel herunter oder war er wirklich so naiv? Wussten die Menschenhändler wirklich nicht, was auf die »Ware« wartete? Ihr Verhalten erinnerte an die Banken, die Mafiageld verwalten und die Profite dann weiter investieren. Woher das Geld kommt, spielt für sie keine Rolle. Geld stinkt

nicht. Pertusiello wusste, dass die Unterwelt und die Finanzwelt die Ersten gewesen waren, die die Möglichkeiten der Globalisierung erkannt und genutzt hatten. Sie legten die ungeschriebenen Gesetze des Marktes auf ihre Weise und zu ihrem Vorteil aus. Der Commissario hatte sich mit Dottoressa Ferlito und mit dem leitenden Staatsanwalt beraten. Übereinstimmend waren sie zu dem Ergebnis gekommen, dass die Aussage des Russen glaubhaft war und man ihn nicht belangen konnte. Im Übrigen seien alle Frauen volljährig gewesen. Schließlich fügte er hinzu, dass das Verhör der

Trevisan-Brüder weit weniger erfolgreich verlaufen war.

»Hattest du nicht gesagt, binnen vierundzwanzig Stunden werden sie schwach?«

»Ich habe mich geirrt«, sagte er mit müder Stimme. Er wirkte enttäuscht.

»Warum?«

»Es gibt nicht den Hauch eines Beweises gegen die beiden und das wissen sie sehr genau. Die Typen scheinen die Frauen mit Samthandschuhen angefasst zu haben. Die Frauen ahnen offensichtlich nichts davon, welches Schicksal ihnen erspart blieb, und wollen keine Anzeige erstatten. Allein auf der

Aussage deiner Freundin Chérie können wir keine Anklage aufbauen, vor allem, weil sie nicht mehr lebt. Wenn wir nicht wenigstens eines der Opfer finden, müssen wir alle freilassen.« Fast bedrückt verabschiedeten wir uns voneinander.

Die Ordensschwester hieß Caterina. Über ihr Alter ließ sich wenig sagen, sie war irgendwie zwischen vierzig und sechzig, machte aber einen energischen, hellwachen Eindruck. Als sie mich begrüßte, blitzte Misstrauen in ihren Augen auf, immerhin war ich ein Mann. Und zwar keine Amtsperson, kein Richter, Anwalt oder Sozialarbeiter. Sondern ein Mann, der einfach so acht in ihrer Obhut

stehende Prostituierte besuchen wollte, die in letzter Minute davor bewahrt werden konnten, in der Gosse zu landen. Sie führte mich durch einen endlos langen düsteren Korridor, dessen kleine Fenster an ein Gefängnis erinnerten. In der tiefen Stille hallte das Knirschen meiner Sohlen in dem hohen Gewölbe überlaut wider. Schwester Caterina mit ihren kurzen, schnellen Schritten schien dagegen über den Boden zu schweben wie eine japanische Geisha.

Ihre Schützlinge waren in renovierten Räumen im ersten Stock untergebracht. Bevor ich reagieren konnte, hatte mir die

Schwester die Tür vor der Nase zugeschlagen. Eintritt verboten. Nach kurzer Zeit öffnete sich die Tür und sie kam mit zwei Frauen wieder heraus, die Jasmine kannten. Die eine, blutjung und mit schokoladenbrauner Haut, hieß Hoogy. Die andere sah aus wie eine Walküre in kurzem Rock. Sie stammte aus der Ukraine, ihren Namen hatte sie mit Lara angegeben, wie die Geliebte von Doktor Schiwago. Beide sprachen nur wenig Italienisch, aber es reichte, um sich verständigen zu können. Ich musste Pertusiello recht geben: Die Frauen ahnten nicht, dass sie vor dem Schlimmsten bewahrt worden waren. Als ich mich als

Privatdetektiv zu erkennen gab, kehrte ihr anfängliches Misstrauen zurück.

Misstrauen und Angst, in ihre Heimatländer abgeschoben zu werden. Caterina führte uns in ein Zimmerchen mit einem Tisch und vier Stühlen, das »Besuchszimmer«. Sie schloss die Tür, nahm sich einen Stuhl und setzte sich in eine Ecke, während die beiden Frauen und ich um den Tisch Platz nahmen.

»Erinnert ihr euch an Jasmine?«

Die beiden blickten sich fragend an, dann nickten sie einvernehmlich.

»Wie lange wart ihr mit Jasmine zusammen, bevor sie gegangen ist?«

»Ich zwei Wochen«, antwortete Lara

und legte sich bekräftigend die Hand auf die Brust, »sie zwei oder drei Tage, erst später gekommen.«

»Drei«, bestätigte Hoogy.

»Der Commissario hat mir erzählt, Jasmine sei vor etwa einer Woche gegangen.«

Die Ukrainerin überlegte und zählte die Tage an den Fingern ab. »Ja, vor acht Tagen.«

»Habt ihr oft miteinander gesprochen?«

»Oft? Normal. Den ganzen Tag im Haus, nichts zu tun. Sie redet, kocht und spielt Karten. Sehr nett.«

»Wirkte sie nervös oder ängstlich?«

»Nein. Ganz ruhig.«

»Auch nicht, bevor sie gegangen ist?«

»Nein.«

Wenn Jasmine etwas gewusst hätte, dann hätte sie mit den Frauen darüber gesprochen, da war ich sicher. Also hatte auch sie nichts von dem geahnt, was sie erwartete. Als sie mich damals aus dem Nachtclub werfen ließ, tat sie das nicht zu meinem Schutz, sondern weil sie davon überzeugt war, dass dort ein besseres Leben auf sie wartete. Ihre Freundin Chérie hatte wohl erst danach die Wahrheit erfahren, vielleicht durch ihren »Beschützer« von der Elfenbeinküste.

»Ich muss sie finden«, drängte ich.

»Du bist Bacci?«, fragte Lara

unvermittelt.

Ich nickte.

»Jasmine von dir sprechen. Mag dich.

Hat erzählt, dass du sie wegbringen.«

»Was noch?«

Sie senkte den Kopf und starrte auf den Boden. »Kann ich nicht sagen.«

»Lara, es ist wirklich wichtig.«

»Wichtig für wen?«

»Was meinst du damit?«

»Sache von Jasmine. Wenn sie nicht sagt, dann sie hat Gründe.«

Lara würde nichts sagen. Aber wenn

sie wüsste, dass Jasmine in der Gewalt eines perversen Irren war, würde sie dann immer noch schweigen? Ich entschied, die Karten auf den Tisch zu legen.

»Der Mann, an den Jasmine verkauft wurde, wird sie fertigmachen. Wenn ich sie nicht schnell genug finde, muss sie sterben.«

Die beiden starrten mich entsetzt an. Damit hatten sie nicht gerechnet. Vielleicht hatte man ihnen erzählt, sie würden an Männer vermittelt, die zu schüchtern waren, um eine Frau zu finden, und genug Geld hatten, um ihnen ein gutes Leben zu bieten. Naiv wie kleine Mädchen hatten sie an den Traum vom

Märchenprinzen auf dem weißen Pferd geglaubt. Das war ihre Art zu überleben. Doch hinter jedem Traum lauert die Wahrheit und es braucht nur einen kleinen Piekser, bis die Blase platzt.

Sie waren schockiert, aber sie weinten nicht und stellten auch keine Fragen. Nach einigen Sekunden brach Hoogy das Schweigen: »Ich habe Auto gesehen.«

»Welches Auto? Von welchem Auto sprichst du?«

»Das Auto, in dem Jasmine weggegangen. Ich vor Angst nicht schlafen, an Fenster geschaut.«

»Was war das für ein Auto? Hast du

das Nummernschild erkannt?«

»Draußen dunkel. Großes Auto, weiß,
mit Wörtern und Bild.«

Ich musste mich sehr beherrschen, sie
nicht zu umarmen.

»Was für Wörter? Was für ein Bild?«

»*Sorry*, aber ich nicht lesen.« Sie
wurde rot.

»Und das Bild?«

»Das ja, ein Tier aus Cartoon ...«

»Micky Maus? Donald Duck?«

»Nein, wie Hund ... wie heißt *fox*?«

»Ein Fuchs?«

Ja, ein Fuchs. Sie ahmte den
Gesichtsausdruck des Tieres nach, indem

sie ein Auge zukniff und listig lächelte. Ihre Angst war wie weggeblasen, sie wirkte erleichtert. Mir geholfen zu haben hatte auch Hoogy geholfen. Ich bedankte mich und sah Schwester Caterina an, die mir freundlich zulächelte. Sie war sehr zufrieden mit ihren Schützlingen. Doch dann sagte Lara etwas, das mir das Blut in den Adern gefrieren ließ: »Du guter Mann. Du musst Wahrheit wissen. Jasmine ist nicht bei dir geblieben, weil denkt, dass eine Nutte nicht gut für deine Liebe.«

»... dass eine Nutte nicht gut für deine Liebe«, murmelte ich vor mich hin. Wohl nicht leise genug, denn Tony rief mich in

die Gegenwart zurück: »Alles in Ordnung, Bacci?«

Ich musste wie ein Geist ausgesehen haben, besoffen und völlig verstört. Diesen Satz wurde ich einfach nicht los. Unzählige Male hatte ich versucht, ihn aus meinem Gehirn zu streichen, doch er kam immer wieder hoch. Ich hielt ein leeres Glas in der Hand. Ohne es zu merken, hatte ich einen vierten Negroni in mich hineingeschüttet.

»Alles o. k.«, lallte ich, quälte mich vom Barhocker und prüfte, ob ich noch stehen konnte. Dann zahlte ich die Rechnung. Nach und nach füllte sich die

Bar. Einige Neuankömmlinge grüßten mich, ihre Blicke sprachen Bände. Mein Zustand war nicht zu übersehen. Tony beugte sich über den Tresen und flüsterte: »Pass auf, dass du keinen Fehler machst.«

Ich verstand nicht.

»Manchmal sind Nutten besser als die anderen.«

Ich lächelte nur und nickte, sagte aber nichts. Dann rappelte ich mich auf, griff nach meinen Einkaufstüten und schwankte nach Hause. Auf dem Weg noch beim »Capitano« vorbeizuschauen wäre zu viel gewesen. Auch Betrunkene hatten ihre Rechte. Zurück in meiner Wohnung räumte ich die Einkäufe in den Kühlschrank und

ging dann in mein Arbeitszimmer. Das rote Lämpchen des Anrufbeantworters leuchtete. Neue Nachrichten. Ich setzte mich auf den Drehstuhl und ließ meine Finger liebevoll über die Pfeifen gleiten, die akkurat auf dem Schreibtisch aufgereiht waren. Welche würde die Ehre haben, diesen verdammt Tag zu krönen?

Ich entschied mich für eine elegante Meerschaumpfeife, die mir meine Eltern zum einundzwanzigsten Geburtstag geschenkt hatten. Ich hatte ihn im Hochsicherheitsgefängnis in Novara verbracht. »Eine Meerschaumpfeife raucht man zu Hause. Deine Mutter und ich haben sie ausgesucht, weil wir hoffen, dass du

möglichst schnell wieder bei uns bist«, hatte mein Vater damals gesagt. Ein Teil meiner Haftzeit wurde mir zwar erlassen, rechtzeitig nach Hause kam ich aber trotzdem nicht mehr. Als ich wieder draußen war, waren sie beide tot.

Während ich die Pfeife stopfte, wurde mir bewusst, dass ich nie das Glücksgefühl erlebt hatte, endlich volljährig zu sein. Der italienische Staat hatte mir, wie so vieles andere, auch die Volljährigkeit geraubt. Als ich achtzehn war, lag die Grenze noch bei einundzwanzig Jahren. Kurze Zeit später wurde sie auf achtzehn herabgesetzt,

sodass es nichts mehr bedeutete,
einundzwanzig zu werden. So ein
Blödsinn ging mir durch den Kopf.
Damals saß ich im Hochsicherheitstrakt.
Volljährig hin oder her, im Knast war das
egal.

Ich zündete die Pfeife an und drückte
auf die Abspieltaste des
Anrufbeantworters. Dann schloss ich die
Augen und nahm einen tiefen Zug.
Langsam füllte sich der Raum mit dem
würzigen Duft des englischen Tabaks.
Jetzt ging es mir besser.

Die erste Nachricht war von Mara,
die wissen wollte, wo ich mich
herumtrieb, außerdem lud sie mich am

Samstag zum Abendessen ein.

Die zweite war von Olindo Grandi, der mich mit aufgeregter Stimme um einen Besuch bat.

Die dritte Nachricht stammte von meinem Auftraggeber. In seinem harten Italienisch sagte er: »Buongiorno, *Herr* Pagano, hier Professor Hessen. Ich hoffe, Ihrer Freundin geht es gut. Sobald es Neuigkeiten gibt, rufen Sie mich bitte an. Hier ist meine Nummer ...«

Es folgte eine nicht enden wollende Folge von Ziffern, länger noch als die aneinandergereihten Ziffern auf seinen Schecks. Er war offenbar wieder in Deutschland.

Ich rauchte und starrte ins Nichts. Die Zeit verging. Die Worte der Frauen über Jasmynes Schicksal hatten sich in meine Gedanken gebrannt, ich wurde sie einfach nicht los. Ich kam mir vor wie ein gehetztes Stück Wild. Schließlich zwang ich mich, die Pfeife in den Aschenbecher zu legen, ich musste unbedingt schlafen. Obwohl ich wusste, dass der viele Alkohol mich beim Aufwachen mit hämmernden Kopfschmerzen strafen würde. Aber das war mir egal. Es war ohnehin nur der letzte Rest Vernunft, der mich davon abhielt, jeden Abend bei Tony abzustürzen.

Ich träumte. Gemeinsam mit meinem Großvater Baciccia stand ich auf einem kleinen Platz. Um uns herum Ruinen und Trümmerhaufen, wahrscheinlich Überbleibsel des Krieges. Vor uns eine Mauer mit einem geschlossenen Gittertor. Ein großer Lastwagen wartete, dass sich das Tor öffnen und ihn einlassen würde. Mein Großvater nahm mich auf den Arm, damit ich besser sehen konnte. Auf der Ladefläche des Wagens waren breite vergitterte Fensteröffnungen zu sehen. Aus den Geräuschen, die nach außen drangen, schloss ich, dass es ein Tiertransport war. Ich schaute durch ein Eisengitter. Im Inneren des Wagens drängten sich nackte

Frauen, die auf dem mit Streu bedeckten Boden herumkrochen. Sie wirkten gehetzt und ich ahnte, dass sie den Geruch des Schlachthofs witterten. In diesem Augenblick fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Wir standen vor der Ca' de Pitta, dem städtischen Schlachthof. Unter den Frauen waren Lara und Hoogy. Auch Jasmine erkannte ich. Ihr Blick irrte verstört umher, die Augen weit aufgerissen, voller Panik. Im Gewirr der nackten Leiber fiel mir eine Schönheit mit olivenfarbener Haut auf, die rabenschwarzen Haare zerzaust. Sie starrte durch die Gitterstäbe und sagte:

»Ciao, Baciccia.« Ihr leerer Blick war auf meinen Großvater gerichtet.

»Was machst du hier?«, fragte er. Seine Stimme schien von weit her zu kommen.

»Ich bin eine Nutte und bin nicht gut für deine Liebe«, antwortete die Frau resigniert.

Das Tor öffnete sich und der Lastwagen fuhr an. Ich sah, wie mein Großvater zusammenzuckte und sich aus seiner lähmenden Starre zu befreien suchte.

»Nein«, schrie er und klammerte sich an die Eisenstäbe, sodass ich gegen das Gitterfenster gepresst wurde, »ich werde

dich retten, Nicla, das schwöre ich
dir ...«

Die Hinrichtung

Sestri Ponente, März 1944

Dieser Tag war von Anfang an schrecklich gewesen. Selbst die Sonne war fahl und leblos und spendete keine Wärme. Tilde wusste nicht, wann es passieren würde und wen Grandi dafür ausgewählt hatte. Aber die Angst ließ ihr keine Ruhe, sie spürte, dass die Entscheidung nahte. Seit zwei Wochen schienen die Nächte endlos zu sein. All ihre Gedanken drehten sich um Iolanda,

der Schlaf wollte und wollte nicht kommen. Was tun? Sie konnte sich nicht entscheiden. Die Gefährten verraten, die ihr vertrauten, oder die Frau, die zu ihr gehalten hatte? Die Gefährten zu betrügen hieße die Achtung ihres Vaters und die Liebe ihres Verlobten zu verlieren. Iolanda zu warnen wäre eine Entscheidung des Herzens, aber auch das Eingeständnis ihrer Schwäche.

Warum warteten sie nur so lange? Tilde wusste, dass die GAP versucht hatte, mit ihren Guerillaaktionen und Sabotageakten dem Streik am 1. März Nachdruck zu verleihen. Die Straßenbahnlinie 16 war lahmgelegt, die

Widerstandskämpfer hatten die Gleise vermint. Jemand hatte ihr erzählt, dass Grandis Männer Ende Februar in einer nächtlichen Aktion deutsche Waffen erbeutet und diese an einem sicheren Ort außerhalb der Stadt versteckt hatten. Zwei Offiziere der Guardia Repubblicana waren am helllichten Tag erschossen worden, als sie gerade ein Friseurgeschäft in der Via Mazzini verließen. Die beiden Attentäter waren blutjung, sie hatten sich ganz unauffällig unter die Menge gemischt. Als die Deutschen eintrafen, waren sie wie vom Erdboden verschluckt. Der groß angekündigte Streik allerdings war ein Reinform gewesen. Bei Fossati hatten sich

nur wenige dem Ausstand angeschlossen, das Scheitern stand den Arbeitern in die düsteren Gesichter geschrieben.

Dann war etwas geschehen, das auch das letzte Fünkchen Hoffnung auslöschte. Die Nachricht war gegen zehn Uhr morgens eingetroffen und hatte sich wie ein Lauffeuer in der Kantine verbreitet. Tilde war gerade dabei, Kohl, Zwiebeln und Rüben für den mit Wasser gestreckten Gemüsereis zu schneiden, die Standardmahlzeit der Arbeiter in der Mittagspause. In der Nacht hatten die Brigade Nere Liliana auf der Straße zum Monte Gazzo festgenommen. Dieses Mal

auf eigene Faust, ohne die Deutschen vorher zu verständigen. Sie hatten sie in die Questura gebracht, seitdem hatte man nichts mehr von ihr gehört. Liliana hatte Tildes Aufgabe als Kurierin übernommen.

Am nächsten Morgen war Tilde mit dem sicheren Gefühl zur Arbeit gegangen, dass der Vollzug des Urteils unmittelbar bevorstand. Die Nachricht über die Hinrichtung der Verräterin würde nicht, wie bei Lilianas Festnahme, hinter vorgehaltener Hand verbreitet werden. Iolandas Hinrichtung wäre ein Triumph, sie würde ein Zeichen setzen. Und das würde Tilde nur noch mehr schmerzen.

Der schwere Wagen hatte Iolanda an der Piazza Oriani abgesetzt und dann gewendet, um zur Kommandantur zurückzufahren. Das Dunkel der Nacht wich einem fahlen Morgengrauen, über den Hausdächern der alten Mönchsstiege konnte man einen ersten blassen Schimmer am Himmel ausmachen. Ein kalter Tag ohne Sonne kündigte sich an. Selbst zu dieser frühen Stunde lag der Rauch aus den Fabrikschloten in der Luft, den Eisenstaub konnte sie sogar auf der Zunge spüren. Sie hatte viel getrunken, was es ihr leichter gemacht hatte, mit dem feisten

SS-Offizier zu schlafen, der schon lange nach ihr gierte. Sie fühlte sich leer, müde und ausgebrannt. Ein Opfer für all den Luxus, die teuren Kleider und den Schmuck. War es das wert? Wog es das auf, was sie durchmachen musste? Sie könnte fliehen und mit den Widerstandskämpfern in die Berge gehen. Aber im Augenblick war sie zu erschöpft, um über einen Ausweg nachzudenken. Sie musste unbedingt schlafen. In zwei Stunden musste sie schon wieder ins Büro. Die Straße war menschenleer, nur das Klappern ihrer hohen Absätze auf dem Asphalt war zu hören. Gleich war sie zu Hause.

Plötzlich hörte sie Geräusche hinter sich, eilige Schritte, angestregtes Atmen. Jemand war hinter ihr her. Ein Dieb? Sie presste instinktiv die Handtasche an ihre Brust. Dann drehte sie sich um. Sie sah einen hochgewachsenen jungen Mann mit straff nach hinten gekämmten blonden Haaren, der hastig die Straße überquerte. In der rechten Hand hielt er eine Pistole. Ein deutsches Modell. Er war fast noch ein Kind, selbst mit gezogener Waffe machte er ihr keine Angst. Einige Meter vor ihr blieb er stehen und sah ihr fest in die Augen. Erst jetzt begriff sie. Sie war verloren. Im eisigen Blick ihres Gegenübers lag unbarmherzige

Entschlossenheit. Seine Worte waren nur Formalität, er hätte auch schweigen können.

»Iolanda Danzi?«, fragte er mit der heiseren Stimme eines Jungen, der zu früh mit dem Rauchen angefangen hat.

»Ja.«

»Du wirst beschuldigt, Sandra Traverso, Mariù Pavarotti und Liliana Stanchi an die Deutschen verraten zu haben.« Er klang wie der Staatsanwalt vor Gericht.

»Das stimmt nicht, frag Comandante Grandi, er wird sich für mich verbürgen.« Ihre Stimme war fest, aber überzeugend

klang sie nicht.

»Du bist zum Tode verurteilt«, schleuderte er ihr pathetisch entgegen. Iolanda konnte sich ein Lächeln nicht verkneifen. Sie hatte sich ganz umsonst Gedanken über einen Ausweg aus einem Leben gemacht, das längst nicht mehr lebenswert war. »*Viva la libertà! Viva Italia!*« Während er auf ihr Herz zielte und zweimal abdrückte, konnte er Bedauern in ihren Augen lesen. Warum war sie traurig? Er schob es auf den Schmerz, Abschied nehmen zu müssen von einem Luxusleben, das sie sich mit dem Geld der Deutschen hatte leisten können. Dabei lag die Antwort auf der Hand:

Iolanda wollte nicht sterben, solange der Schweißgeruch des SS-Offiziers an ihr haftete.

Der Attentäter flüchtete und ließ sie in ihrem Blut liegen, das sich auf dem Asphalt ausbreitete. Er flüchtete in Richtung Krankenhaus. Die Schüsse hatten einige Schwarzhemden aufgeschreckt, die die Nacht in der Parteizentrale verbracht hatten. Sie sahen ihn flüchten, doch für einen gezielten Schuss war die Entfernung schon zu groß.

»Bleib stehen, ich weiß, wer du bist!«, rief einer der Männer ihm nach. Biscia hörte ihn und flüchtete in eine Seitenstraße. Ihm war klar, dass er ab jetzt

nur in den Bergen sicher war. Die Idee gefiel ihm. Endlich würde er wieder mit Tilde zusammen sein.

Durch die Kantinenküche ging ein Raunen, das allmählich zu Triumphgeheul answoll. »Im Morgengrauen haben sie die Verräterin erschossen«, hatte Wanda ihr hochzufrieden erzählt. Wanda war eine Freundin ihrer Mutter. Sie hatte drei Kinder, die ungefähr in ihrem Alter waren. Als Tilde klein war, hatte sie oft mit ihnen gespielt. Sie wohnten in der Nähe der Ponte di San Nicola und Tilde erinnerte sich, dass es dort gegen fünf immer Tee und Kekse gegeben hatte.

»Welche Verräterin?«, hatte sie gefragt, obwohl sie die Antwort schon kannte.

»Die aus der Tabakfabrik, die es mit den Deutschen getrieben hat.«

Tilde hatte nichts dazu gesagt und war auf die Toilette geflüchtet. Auf dem Weg dorthin hatte sie Dolores getroffen, die ihr etwas erzählen wollte, aber sie war einfach weitergegangen. Danach hatte sie sich auf der Toilette eingeschlossen und hemmungslos geweint. Der Schmerz der vergangenen Tage überwältigte sie. Es war vorbei, unwiderruflich. Iolanda war tot. Was blieb, war die Erinnerung an eine großzügige Frau und ein schlechtes

Gewissen. Aber Schuldgefühle waren ihr nicht neu, mit ihnen konnte sie leben.

Olindo begrüßte sie mit den Worten:
»Heute im Morgengrauen haben wir sie hingerichtet.«

Er hatte vor ihrem Haus auf sie gewartet. Harte Worte, gemischt mit tiefer Trauer. Das machte sie nur noch wütender.

Während Tilde ihr Fahrrad an die Kette anschloss, die neben der Haustür an der Wand befestigt war, brach es aus ihr heraus: »Wer war es?«

»Warum willst du das wissen?«

»Einfach so«, sagte sie trotzig und

zuckte mit den Schultern. Ihr Verhalten war das eines Kindes, das zu schnell erwachsen geworden war. Olindo war gerührt. Darauf konnte er nicht antworten.

»Niemand war bereit dazu. Ohne Not auf eine Frau zu schießen fällt schwer ...«

»Und auf einen Mann?«

»Das gilt auch für einen Mann. Es sei denn, es ist einer wie Maestri.«

Es lag ihr auf der Zunge zu fragen, warum sie dann nicht Maestri liquidiert hatten. Stattdessen bohrte sie weiter:

»Warum habt ihr so lange gewartet?«

Er zögerte.

»War es so schwer herauszufinden, ob Hessens Familie wirklich bei einem

Bombenangriff ums Leben gekommen ist?«, setzte Tilde nach.

»Nein, das nicht.«

»Warum hat es dann so lange gedauert?«

»Ich hab's dir doch schon gesagt, es wollte niemand machen.«

»Dieser Kerl mit den dreckigen Fingernägeln hätte doch am liebsten gleich losgeschlagen! Weißt du was, Comandante? Manchen Jungs sollte man besser einen Maulkorb verpassen.«

»Er ist achtzehn ...«, versuchte sich Olindo zu rechtfertigen.

»Eben«, ihre Stimme wurde lauter, »er weiß nicht, was Verantwortung

bedeutet, genau wie dieser Wichtiguer mit seiner Nickelbrille, dieser Möchtegernintellektuelle. Solche Leute sollten nicht über das Leben anderer entscheiden dürfen.«

»Solche Leute setzen Tag für Tag ihr Leben aufs Spiel, um Italien zu befreien.«

»Aber wenn es darum geht, eine unbewaffnete Frau zu erschießen, machen sie sich in die Hosen.«

»Genau. Auf eine unbewaffnete Frau schießt man nicht. Wenn Liliana nicht verhaftet worden wäre, hätte es ohnehin keiner gemacht.«

»Und wie ging's weiter?«

Grandi schüttelte den Kopf. Jetzt war es besser zu schweigen. Dass Lanza Biscia beim nächtlichen Treffen in der Ca' Bianca vorgeworfen hatte, an der Verhaftung Lilianas schuld zu sein, würde er ihr nicht erzählen.

»Wenn du nicht deinem Schätzchen hinterhertrottelst, noch dazu einer, die es mit den Deutschen treibt ...«, hatte Lanza gesagt.

Biscia hatte sich auf ihn gestürzt und drei Männer hatten ihn festhalten müssen, sonst hätte er ihn umgebracht.

»Ich mache es. Dann werden wir ja sehen, wer von uns ein Mann und wer ein Angeber ist.«

Olindo hatten die Umstände ganz und gar nicht gefallen, unter denen die Entscheidung fiel. Aber dieses Mal hatte er eine Ausnahme gemacht. Lanza hatte Biscia zu Unrecht beschuldigt und verdiente eine Lektion. Tildes Verlobten für die Aktion auszuwählen, schien die einzige Möglichkeit, seine Ehre zu retten. Deshalb hatte Olindo entschieden: »Einverstanden, Biscia, du machst das. Bereite alles vor.«

Wochenlang hatten sie ihr Opfer auf Schritt und Tritt verfolgt. Sie wussten, dass Iolanda an diesem Abend in die Kommandantur gehen und, wie immer,

wenn sie die Nacht dort verbrachte, im Morgengrauen nach Hause zurückkehren würde.

Biscia hatte gespürt, dass die anderen Vorbehalte gegen ihn hatten. Das konnte er nicht auf sich sitzen lassen, koste es, was es wolle. Aufgebracht war er aus dem Raum gestürmt. Olindo hatte kein gutes Gefühl. Blinde Wut war nie ein guter Ratgeber.

»Es war Biscia, oder?«

Olindo saß in der Falle. Er würde keine Namen nennen. Aber die Nachricht, dass Biscia erkannt worden war, hatte sich längst wie ein Lauffeuer verbreitet. Nun wurde er wegen Mordes gesucht.

Bald würde es Tilde ohnehin erfahren.
Biscia hatte das Nötigste
zusammengepackt und war Hals über
Kopf auf den Monte Tobbio geflüchtet, um
sich den dort operierenden Partisanen
anzuschließen. Tilde ballte die Fäuste und
sah Olindo hasserfüllt an.

Warum gerade er?

»Du musst untertauchen, sofort!«

»Warum?«

»Das weißt du ganz genau. Du bringst
uns alle in Gefahr.«

»Keine Sorge. Der Hauptmann hat mir
versichert ...«

»Du warst noch einmal bei Hessen?«

»Er ist verrückt nach mir und ich habe

nicht Nein gesagt. Er wird mich beschützen.« Dann fügte sie hinzu: »Ich kann mich darauf verlassen, dass das unter uns bleibt?« Olindo verzog angeekelt das Gesicht, seine grauen Augen verzogen sich zu schmalen Schlitzen.

»Wer hat dir das erlaubt?«, fuhr er sie außer sich vor Wut an.

»Was soll ich darauf antworten, Comandante? Dass ich es für meine Familie getan habe? Dass ich euch dadurch wertvolle Informationen liefern kann? Oder willst du hören, dass es mir Spaß macht, mit ihm ins Bett zu gehen?«, fragte sie mit beißendem Spott.

Er wollte ihr den Mund zuhalten.

»Was redest du denn da?«

Sie schob die Hand weg. Jetzt hatte sie keine Angst mehr, im Gegenteil. Voller Zorn fuhr sie fort: »Bin ich etwa eure Marionette? Ihr zieht an den Fäden und ich gehorche? Mir reicht's! Ab jetzt entscheide ich selbst. Und wenn ihr glaubt, ich sei eine Gefahr für euch, dann bringt mich um, genau wie Iolanda!«

Olindo erkannte sie nicht wieder. Er suchte nach Worten.

»Maestri wird dich jagen ...«, stammelte er.

»Das weiß ich, und Hessen weiß es auch. Er wird euch helfen, das Schwein

aus dem Weg zu räumen.«

Tildes Worte brachten Olindo völlig aus dem Gleichgewicht. Maestri war ihr Todfeind, ein willfähriger Helfershelfer der Nazis, er musste unbedingt ausgeschaltet werden. Doch wie sollte er damit fertig werden, dass Tilde und der Deutsche immer noch zusammen waren? Er hatte das Ganze ins Rollen gebracht, die Verantwortung lag allein bei ihm. Wie sollte er Biscia, der gerade auf dem Weg in die Berge war, jemals wieder in die Augen sehen können?

Was sollte er Tilde antworten? Er wusste es nicht und sagte nur: »Ich werde

mich mit dem Kommando beraten.«

»Buranello ist doch dein Freund«, Tilde wusste, dass sie Olindo jetzt in der Hand hatte, »versuche ihn zu überzeugen. So eine Gelegenheit kommt nicht wieder.«

»Das ist eine gefährliche Sache«, gab Olindo halbherzig zu bedenken.

»Das ganze Leben ist gefährlich, Comandante.«

Sie verabschiedeten sich. Olindo zog das schwere Hoftor hinter sich zu. Tilde wollte gerade die Treppe hinaufgehen, als sie Tumult auf der Straße hörte.

Beunruhigt ging sie zum Tor zurück. Sie hörte eine Stimme sagen: »Endlich habe ich dich gefunden.«

»Was ist los, schlechte Nachrichten?«

»Sie haben Buranello verhaftet. Er

wurde geschnappt, als er aus einer Bar
kam.«

Enthüllungen

»Ich verstehe gar nicht, warum Sie sich so aufregen, *Signor Pagano*. Wenn ich Ihnen verschwiegen habe, dass ich vor zwanzig Jahren schon einmal nachgeforscht habe, dann hatte ich gute Gründe dafür.«

»Die brauchen Sie auch, mein lieber *Professore*, wenn Sie sich keinen anderen Detektiv suchen wollen.«

»Wissen Sie, ich hatte von Anfang an Zweifel an der Geschichte meiner Verwandten. Deshalb habe ich selbst nach der Wahrheit gesucht, aber ohne Erfolg.

Mehr nicht.«

»Und das soll ich Ihnen glauben?«

»Warum nicht?«

»Weil ich mir sicher bin, dass die

Information über die Existenz eines
Bruders nicht von Ihren Verwandten
stammt.«

»Sondern?«

»Von einem Veteranen aus Sestri,
einem ehemaligen Widerstandskämpfer.«

»Sie verstehen Ihr Geschäft, das muss
man Ihnen lassen.«

»Wer?«

»Der Name wird Ihnen leider nicht
viel helfen. Er hieß Adriano Ratto, aber
alle nannten ihn Dria. Er ist seit fünfzehn

Jahren tot.«

»Haben Sie damals auch mit Comandante Grandi gesprochen?«

»Mit ihm und seinen Männern, jedenfalls mit denen, die noch lebten.«

»Erinnern Sie sich an die Namen?«

»Halten Sie mich etwa für senil? Enrico Parodi und Giovanni Lanza. Bei keinem habe ich etwas erfahren, weder über Nicla, noch über einen Sohn. Sie hatten sich wahrscheinlich abgesprochen.«

»Und Ratto?«

»Auch er gehörte zu Grandis Gruppe. Ratto war der Erste, mit dem ich gesprochen habe. Er litt an Alzheimer, ihm konnten sie den Mund nicht verbieten. Von

ihm habe ich die Geschichte, die ich Ihnen erzählt habe.«

»Und er hat Ihnen nicht Niclas Nachnamen genannt?«

»Er erinnerte sich nicht mehr, vielleicht kannte er ihn auch nicht. Von ihrem Sohn hatte er über Dritte erfahren, und wenn ich ihn richtig verstanden habe, hatte er Nicla nach Kriegsende aus den Augen verloren. Seine Geschichte war ziemlich verworren. Wie ich bereits sagte, war er sehr krank.«

»Warum haben Sie mir das alles verschwiegen?«

»Mit Grandi und seinen damaligen

Kampfgefährten zu sprechen wäre doch reine Zeitverschwendung gewesen. Die meisten leben ohnehin nicht mehr. Nicht einmal die SS hat sie zum Sprechen gebracht. Sie müssen sich andere Quellen suchen.«

»Grandi war ein Freund meines Vaters.«

»Das tut mir leid, *Signor* Pagano, ich wollte Ihre Gefühle nicht verletzen.«

»Vergessen Sie's ...«

»Sie sagten ›war‹. Ist der Comandante tot?«

»Nein, *Herr* Hessen, er erfreut sich bester Gesundheit. Aber mein Vater ist tot.«

Als wir das Telefonat beendeten, entschuldigte er sich noch einmal. Aber das war mir egal, ich glaubte ihm sowieso nicht.

Wie vorauszusehen, forderte der Alkohol seinen Tribut. Mir ging es hundeelend. Mein Kopf schmerzte, als hätte man einen Nagel hineingeschlagen, und selbst eine brühheiße Dusche und eine Kanne Kaffee hatten nichts geholfen. Unter diesen Umständen zu arbeiten würde eine Tortur werden, doch zu Hause zu sitzen und auf das Wunder zu warten, dass Pertusiello doch noch anrief, war auch keine bessere Alternative.

Was, wenn Nicla gar nicht ihr

richtiger Name war? Vielleicht hatte sie sich im Widerstand nur so genannt und nach dem Krieg wieder ihren richtigen Namen angenommen. Bavastro hätte sich daran erinnern müssen. Aber leider hatte auch er nichts mit dem Namen anfangen können.

Ich rief Olindo Grandi an, der sofort den Hörer abnahm. Hatte er auf meinen Anruf gewartet?

»Ich schulde dir eine Erklärung«, begann er.

»Das denke ich auch, Comandante.«
Ich versuchte locker zu klingen.

»Lanza und Gino haben mir berichtet,

was sie dir erzählt haben.«

»Dann darf ich dich noch mal belästigen? Es hat keine Eile, ich komme, wann es dir passt.«

»Je schneller, desto besser. Ich will reinen Tisch machen.«

Wir verabredeten uns für den Nachmittag. »Um zwei geht meine Tochter wieder, dann können wir uns in Ruhe unterhalten«, sagte er.

Bis dahin waren es noch einige Stunden und ich beschloss, meinen Plan von gestern umzusetzen. Im Bademantel ging ich in die Küche und nahm den Kalbsbraten aus dem Kühlschrank, wo er auf bessere Zeiten gewartet hatte. Kochen

half mir, den Kopf frei zu bekommen, und nach dem Essen ging es mir besser.

Um halb drei saß ich in der Küche des Comandante. Der Sparkassenkalender wollte die Zeit noch immer im März 1998 anhalten. Amelias Blick auf dem Foto schien jetzt leicht betroffen, als wollte sie sich dafür entschuldigen, dass ihr Mann ein falsches Spiel mit mir gespielt hatte. Durch das Fenster sickerte blasses Licht und ließ den Granitfußboden ein wenig glänzen. Keinerlei Essensgeruch. Der Herd war kalt und die Spüle blank geputzt, als wäre in dieser Küche schon lange nicht mehr gekocht worden. Olindo sah aus wie beim letzten Mal. Die braune

Strickjacke mit den abgewetzten Ärmeln,
die Drillichhose und die gefütterten
Pantoffeln. Hinter den dicken
Brillengläsern wirkten seine stumpfen
Augen riesig.

»Es ist mir nicht leichtgefallen, aber
ich hatte keine andere Wahl.«

»Als zu lügen?«

»Ja. Sonst habe ich immer versucht,
ehrlich zu sein, zumindest in wichtigen
Dingen, selbst im Krieg.«

»Meinen Klienten hast du auch
belogen.«

»Der ist nicht wichtig, ihm schulde
ich nichts.«

»Und mir? Mir schuldest du auch nichts.«

»Du bist Guidos und Annas Sohn, bei dir ist es mir schwergefallen.«

»Sei ehrlich, du wolltest nicht, dass ich die Wahrheit erfahre.«

»Stimmt, aber das hat nichts mit dir zu tun. Ein Versprechen muss man halten.«

»Du hast Nicla etwas versprochen?«

Er nickte und senkte den Kopf. Seine runzligen Hände ruhten auf dem Tisch. Jetzt verschränkte er die knotigen Finger, ein Versuch, die aufkeimende Nervosität zu bezwingen.

»Du hast sie also gekannt.«

»Natürlich. Sie hat mich gebeten, ihr

Geheimnis niemandem preiszugeben.«

»Dass sie einen unehelichen Sohn hat?«

»Ja. Das Verhältnis mit einem deutschen Offizier, das nicht ohne Folgen geblieben war.«

»Es stimmt also, dass sie nach dem Krieg geheiratet und noch ein Kind bekommen hat.«

»Ja, eine Tochter, die mittlerweile auch schon Großmutter ist. Sie hat von der Geschichte mit ihrem Halbbruder nie etwas erfahren und ich habe Nicla auf dem Totenbett versprochen, dass sich das auch nicht ändern wird.«

»Nicht einmal für drei Millionen Euro?«

»Nicht für alles Geld der Welt, Bacci. Hier geht es nicht um Geld, sondern um die Ehre.«

»Ist der Vater auch schon tot?«

»Das weiß ich nicht, ich habe ihn nie kennengelernt. Einige Jahre nach der Geburt seiner Tochter ist er nach Südamerika ausgewandert, danach hat man nie wieder etwas von ihm gehört. Nicla hat das Kind alleine aufgezogen.«

»Nicla ist nicht ihr richtiger Name, oder?«

»Du hast sie so genannt.«

»Den Namen habe ich von Hessen.«

»Dann bleiben wir dabei.«

»Vor zwanzig Jahren hat er mit dir Kontakt aufgenommen. Hat er dir damals von Nicla erzählt?«

»Dein Auftraggeber spielt ein falsches Spiel. Er blufft. Außer dem wirren Zeug, das ihm Dria kurz vor seinem Tod erzählt hat, weiß er gar nichts. Dria war ein mutiger Mann und ein glühender Patriot, aber bestimmt nicht besonders klug. Mit etwa fünfzig bekam er Alzheimer, ab da war er nicht mehr Herr seiner Sinne. Die haarsträubende Geschichte und die Namen, die er genannt hat: alles Blödsinn.«

»Du hast mir nicht geantwortet, Olindo. Hat Hessen den Namen Nicla erwähnt?«

»Nein, er hat einen anderen Namen genannt, aber der war falsch. Wie gesagt, Dria war nicht mehr zurechnungsfähig und hat Hessens Mutter bestimmt mit einer anderen Frau verwechselt.«

»Hat Nicla gegen die Deutschen gekämpft?«

»Ja. Sie war einer unserer mutigsten Kuriere. Sie wurde auf der Straße nach Sant' Alberto von den Deutschen aufgegriffen und in die Kommandantur gebracht, wo sie Hauptmann Hessen kennenlernte. Damals war sie neunzehn.

Sie war etwas ganz Besonderes.«

Sein Gesicht hatte einen Ausdruck angenommen, den ich nicht deuten konnte.

»Eine Schönheit, ein wenig naiv, aber gleichzeitig ging etwas Animalisches von ihr aus. Hessen hatte Feuer gefangen, was ihr nicht verborgen geblieben war. Sie bot an, sich mit ihm einzulassen, ihr Opfer für die gemeinsame Sache. Alles ging gut, bis er beim Anschlag auf das Odeon-Kino ums Leben kam. Danach war sie wie vom Erdboden verschwunden. Wir dachten alle, sie sei deportiert worden. Nach der Befreiung habe ich sie wiedergesehen. Sie hat mir erzählt, sie sei von den Deutschen

am Gardasee gefangen gehalten worden. Nach der Entbindung habe man ihr das Kind weggenommen und sie zur Arbeit in einer Fabrik gezwungen. Ich habe ihr hoch und heilig versprechen müssen, dass niemand von dieser Geschichte erfährt.«

»Demnach müssen Lanza und Balletta sie auch gekannt haben.«

»Balletta war in den Bergen, er hat nie etwas davon erfahren.«

»Mein Klient ist da anderer Meinung.«

Olindo schüttelte lächelnd den Kopf. »Enrico war erst sechzehn, als er zu uns stieß, das war Ende Mai '44. Da war sie schon verschwunden. Bei seinem ersten

Einsatz wurde er verletzt und von den Deutschen erkannt. Wir haben ihn in Sicherheit gebracht, nach Urbe, wo auch dein Vater war. Sie sind bis zur Befreiung dort geblieben.«

»Und Lanza?«

»Auch er hat sie nicht gekannt. Der Kontakt zwischen den Kurieren und den Partisanen lief nur über mich, aus Sicherheitsgründen.«

»Und Dria?«

»Dria und sie haben sich schon vor dem Krieg gekannt.«

»Gut.« Ich wechselte das Thema.

»Nicla hatte also eine Tochter.«

»So ist es. Sie ist fast sechzig und,

wie gesagt, vor ein paar Monaten
Großmutter geworden.«

»Glaubst du nicht, dass sie ihren
Bruder gerne kennenlernen würde?«

»Da halte ich mich raus. Ich habe
ihrer Mutter ein Versprechen gegeben.«

»Du maßt dir an, über andere zu
entscheiden?«

»Die Entscheidung habe ich vor
zwanzig Jahren getroffen.«

»Dieser Hessen wäre für sie der
Onkel aus Amerika.«

Er lächelte erneut. »Historisch
gesehen scheint mir das kein glücklicher
Vergleich. Und wenn er blufft? Wenn er

ein Hochstapler ist? Bist du sicher, dass er wirklich so reich ist?«

»Er hat mir als Vorschuss einen Scheck über vierzigtausend Euro ausgestellt, den ich natürlich abgelehnt habe.«

»Glaub mir, Bacci, dieser Mann ist nicht der, für den er sich ausgibt. Gib den Auftrag zurück. Er ist kein Wohltäter, er will Rache.«

»Woher willst du das wissen?«

»Keine Ahnung. Partisaneninstinkt.«

Zwei Fahnen

Genua, März 1944

Das Ticken des riesigen Weckers auf dem Nachtschränkchen ließ sie nicht schlafen. Es war noch zu dunkel, um die Uhrzeit zu erkennen, aber es musste mitten in der Nacht sein. Das Feuer im Kamin war schon lange heruntergebrannt, im Zimmer war es eiskalt. Sie hörte das schwere Atmen des Mannes neben sich und wäre am liebsten geflüchtet. Hatten sie zu Hause etwas gemerkt? Nur widerwillig

hatte sich ihre Tante auf den Schwindel eingelassen. »Ich helfe den Partisanen und will nicht, dass sich meine Eltern Sorgen machen.« Die alte Frau hatte Tildes Mutter gefragt, ob Tilde zweimal in der Woche bei ihr übernachten dürfe, und diese war einverstanden gewesen. Inzwischen fragte sich Tilde allerdings, ob es nicht besser gewesen wäre, wenn ihre Mutter Nein gesagt hätte.

Dieses Hin und Her dauerte nun schon einen Monat, allmählich ging es an die Substanz. Auch den Kolleginnen in der Fabrik war nicht entgangen, dass sie sich verändert hatte: »Geht's dir nicht gut, Tilde? Du siehst müde aus. Bist du in

Schwierigkeiten?« Nur ihre Familie schien nichts zu bemerken. Vielleicht wollten sie es nicht sehen. Sie hatten genug andere Sorgen.

Immer das Gleiche. Kurz vor Beginn der Ausgangssperre schwang sie sich auf ihr Fahrrad, fuhr den kurzen Weg zum Friedhof hinauf und wartete. Das Fahrrad versteckte sie in den Büschen. Dann erschien Sergente Walden und brachte sie in die Villa. Nach dem Frühstück am nächsten Morgen setzte er sie pünktlich wieder am Friedhof ab. Tilde schwang sich aufs Rad und fuhr die Via Sant' Alberto hinunter in die Fabrik. Jeder, dem sie auf ihrem Weg begegnete, musste

denken: »Ein braves Mädchen, das sich nicht nur um die kranke Mutter, sondern auch noch um die alte Tante kümmert.«

Waldens Italienisch wurde immer besser. Vielleicht lernte er Vokabeln, damit sie sich auf der Fahrt unterhalten konnten, der Weg von Sestri nach Albaro war lang.

Hessen trank und rauchte exzessiv, jedes Mal. Der Alkohol war das Elixier, mit dem er seine Seelenqualen betäubte. Dieser Krieg hinterließ nicht nur sichtbare Wunden. Tilde fragte sich: War auch sie nur ein Mittel zum Zweck? Alle wollten etwas von ihr. Sie war nur da, um zu

funktionieren, die anderen nicht zu enttäuschen: Tilde, die Küchenhelferin, die Krankenschwester, die Geliebte, die Spionin ... Manchmal kam sie sich vor wie aus Glas, zersplittert in viele kleine Stücke. Was sie wollte, interessierte niemanden. Nur ein Mensch hatte ihr das Gefühl gegeben, sie selbst zu sein, und diese Frau war von Biscia erschossen worden. Als Dank dafür, dass er sie vor Folter und Tod bewahrt hatte, erwartete Hessen eine Gegenleistung. Doch was erwartete sie eigentlich von ihm?

Sobald Tilde in seiner Nähe war, schien Hessen wie verwandelt und seine Schwermut wurde von blankem

Fatalismus abgelöst. Während Dutzende ihrer Landsleute im Feuerhagel der Faschisten und der SS starben, faselte er etwas von Schicksal und vom raschen Ende des Krieges. Ihre aufkeimende Wut vermochte sie nur mit Cognac und Sex zu betäuben. Durch den Alkohol enthemmt, bohrte sie ihm ihre Fingernägel in den Rücken, bis sie spürte, dass er zum Orgasmus kam. In manchen Nächten glaubte sie sogar die Schmerzensschreie der gefolterten Partisanen aus dem Keller des nahe gelegenen Studentenwohnheims hören zu können. Aber das konnte nur Einbildung sein. Andernfalls hätte sie ein Messer gepackt und es ihm ins Herz

gerammt. Manchmal allerdings schämte sie sich auch für ihre Rachegefühle, eigentlich hätte sie ihm dankbar sein müssen. Immerhin konnten mit seiner Hilfe vier Widerstandskämpfer aus dem Gefängnis fliehen und eine Kurierin eine Straßensperre der Deutschen umgehen. Das war seine Gegenleistung für ihre Hingabe. Für die GAP waren seine Hinweise unbezahlbar. Gute Gründe für sie, das Spiel weiterzuspielen.

Tilde wälzte sich hin und her, ihr war hundeelend, die Angst ließ sie nicht los.

»Helmut, wach auf!«

Wie immer hatte sich Hessen bis zur

Besinnungslosigkeit betrunken, sie musste ihn kräftig schütteln, bis er endlich wach war. »*Was ist passiert, Fräulein?*«

»Hast du nichts gehört?«

»Was?«

»Die Schreie.«

»Was redest du denn da? Du musst geträumt haben«, murmelte er. Sie solle ihn in Ruhe lassen.

»Sie kommen aus der Kommandantur, wo deine Leute die Gefangenen foltern.«

»Auf diese Entfernung? Das kann nicht sein.«

»Aber ich höre sie trotzdem ...« Sie weinte, schämte sich aber gleichzeitig, denn sie hatte wirklich nichts gehört. Sie

weinte nicht um die Opfer, sie weinte um sich selbst. Die Wut, die Angst und die Übelkeit brauchten ein Ventil. »Können wir uns ein bisschen unterhalten?«

Schläfrig drehte Hessen sich um. »Du musst um fünf Uhr aufstehen.«

»Trotzdem, ich will mit dir reden!«

Hessen gab auf. Sie war wie ein kleines Kind, das aus einem schlechten Traum aufgeschreckt war und jemanden zum Trösten brauchte. Er versuchte sie zu beruhigen: »Soll ich dir ein Märchen erzählen, *kleine Prinzessin*?«

»Du hast mir schon eines erzählt. Du hast mir versprochen, dass du mir diesen Maestri vom Hals schaffst. Hast du das

vergessen?« Ihre Stimme klang verärgert.

»Und deswegen hast du mich geweckt?«

»Ich habe Angst«, murmelte sie wieder freundlicher und schmiegte sich an ihn.

»Angst? Dafür gibt es keinen Grund.«

»O doch! Nach der Sache mit Iolanda fällt der Verdacht bestimmt auf mich. Sie wissen, dass ich die Verräterin ans Messer geliefert habe. Du hast es mir versprochen. Und was ist passiert? Nichts.«

»Dieser Mann ist schlau, er lässt sich rund um die Uhr beschützen.«

»Es wird doch eine Möglichkeit geben ...«

»Natürlich, aber wir brauchen erst eine gute Gelegenheit. Ich glaube, ich habe einen Schwachpunkt gefunden.«

»Wirklich? Welchen?« Einen Moment lang war ihre Übelkeit wie weggeblasen.

»Er ist ein fanatischer Spieler. Er verbringt ganze Nächte am Spieltisch und verliert Unsummen.«

»Wie hast du das herausgefunden?«

»Er leiht sich Geld. Deshalb ist er erpressbar und für uns ein Risiko.«

»Kompliment, Hauptmann. Das hätte ich dir gar nicht zugetraut!«

»Es gab Gerüchte in der

Kommandantur. Vielleicht hat er Offiziere
angepumpt, oder einen von der Gestapo.
Dort halten sie ohnehin nicht viel von der
Polizia Politica.«

Gestapo. Schon das Wort ließ sie
schaudern. Sie drängte sich noch dichter
an ihn. »Bist du sicher, dass sie dich nicht
verdächtigen?«

Er sog tief den Duft ihrer zerzausten
schwarzen Haare ein und lächelte
unergründlich: »Bei denen weiß man nie.«

»Du musst herausfinden, wo er
spielt.«

»Und was machst du?«

Tilde kam der gestrige Tag in den

Sinn, als sie vor dem Fabriktor gestanden hatte. Die hineindrängenden Arbeiter waren guter Dinge gewesen. Man hatte sich auf die Schultern geklopft, gescherzt und gelacht. Die Stimmung war so ausgelassen gewesen wie schon lange nicht. Sie war auf einige Männer zugegangen, die sie kannte, darunter auch ein Parteigenosse ihres Vaters, der als Schmied am Dampfhammer arbeitete. Er hatte vor einigen Monaten die Tochter ihrer Nachbarin Maria geheiratet. Der hagere junge Mann strotzte vor Vitalität.

»Was ist los?«, hatte sie ihn gefragt und einen Moment lang gehofft, der Krieg sei zu Ende.

Der gut aussehende Lockenkopf hatte ihr zugezwinkert. »Auf dem Turm der faschistischen Parteizentrale wehten heute Morgen zwei Fahnen.«

»Zwei Fahnen?«

»Die grün-weiß-rote Trikolore und die rote Fahne.«

Allein die Vorstellung dieses Schauspiels hatte ihr neue Kraft gegeben. Die Angst war verflogen und sie hatte spöttisch geantwortet: »Ich warte im Auto auf ihn, um ihn zu trösten, oder?«

Hessen presste sie plötzlich brutal an sich. Die ihm zugedachte Rolle des skrupellosen Mörders hatte ihn aus seiner Lethargie gerissen. Er war erregt und

wollte sie küssen, doch sie wandte sich ab, sein Mundgeruch war ihr zuwider. Sie drehte sich vollends um, eine stumme Aufforderung, sie von hinten zu nehmen. Teilnahmslose Hingabe, die einer Unterwerfung gleichkam. Hessen drang in sie ein. Er konnte sich nicht lange zurückhalten, stöhnte auf und kam sofort. Tilde spürte, wie sich das warme Sperma in sie ergoss.

So war es immer zwischen ihnen. Keine Fragen, keine Vorsicht, als ob es kein Morgen gäbe. Die Zukunft spielte keine Rolle, weil es keine Zukunft gab.

Dachten sie. Denn sie wussten noch

nicht, dass sich etwas ankündigte. Die Zukunft begann mit einem Brechreiz, den sie zu unterdrücken versuchte, weil sie nicht wusste, was sie tun sollte.

Was hatte sie eigentlich gefühlt, als Hessen zum Orgasmus kam? Verdammtter Krieg. Sie weinte lautlos. Noch nie war sie so einsam gewesen.

Das Versprechen

Als ich nach Hause kam, war es schon spät am Nachmittag. Das Gespräch mit Olindo Grandi belastete mich. Was würde noch alles zutage treten, wenn ich weiter in der Vergangenheit herumschnüffelte? Warum hatte ich deswegen ein schlechtes Gewissen? Es war doch Olindo, der versprochen hatte, das Geheimnis zu wahren. Was sprach dagegen, nach Niclas Tochter zu suchen und ihr von der Absicht ihres Halbbruders zu erzählen, sie zu einer reichen Frau zu machen? Eigentlich nichts.

Und doch, meine Zweifel blieben.

Nach Olindos Worten war die jetzt etwa Sechzigjährige von ihrer Mutter alleine aufgezogen worden. Ihr Leben war gewiss nicht einfach gewesen. Jetzt hatte sie einen Enkel und der gesunde Menschenverstand sagte ihm, dass ihr eine großzügige Erbschaft nur recht sein konnte. Dass sie dafür den Schock verdauen müsste, einen Halbbruder zu haben, der noch dazu von einem deutschen Offizier gezeugt worden war, schien mir zumutbar.

Und trotzdem: *Würde sich ihr Leben verändern?*

Wenn ja, in welche Richtung? Seit

dem Krieg waren mehr als sechzig Jahre vergangen und niemand sah in einem Deutschen noch einen Feind Italiens, selbst Comandante Olindo Grandi nicht. Die schlimmsten Feinde Italiens waren und sind die Italiener selbst. Während meiner Aufenthalte in Deutschland hatte ich den Eindruck, dass das Bestreben, die Vergangenheit zu bewältigen, ohne sie zu verleugnen, bei den Deutschen ehrlicher und nachdrücklicher war als bei uns. Sicher, die Schuld, die Deutschland während des NS-Regimes auf sich geladen hatte, war gewaltig, ja von apokalyptischen Ausmaßen. Aber auch wir in unserem kleinen Italien haben

Rassegesetze beschlossen,
Konzentrationslager wie die Risiera di
San Sabba gebaut, Andersdenkende in die
Verbannung geschickt und Regimegegner
geschlagen, gefoltert und ermordet.
Tatsache ist, dass wir die Lektion nicht
begriffen haben, nämlich eine erlittene
Niederlage auch anzuerkennen. Wir haben
die Geschichte einfach ignoriert und uns
selbst in die Tasche gelogen. Wir haben
versucht, aus der Niederlage einen Sieg zu
konstruieren. Wir Italiener sind eben
Traumtänzer, Illusionen sind unsere Art
der Vergangenheitsbewältigung.

Das schrille Klingeln des Telefons

riss mich aus meinen Gedanken und brachte mich ins Hier und Jetzt zurück. Die aufgeregte Stimme der Frau kam mir bekannt vor.

»Dottor Pagano?«

»Ja.«

»Erinnern Sie sich an mich? Ich bin Elsa Parodi.«

Ja, das war sie, die besorgte, leicht hysterische Stimme von Ballettas Tochter, dem alten Haudegen, der sich nicht mit mir treffen wollte.

»Natürlich erinnere ich mich.« Ich versuchte meiner Stimme eine gewisse Wärme zu geben, was aber gründlich misslang. »Schön, von Ihnen zu hören.

Was verschafft ...?«

»Sie hatten mich gebeten, mit meinem Vater zu sprechen, wenn er sich wieder beruhigt hat, erinnern Sie sich?«

Sie wurde die Idee, ich könnte sie vergessen haben, einfach nicht los. Fürchtete sie etwa, ich hätte sie nicht ernst genommen oder die Verbundenheit ihres Vaters zu meiner Familie unterschätzt?

»Aber sicher. Ich hoffe nur, keine alten Wunden aufgerissen zu haben.«

»Nun ja, ich musste schon etwas energisch werden. Mein Vater spricht nicht gerne über diese alten Geschichten. Aber ich habe ihn bei seiner Ehre gepackt, Ihre Eltern sind für ihn Heilige. Als wir

nach Genua kamen, brachte mich meine Mutter oft zu ihrer Freundin Anna in die Via dei Servi. Ich war noch ein Kind, Sie waren noch gar nicht auf der Welt. Aber an Anna kann ich mich gut erinnern. Sie nahm mich auf den Arm, wir gingen in die Küche und dort machte sie mir ein Brot mit Olivenöl und Tomaten, das mochte ich so gerne. Vielleicht halten Sie mich für sentimental, aber ich erinnere mich sogar noch an den Geruch ihrer Kleidung. Wenn sie mich auf dem Arm hatte, schloss ich die Augen und atmete ganz tief ein, sodass ich den Duft den ganzen Tag in der Nase hatte. Ihre Mutter Anna war eine schöne

Frau. Ich war ein bisschen neidisch, das muss ich zugeben, denn ich hätte auch gerne so eine Mutter gehabt.« Nach kurzem Schweigen fügte sie hinzu: »Sie halten mich jetzt bestimmt für naiv, weil ich das erzähle ...«

»Aber nein, Elsa. Ich darf Sie doch Elsa nennen?«

»Natürlich. Wenn Sie einige Jahre älter wären, hätten wir als Kinder bestimmt miteinander gespielt.«

»Wirklich schade.« Das meinte ich durchaus ernst.

Die Erinnerung an meine Mutter stimmte mich nachdenklich. Ich glaubte, ihre Stimme zu hören, ihr sündhaft teures

Parfüm zu riechen. Eines Tages hatte mein Großvater Baciccia zu mir gesagt: »Deine Mutter ist eine glückliche Frau. Guido weiß genau, wie viel ihr dieses Parfüm bedeutet. Er spart und spart, nur um es ihr jedes Jahr zum Hochzeitstag schenken zu können. Er muss sie über alles lieben.«

So war es auch. Ich war nie dabei, wenn er ihr das Geschenk überreichte. Aber ich erinnerte mich noch genau an das Flakon mit der bernsteinfarbenen Flüssigkeit in der eleganten Verpackung. Es hatte einen Ehrenplatz auf ihrem Toilettentisch, wie eine Reliquie. Eines Tages überraschte sie mich, wie ich daran schnupperte: So wütend hatte ich sie noch

nie gesehen. Dieses geschliffene Glasfläschchen war für sie mehr als nur ein Parfümflakon. Der leicht herbe Geruch, der sie einhüllte, sobald sie nur einen Tropfen auf den Hals und die Handgelenke tupfte, war ein elementarer Teil ihrer Weiblichkeit. Fiel ihr denn gar nicht auf, dass sich die Männer auf der Straße nach ihr umdrehten? Bemerkte sie nicht die stumme Eifersucht ihres Mannes? Das Fläschchen war der sichtbare Ausdruck seiner grenzenlosen Liebe. Vielleicht brauchte sie diesen symbolischen Liebesbeweis als Bestätigung, dass sie sich für den richtigen

Partner entschieden hatte. Für einen Arbeiter, einen grundehrlichen Mann, der alles für sie getan hätte. Aber der ihr außer einem bescheidenen Lohn nichts bieten konnte außer hingebungsvoller Verehrung.

»Wie gesagt, es war nicht leicht, etwas aus Balletta herauszubekommen.« Sie lachte schrill. »Wissen Sie eigentlich, dass das sein Kampfname bei den Partisanen war?«

»Olindo hat es mir erzählt. Balletta habe sich schon mit sechzehn seiner Gruppe angeschlossen.«

»Über diese Frau zu sprechen fiel ihm schwer.«

»Nicla?«

»Ich weiß nicht, ob sie Nicla hieß. Er würde sich nicht erinnern, hat er gesagt, aber geglaubt habe ich ihm nicht. Übrigens haben sie sich getroffen, wie in alten Zeiten.«

»Sie haben sich getroffen?«

»Ja, bei Olindo. Eine

GAP-Versammlung, sechzig Jahre nach dem Krieg, wie in alten Zeiten.« Wieder dieses schrille Lachen, wie ein Geigentriller.

»Wer war dabei?«

»Außer dem Comandante noch Lanza, mein Vater und Gino Bavastro, einer der sagenhaften *leggeroni*.«

Ich musste mir eingestehen, dass
Hessen recht gehabt hatte. Ich
verschwendete in der Tat meine Zeit mit
der Befragung dieser
Widerstandskämpfer, die sich benahmen,
als wäre die Zeit stehen geblieben.

»Ich habe ihn überrumpelt und ihm
doch etwas entlockt. Aber ich bitte Sie: Er
darf auf keinen Fall erfahren, dass wir
miteinander gesprochen haben.«

»Keine Sorge, ich bin stumm wie ein
Fisch.«

»Diese Frau gab es wirklich. Sie war
Kurierin bei den Partisanen und ist im
Frühjahr 1944 urplötzlich verschwunden.

Mein Vater glaubte damals, sie sei nach Deutschland deportiert worden. Nach der Befreiung ist sie nach Sestri zurückgekehrt und hat geheiratet. Einen ehemaligen Partisanen aus Grandis Gruppe, der Seite an Seite mit Lanza und meinem Vater gekämpft hatte. Er hieß Biscia. Mein Vater schwärmte regelrecht von ihm. Biscia sei einer der Besten gewesen. Die Deutschen und die Schwarzhemden hätten ihn erbarmungslos gejagt, er soll eine Verräterin erschossen haben, eine gewisse Iolanda aus der Tabakfabrik. Biscia und seine Frau haben eine Tochter bekommen und sind dann weggezogen. Es heißt, danach hätte nie wieder jemand etwas von

ihnen gehört.«

»Bis auf Olindo.«

»Dann wissen Sie von seinem

Versprechen? Der Comandante hatte mit den Kameraden darüber gesprochen. Über sein Versprechen, das er der Frau auf dem Sterbebett gegeben hatte.«

Wieder ein Mosaiksteinchen mehr.

Der Vater der Frau, die ich suchte, war ein Mann aus dem Widerstand namens Biscia. Olindo hatte mich schon wieder belogen, aber der arme Balletta hatte sich in einem schwachen Moment verraten. Was für ein Glück, sagte ich mir, dass diese Männer während des Krieges noch jung und bei klarem Verstand waren.

Damals hätten sie sich bestimmt nicht in derartige Widersprüche verwickelt.

Ich dankte Elsa Parodi und wollte das Gespräch gerade beenden, als sie plötzlich hinzufügte: »Sie müssen mir etwas versprechen. Wenn Sie die Wahrheit herausgefunden haben, sagen Sie mir Bescheid?«

»Das werde ich«, antwortete ich und legte auf.

Dann ging ich ins Büro und schob eine Mozart-CD ein, ›Die Zauberflöte‹, getrieben von der widersinnigen Vorstellung, eine deutschsprachige Oper würde mich inspirieren, das Ganze besser

verstehen zu können.

Warum hatte Olindo mir verschwiegen, dass der Vater der Frau, die ich suchte, in seiner Kampfgruppe gewesen war? Er hatte alles versucht, die Spuren zu verwischen, nur damit ich sie nicht finde. Aber dadurch erreichte er nur das Gegenteil. Ich hatte Blut geleckert. Grandis Geheimniskrämerei konnte nur eines bedeuten: Die Frau musste ganz in meiner Nähe sein.

Hessen, der schlaue Fuchs, hatte mich auf die richtige Fährte gesetzt, ich musste in Sestri suchen. Ich beschloss, ihn anzurufen, um ihn über den Stand der Ermittlungen zu informieren. Aber wenn

der Comandante doch recht hatte und Hessen nur aus Rache und nicht aus familiärer Verbundenheit handelte? Sicher war ich mir noch immer nicht.

Ich rief seine Kölner Nummer an. Er meldete sich sofort.

»*Signor* Pagano, wie schön Ihre Stimme zu hören. Und höre ich richtig? Die Ouvertüre aus Mozarts ›Zauberflöte‹?« Er hatte die Musik im Hintergrund sofort erkannt.

»Es gibt Neuigkeiten. Der Bruder, den Sie suchen, ist eine Schwester.«

»Eine Schwester?«

»Eine Frau, die vor Kurzem Großmutter geworden ist.«

»Haben Sie sie gefunden?«

»Noch nicht.«

»Darf ich fragen«, fuhr er in

professoralem Tonfall fort, in dem auch ein Hauch Ironie lag, »wer Ihnen diese Geschichte verkauft hat?«

»Meine Quellen wollen unerkannt bleiben.«

»Aber sicher doch.« Seine Stimme war jetzt eiskalt. »Aber Ihre Quellen haben nicht das Recht, Sie an der Nase herumzuführen. Auch wenn letztendlich ich als Ihr Auftraggeber der Belogene bin.«

Die Idee, für jemanden zu arbeiten,

der sich so aufspielte, gefiel mir ganz und gar nicht. Noch weniger allerdings gefiel mir sein Ton.

»Hören Sie, Professore, warum nennen Sie mir nicht einfach den Namen Ihres Bruders, und das war's?« Ich seufzte tief.

»Weil ich ihn nicht kenne«, gab er mit gespielter Naivität zurück.

»Und wie können Sie dann ausschließen ...«

»Dass es sich um eine Frau handelt? Weil Dria Ratto von einem Mann gesprochen hat.«

»Dria Ratto litt an Alzheimer.«

»Und Sie, werter Herr Detektiv,

leiden an Befangenheit gegenüber den alten Weggefährten Ihres Vaters. Ich wette, Sie haben nicht auf mich gehört und weiter bei Grandis Leuten herumgeschnüffelt.«

»Wie ich ermittle und mit wem ich spreche, entscheide immer noch ich und nicht mein Auftraggeber.«

»Ich bleibe dabei, damit verschwenden Sie nur Ihre Zeit und mein Geld, aber tun Sie, was Sie für richtig halten. Sie sind der Profi.«

Zu viel der Ehre. »Aber jetzt mal ehrlich: Was wollen Sie wirklich?«, fragte ich.

»Den Namen meines Bruders«, sagte

er knapp.

»Und darüber hinaus?«

Schweigen. Ich spürte, wie sich mein Gesprächspartner versteifte. Vielleicht war es nur Einbildung, aber meine Frage schien einen Nerv getroffen zu haben.

Deshalb bohrte ich nach: »Ihr Vater wurde bei einem GAP-Attentat getötet.«

»GAP?« Ungläubiges Staunen, als hätte er diesen Namen noch nie gehört.

»Ja. Die Partisanen, die damals in den Städten Guerilla-Aktionen geplant und durchgeführt haben.«

»Und Ihr Vater war auch einer von der GAP?«, fragte er.

»Nein, mein Vater hat in den Bergen gekämpft. Warum fragen Sie?«

»Um nicht wieder ins Fettnäpfchen zu treten. Wissen Sie, wie man diese Leute heute nennen würde?«

Ich begann zu ahnen, worauf er hinauswollte, und ließ ihn weitersprechen.

»*Terroristen.*« Er betonte jede Silbe, präzise wie Hammerschläge. »Der Mann, der die Bombe im Odeon-Kino deponiert hatte, war nichts anderes als ein Terrorist.«

»Und deshalb sind deutsche Soldaten mehr wert als neunundfünfzig politische Gefangene, die auf ihren Prozess warteten und am Turchino-Pass exekutiert

wurden?«

»Es war Krieg und der Krieg ist eine ernste Angelegenheit, *Herr Pagano*. Auch wenn ihr Italiener ihn immer als Spiel aufgefasst habt, mal mit den einen, mal mit den anderen Allianzen geschmiedet habt und nie dafür bezahlen musstet.«

»Ist das Leben von neunundfünfzig jungen Menschen nicht Preis genug? Wie viele hätten Ihrer Meinung denn sterben müssen?«

Aus dem Hörer drang ein wütendes Schnauben. Das Thema war ihm offensichtlich unangenehm. Er hatte angegriffen, um sich zu verteidigen. Nach

diesem rhetorischen Ausflug in die Vergangenheit war ich sicher, dass ich den richtigen Riecher gehabt hatte. Deshalb wiederholte ich den Satz, der ihn offensichtlich provoziert hatte: »Also, Ihr Vater wurde bei einem Attentat getötet.«

»So habe ich es ausgedrückt.« Er reagierte gereizt, war aber auf der Hut.

»Und Ihre Mutter war eine Partisanin.«

»Das ist nicht hundertprozentig sicher.«

»Wem wollen Sie denn diesen Bären aufbinden? Sie wissen genau, dass sie dazugehörte.«

Er zwang sich zu einem Lachen. »Sie

war aber keine von der GAP.«

»Spielt das eine Rolle? Es gibt viele weibliche Terroristen in der Geschichte. Ihr Deutschen müsstet das doch wissen, denken Sie zum Beispiel an Ulrike Meinhof!«

»Worauf wollen Sie hinaus?«, fragte er schneidend. »Die Bombe damals im Kino wurde schließlich nicht von einer Frau gelegt.«

»Ich habe die Akten zum Prozess gegen den SS-Offizier Friedrich Engel gelesen. Der war genauso verbohrte wie Sie. Man weiß, dass es ein junger blonder Mann mit blauen Augen war.«

»Ja und?«

»Unterstellen wir einmal, Ihre Mutter wäre bei der GAP gewesen. Dann hätte sie es wissen können.«

»Wollen Sie damit sagen, dass meine Mutter die Komplizin der Mörder meines Vaters gewesen sein könnte?«

»Ist das nicht der wahre Grund, weshalb Sie mich mit Nachforschungen beauftragt haben?«

Gespannte Stille. Ich hörte seinen rasselnden Atem. Mir war, als könnte ich seine mühsam zurückgehaltenen Gefühle durch den Hörer wahrnehmen. Zum allerersten Mal spürte ich hinter der Fassade des stets beherrschten

Ehrenmannes abgrundtiefen Hass. Aber gerade das machte ihn menschlich.

Den ironisch-unverbindlichen Ton beizubehalten, kostete ihn offensichtlich Mühe: »Ich glaube, Ihre Fantasie geht mit Ihnen durch, *Herr* Pagano. Wenn die Situation so wäre, wie Sie sie schildern, hätte ich einen großen Fehler gemacht.«

»Das müssen Sie mir genauer erklären.«

»Glauben Sie im Ernst, ich hätte Sie beauftragt, das Ganze nochmals aufzurühren, wenn ich von Anfang an von dieser Ungeheuerlichkeit gewusst hätte?«

Sein Gedankengang traf den Nagel auf den Kopf und ließ mir keine andere Wahl.

Ich hatte mich in eine ausweglose Situation manövriert. Sollte ich den Prinzipien meines Vaters treu bleiben oder das tun, was mein Auftraggeber von mir verlangte? Die Hypothese war gewagt, das musste ich zugeben. Aber wenn Nicla tatsächlich von dem Attentat gewusst hatte, wie hätte sie ihrem Sohn erklären können, dass sie dazu beigetragen hatte, seinen Vater umzubringen?

Einer von uns beiden hatte einen Fehler gemacht und jetzt war es zu spät. Die Kugel rollte.

»Ich hätte diesen Auftrag ablehnen sollen.«

»Meinen Sie?« Seine Stimme hatte

etwas Diabolisches.

Plötzlich fiel es mir wie Schuppen von den Augen: Olindos Sorge war begründet. Es war fast so, als hätte auch ich Nicla auf dem Sterbebett etwas versprochen.

»Es ist nicht schwer, aus der Situation herauszukommen«, fuhr Hessen mit geheucheltem Optimismus fort.

»Und wie?«

»Sie müssen nur Ihre Pflicht erfüllen und meinen Bruder finden. Ich werde einen reichen Mann aus ihm machen.«

Tildes Gedanken

Sestri Ponente, März 1944

Diese Nacht verbrachte sie zu Hause, in ihrem Bett. Neben sich hörte sie den regelmäßigen Atem ihres Bruders. Auch ihre Eltern waren nach einem langen Tag zur Ruhe gekommen. Tag für Tag das Gleiche: die Plackerei in der Fabrik, die immergleichen Behandlungen der Mutter, um deren Schmerzen zu lindern, der penetrante Kohlgeruch und das endlos lange Anstehen für ein halbes Kilo Brot

und hundert Gramm getrocknete Bohnen, die Tagesration auf der Lebensmittelkarte. Die Musik aus dem alten Radio, Alberto Rabagliati und das Trio Lescano, ließ niemanden mehr träumen. Auch die zerlesenen Nummern des ›Domenica del Corriere‹ oder die neuste Ausgabe des ›L'Intrepido‹, die ihr Bruder im flackernden Kerzenlicht verschlang, halfen nicht, die Last des Alltags zu lindern.

In der düsteren Wohnung war Stille eingekehrt, ein Spiegelbild ihrer Seele. Auch in ihrem Leben herrschte jetzt Stille. Nur das Ticken des Weckers auf dem Nachttisch erinnerte sie daran, dass das Leben weiterging. Wie das Schlagen eines

metallenen Herzens. Sekunde um Sekunde, erbarmungslos, wie der Lauf der Zeit.

Sie war sich jetzt sicher. Sie war schwanger. Ein Junge? Und wenn es ein Mädchen würde? Vielleicht würde es blonde Haare haben, wie sein Vater. Vielleicht wäre auch Biscias Tochter blond gewesen. Aber das Kind, das sie unter dem Herzen trug, war nicht von Biscia. Es war das Kind dieses verfluchten Krieges.

Wie lange noch würde sie die Wahrheit geheim halten können? Sie glaubte, den sich wölbenden Bauch schon spüren zu können, aber dazu war es noch zu früh, das bildete sie sich nur ein. Aber

nach acht Stunden Schwerstarbeit in der Kantine, nach Kartoffeln schälen und Kohl putzen im Stehen waren ihre Knöchel angeschwollen und ihre Beine bleischwer. Die Brüste waren fester und üppiger geworden, doch statt stolz auf ihre neue Weiblichkeit zu sein, schämte sie sich, wie ein junges Mädchen, das nicht erwachsen werden wollte. Sie drehte sich zur Wand und verfluchte das Schicksal, das ihr das Leben zur Hölle gemacht hatte. Sie hasste sich. Sie hasste ihren Körper und ihre Weiblichkeit.

Wie hatte es so weit kommen können?
Sie hätte diese Frage gerne Comandante

Grandi gestellt, der sie in die Arme des Deutschen getrieben hatte. Oder Biscia, der nichts getan hatte, um diesen Schritt zu verhindern. Oder ihrer Mutter, die nicht bemerkt hatte, dass ihre Tochter zur Hure geworden war. Heiligte der Zweck wirklich alle Mittel? Konnte sie ihr schlechtes Gewissen damit beruhigen, dass das Kind, das in ihr heranwuchs, das Leben junger Menschen rettete, die ohne Hessens Informationen hätten sterben müssen? Ein Opfer ohne Reue?

Ohne Reue? War das überhaupt möglich? Man darf sich nur für etwas Vorwürfe machen, das man selbst verschuldet hat, heißt es. »Mach es nur,

wenn du es wirklich willst.« Das waren ihre Worte gewesen. Aber es war wie ein Zwang. Sie wollte allen beweisen, dass sie bereit war. Es war der Preis für ihre Anerkennung. Hätte sie Nein gesagt, niemand hätte es ihr übel genommen. Das hatte sie aus Olindos Blick ablesen können. Mit dem gleichen Gesichtsausdruck hatte er sie an diesem verfluchten Tag gemustert, als Iolanda hingerichtet und Giacomo Buranello verhaftet worden waren. Im Schutz der Toreinfahrt hatte sie ihm anvertraut, dass Hessen bereit sei, Maestri ans Messer zu liefern. Für einen Moment erkannte sie stumme Verzweiflung in Grandis Augen,

dann gewann der Patriot in ihm die Oberhand. Die gleiche stumme Verzweiflung würde sie in den Augen ihrer Eltern lesen können, wenn sie Bescheid wüssten. Und auch in Biscias Blick hatte dieser Ausdruck gelegen, damals bei Dria.

Wem sollte sie sich anvertrauen?
Wem konnte sie erzählen, dass in ihrem Bauch das Kind des Feindes heranwuchs?

Allein zu sein, ohne einen Menschen, dem sie ihre Qualen anvertrauen konnte, das war es, worunter sie am meisten litt. Ihre Mutter hatte trotz aller Armut stets dafür gesorgt, dass sie und ihr Bruder

keine Not leiden mussten. Aber statt Vertrauen war eine Mauer des Schweigens zwischen ihnen entstanden. Aus kindlicher Schwärmerei waren Ernüchterung und Wut geworden. Aber sie hatte diese Wut nie herausschreien können, ihre Mutter hatte sich immer hinter ihrer Arbeit versteckt. Als sie zur Frau geworden war, hatte sich auch ihr Vater von ihr zurückgezogen. Seine Berührungen, die ihr Zärtlichkeit und Wärme vermittelt hatten, waren plötzlich gezwungen und steif. Dann war die Krankheit der Mutter gekommen, der Krieg ... Niemand hatte mehr die Kraft gehabt, dem anderen seine Gefühle und

Bedürfnisse zu offenbaren. Schon das nackte Überleben war jeden Tag aufs Neue eine heroische Tat.

Von den Menschen, die man liebte, durfte man nichts erwarten, das war ihr jetzt klar. Sie war allein. Niemand konnte sie trösten. Sie ließ ihren Tränen freien Lauf.

Sie könnte mit Hessen reden und ihm die Wahrheit sagen. Wie würde er wohl darauf reagieren? Ein Kind von einer Frau, die für den Feind spionierte? Von einer Frau, die ihren Körper verkaufte, um eine Verräterin zu entlarven? Wäre in seinem exzessiven Leben überhaupt Platz für ein Kind? Für einen Bastard des

Krieges? Um ihn aus seiner dumpfen Trauer um seine Frau und seine arischen Kinder zu reißen, wäre dieses Niemandskind bestimmt nicht genug.

Das Bild eines blonden Kindes mit himmelblauen Augen war das Letzte, woran sie dachte, als die Sirenen heulten. Fliegeralarm. Ihre Mutter stürzte schreiend ins Zimmer, ihr Bruder schreckte hoch, zog sich noch im Halbschlaf Hose und Schuhe an und hüllte sich in seinen Mantel. Sie blieb noch im Bett, als könnte ihr unter der warmen Decke nichts passieren. Und wenn? Sie hatte ihre patriotische Pflicht erfüllt.

Mitsamt ihrem Geheimnis unter den Trümmern des Hauses begraben zu werden, schien ihr ein ehrenvoller Abschied. Besser als das Kind mit der Nadel abzutreiben, dem Wahnsinn zu verfallen oder sich umzubringen.

Aber ihr Vater zerrte sie mit Gewalt aus dem Bett. Als ihre Füße den eiskalten Boden berührten, erschauerte sie. Sie trug nur ein kurzes Flanellnachthemd. Der Blick ihres Vaters fiel erst auf ihre schweren Brüste, dann traf er ihre Augen. Endlich schien der Mann zu begreifen. Er raffte die zerschlissene Bettdecke zusammen, wickelte Tilde darin ein und drängte sie die Treppe hinunter. Auf der

Straße wimmelte es von verängstigten Menschen, wohin man auch blickte. Trotz der nächtlichen Kälte glaubte man den verlockenden Duft des nahenden Frühlings riechen zu können. Über den tiefschwarzen Himmel zuckten die silbernen Blitze der Leuchtraketen, sie explodierten und ergossen sich in glitzernden Kaskaden zu Boden. Die Flugabwehr war gegen die Bomber der Angreifer hoffnungslos unterlegen. Die Nacht war erfüllt vom dumpfen Grollen der Flugzeuge, der Boden bebte, als die ersten Bomben detonierten. Die Einschläge tauchten die Dächer Sestris in taghelles Licht, überall loderten Flammen.

Die Luft war erfüllt von beißendem Rauch, der in den Augen brannte und das Atmen zur Qual werden ließ. Sie mussten sich beeilen und den Bunker erreichen, bevor ihre Mutter einen Anfall bekam.

Tilde blieb plötzlich stehen, mitten auf der Via Chiaravagna, die zerschlissene Decke wie einen schützenden Schleier um sich gewickelt. In diesem Augenblick stürzte eine junge Frau mit verwuschelten braunen Haaren auf sie zu. Tilde erkannte sie sofort, es war die Tochter ihrer Nachbarin Maria. Ihr Bruder, ein begeisterter Musiker, war nach Deutschland deportiert worden, mit

ihrer kleinen Schwester hatte sie als Kind oft gespielt. Sie war auf der Suche nach ihrer Familie. Die Angst stand ihr ins Gesicht geschrieben.

»Ciao, Tilde, hast du sie gesehen?«

»Deine Familie ist in Sicherheit.«

Tilde fiel ein, dass die junge Frau mit dem Arbeiter verheiratet war, der ihr vor dem Werkstor bei Fossati von den beiden Fahnen erzählt hatte, die die Partisanen auf dem Hauptquartier der Faschisten gehisst hatten.

Die Frau drückte sie dankbar und fragte: »Und du, worauf wartest du noch?«

Tilde blickte zum Himmel, an dem inzwischen wieder Stille eingekehrt war.

Hatten die ach so spendablen Alliierten eine letzte Bombe in Reserve? Eine Bombe für sie und das Kind, das sie im Bauch trug.

Die Jagd beginnt

Am nächsten Morgen war ich wieder auf dem Weg ins Krankenhaus San Martino. Es war gegen elf. Ein starker Wind stemmte sich mir entgegen, dessen peitschende Nordost-Böen die Vespa tänzeln ließen wie ein nervöses Pferd. Ich fuhr die Via Rivoli hinunter bis zum Corso Aurelio Saffi, wo sich der Golf von Genua in all seiner Pracht präsentierte. Den Moloch Stadt hatte ich hinter mir gelassen, vor mir lag das türkisblaue Meer.

Kaum hatte ich das Krankenhaus betreten, war ich wie im Fieberwahn. Ich bildete mir ein, Jasmines Zustand habe sich gebessert. Aber die Gewissheit, dass dahinter nur ein Wunsch steckte, der sich bei näherer Betrachtung in Luft auflöste, versetzte mich in quälende Unruhe.

Obwohl es noch zwei Stunden bis zur offiziellen Besuchszeit waren, stand die Tür zur Station offen. Im Flur schob derselbe Polizist Wache wie damals, als ich den Deutschen kennenlernte. Wie damals las er eine Sportzeitung, hob den Kopf, ließ ihn aber sofort wieder sinken, nachdem er mich mit einem mitleidigen Lächeln bedacht hatte.

Ich ging weiter. Die beiden Stationsschwestern schienen mich gar nicht zu bemerken, so konzentriert waren sie auf ihre Arbeit. Wie ein Dieb schlich ich in Jasmines Zimmer und schloss die Tür hinter mir. Das zweite Bett war leer. Jasmine lag noch immer im künstlichen Koma. Grelles Neonlicht flutete über ihren reglos daliegenden Körper. Erschüttert dachte ich daran, wie tief das Dunkel war, in das ihr Bewusstsein eingetaucht war. Ich nahm mir einen Metallstuhl und rückte ihn vors Bett. Dort saß ich ganz still und schaute sie an. Ich rückte näher, trotzdem konnte ich sie nicht

erreichen. Niemand konnte das.

Sie war intubiert, deshalb war kein Atemgeräusch zu hören, aber so wie es aussah, schien sie ruhig zu schlafen. Kopf und Hals waren dick bandagiert, aber was unter den schneeweißen Binden frei geblieben war, ließ mich zusammenzucken. Ihr einstmals schönes Gesicht wirkte eingefallen und grau. Ich schlug das Laken zurück. Ihr Körper steckte in einem sterilen Krankenhausnachthemd und war nicht mehr wiederzuerkennen, ihre schokoladenbraunen Arme und Beine waren abgemagert, sie schien um Jahrzehnte gealtert, glich einer

vertrockneten Frucht, welk und eingeschrumpelt. Von Jasmines animalischer Wildheit war nichts geblieben, die geschmeidige Dschungelkatze war erschöpft und ausgelaugt. Ausgelaugt wie der Boden Afrikas, ein Kontinent ohne Hoffnung. Was seinen Bewohnern blieb, war die Flucht.

Im rechten Arm steckte eine Kanüle, von der ein dünner Schlauch zu einer Infusionsflasche führte. An ihren Handgelenken hatte der Eisendraht, mit dem sie gefesselt worden war, tiefe Wunden hinterlassen. Ein Hämatom entstellte ihr Gesicht, das linke Jochbein

und das linke Auge waren geschwollen, aber die Schwellung schien bereits zurückzugehen. Ihrem Peiniger hatte es offensichtlich Spaß gemacht, sie zu quälen. Er hatte ihr nur die Hände auf dem Rücken zusammengebunden, ansonsten hatte sie sich in dem düsteren Kellergewölbe frei bewegen können. Dadurch war seine sadistische Lust nur noch mehr angestachelt worden. Jasmine war seinen Attacken schutzlos ausgeliefert gewesen. Die Ärzte hatten auf Bauch und Rücken blutunterlaufene Striemen entdeckt, die darauf schließen ließen, dass sie wiederholt ausgepeitscht worden war.

Außerdem hatte die Polizei einen Ochsenziemer sichergestellt.

Noch immer konnte ich meinen Blick nicht abwenden. Vielleicht erhoffte ich mir in meinem Wahn, mit ihrem in fernen Sphären schwebenden Gehirn Kontakt aufnehmen zu können. Meine Gedanken begannen im Zimmer umherzuschweifen. Mit einem Schlag tauchte die Erinnerung an den Tag ihrer Befreiung auf, wie aus dem Nichts, wie ein Kobold, der urplötzlich aus der Finsternis hervorspringt.

Als ich damals das Istituto Belvedere verließ, war ich bester Stimmung, ja fast

euphorisch gewesen. Natürlich bedurfte es noch akribischer Ermittlungsarbeit, aber ich war der Lösung einen großen Schritt nähergekommen. Hoogy hatte mir erzählt, dass Jasmine in einem weißen Auto weggebracht worden war, einem Kombi mit einer Aufschrift und dem Bild eines zwinkernden Fuchses auf der Tür. Ich fuhr nach Hause und begann die Telefonbücher durchzusehen, erst das Örtliche, dann die Gelben Seiten. Ich suchte fieberhaft nach den Begriffen Volpe, Fuchs, Renard oder Fox, fand aber nichts. Nach fast einer Stunde war mir klar, dass ich so nicht weiterkam. Vor allem weil sich meine

Suche nur auf Genua beschränkt hatte: Jasmine konnte genauso gut in einer anderen Gegend gefangen gehalten werden. Was die Aufschrift auf der Autotür anging, tappte ich ebenfalls völlig im Dunkeln.

Ich beschloss, Pertusiello anzurufen und ihn um Hilfe zu bitten. Ich berichtete von Hoogy und ließ nicht locker, bis er mir versicherte, dass sich seine Leute unverzüglich an die Arbeit machen würden. Aber ich musste auch selbst etwas tun. Ich rief Essam an und wir verabredeten uns bei ihm zu Hause, um eine Internet-Recherche durchzuführen. Er wohnte in einem engen Gässchen hinter

der Coro delle Vigne.

Essam war allein zu Hause, seine Mutter Zainab besuchte ihren älteren Sohn, der mit seiner Freundin eine gemeinsame Wohnung in der Nähe der Piazza Di Negro hatte. Wir surfen auf gut Glück im Internet, in der Hoffnung, auf einer Seite zu landen, auf der ein verschmitzt lächelnder Fuchs als Firmenlogo zu sehen war. Wir gaben alle möglichen Suchbegriffe zum Thema Fuchs ein, aber ohne Erfolg. Nichts, zumindest nichts Brauchbares.

Nach einer Viertelstunde sah mich Essam von der Seite an und fragte: »Hast du nicht gesagt, es könnte auch ein

Cartoon sein?«

»Die junge Frau meinte, ja.«

»In welchem Cartoon spielt ein Fuchs eine Hauptrolle?«

Seine tintenschwarzen Augen blitzten. Ganz klar, für ihn hatte das Duell begonnen: Wer von uns hatte die bessere Spürnase?

»Was weiß ich? Ich habe den letzten Cartoon gesehen, als Aglaja ein kleines Mädchen war.«

»Eben.«

Ich versuchte mich zu erinnern. Meine Tochter und ich hatten viele Stunden vor dem Fernseher verbracht:

›Schneewittchen‹, ›Aschenbrödel‹, ›Die Schöne und das Biest‹, ›König der Löwen‹, ›Die Hexe und der Zauberer‹, ›Dumbo‹ ...

»Verdammt, es ist ›Robin Hood‹!«

»Genau.« Er lächelte mich

spitzbübisch an, stolz, dass er mir einen Schritt voraus war.

Wir forschten weiter, die Liste der Einträge war endlos. Es war wie die Suche nach der Stecknadel im Heuhaufen. Eine heiße Spur würden wir auf diesem Wege nicht finden.

Essam war in seinem Element. Er ließ die Finger über die Tasten fliegen, bis wir endlich drei relevante Adressen

herausgefiltert hatten. Ein Umzugsunternehmen aus Meran, ein Installateur aus Gioia del Colle und eine Firma, die Elektronikteile herstellte, mit Sitz in Piazza Armerina auf Sizilien. Alle drei hatten ein Logo, das Robin Hoods Fuchsgesicht aus dem gleichnamigen Walt-Disney-Film zeigte. Doch alle Orte waren sehr weit entfernt, insgeheim hatten wir gehofft, Jasmine würde in der Nähe von Genua festgehalten werden. Essam hackte weiter auf den Tasten herum, durchsuchte unermüdlich Seite um Seite, öffnete und schloss sie wieder. Sein Gehirn arbeitete auf Hochtouren.

»Und wenn es doch nicht Robin Hood

ist?«

»Dann sind wir wieder am Anfang.«

»Nicht unbedingt.«

»Meinst du, es könnte auch ...«

»Ja«, seine Stimme klang ermutigend,

als wäre ich in der ersten Klasse.

»... Lady Marian sein?«

»Warum nicht?«

Er gab den neuen Suchbegriff ein und nach einigen Seiten tauchte ein Link auf, der auf eine Werbeseite verwies und uns unisono sagen ließ: »Das ist sie!«

Es handelte sich um eine

Reinigungsfirma namens »Lady Marian – alles blitzblank in Haus und Büro«. Das

Logo zeigte eine bezaubernde Füchsin. Es war schon ziemlich gewagt, einen Bezug zwischen einer Reinigungsfirma und Lady Marian herzustellen. Was hatte eine reiche Adlige, die sich in einen Banditen verliebt, der die Reichen bestiehlt, um die Armen glücklich zu machen, mit Putzfrauen zu tun? Trotzdem hatten wir beide das Gefühl, auf dem richtigen Weg zu sein. Die Firma hatte ihren Sitz ganz in der Nähe, in Marassi, in der Corso De Stefanis, einer stark befahrenen Straße, die hinter dem Stadion und dem Gefängnis entlangführte. Ich entschied mich, die Firma aufzusuchen und Essam bot an, mich zu begleiten. Ich musste ihn mitnehmen,

das war klar. Wenn wir dort fündig würden, dann war das einzig und allein Essam zu verdanken. Wir hasteten in Richtung Piazza Sarzano, wo ich die Vespa abgestellt hatte. Es hatte aufgehört zu regnen und die letzten Strahlen der bleichen Nachmittagssonne blitzten verstohlen durch die schwarzen Wolken, die immer noch im Westen drohten. Ich bemühte mich, dieses schwache Leuchten als positives Zeichen zu sehen: Ich würde Jasmine lebend finden. Wir fuhren zu meiner Wohnung, wo ich mir das Pistolenhalter unter der Achsel befestigte, die Beretta Cougar 8000 aus dem Schreibtisch nahm, das Magazin

hineinsteckte und die Waffe im Halfter verstaute. Ich zog meine Jacke über und steckte eine Schachtel Patronen in die rechte Tasche.

Es herrschte reger Feierabendverkehr, trotzdem brauchten wir nicht mehr als zehn Minuten bis zur Reinigungsfirma. Ich stellte die Vespa auf dem Motorradparkplatz ab und verstaute die Helme unter dem Sitz. Ganz unauffällig schlenderten wir die Straße entlang, taten so, als ob uns die Schaufensterauslagen der Geschäfte interessieren würden, bis wir schließlich vor der Reinigungsfirma standen. Durch das Fenster erkannten wir

eine etwa dreißigjährige Frau, die am Computer arbeitete. Mit ihren strähnigen strohblonden Haaren wirkte sie ein bisschen ordinär, aber irgendwie passend zu dem armseligen kleinen Büro. Eine Sekretärin? Oder vielleicht »Lady Marian«? Wir sondierten die nähere Umgebung, von einem weißen Kombi keine Spur. Wir brauchten Geduld ... und Optimismus. Hoffentlich war diese Spur die richtige und kein Abstellgleis.

Essam hatte Witterung aufgenommen, hoch konzentriert wie ein Jagdhund. Er sprach kein Wort. Im Nachbarhaus war eine Bar und ich lud ihn zu einem Getränk ein. Er wählte einen Tomatensaft,

während ich mich für einen Dolcetto di Dogliani entschied. Ich wusste nicht, wie lange wir warten müssten, aber ich war bereit, auch die ganze Nacht hier zu verbringen. Mich beunruhigte nur eines: dass wir am falschen Ort sein könnten. Als wir die Bar verließen, war die Luft zum Schneiden dick, der Verkehr war chaotisch geworden, Richtung Val Bisagno hatte sich ein Stau gebildet. Die Nacht brach herein, die mittlerweile eingeschalteten Straßenlaternen hüllten den Bürgersteig in kaltes weißes Licht. Plötzlich tauchte auf der entgegengesetzten Spur ein heller Kombi auf, hier lief der Verkehr flüssig. Mit aufgeblendeten

Scheinwerfern fuhr er zügig in Richtung Stadtzentrum. Ein heller Kombi, aber ohne Bild und Aufschrift auf der Tür.

Ich beschloss, alles auf eine Karte zu setzen. Egal, ob wir uns geirrt hatten oder ich die Ermittlungen gefährdete. Ich befahl Essam, sich nicht von der Stelle zu rühren und weiter die Augen offen zu halten, dann betrat ich entschlossen das Büro.

Die junge Frau hob kaum den Kopf.
»*Buonasera*, wie kann ich Ihnen helfen?«, fragte sie gelangweilt.

»Ich suche Signor ... Sie wissen schon, den Fahrer des weißen Kombis.«
Ich gab mich leicht verwirrt.

»Signor Randazzo?«

»Möglich. Er ist doch der Inhaber,

oder?«

»Aber nein«, antwortete sie mit einem überheblichen Lächeln, »die Chefin ist Signora Mariani. Sonst würden wir doch ›Lady Randazzo‹ heißen, meinen Sie nicht auch?«

Die Sekretärin machte trotz ihrer schrecklichen Haarfarbe einen intelligenten und schlagfertigen Eindruck, was sie mir sympathischer machte.

»Aber der Fahrer ...«

»Das ist Signor Randazzo, ein Angestellter, genau wie ich. Er ist der Mann für alle Fälle, kümmert sich um

Material und Reinigungsmittel und bringt die Frauen manchmal zur Arbeit. Ach übrigens, er müsste jeden Moment kommen, wollen Sie warten?«

»Ich muss nur noch rasch etwas erledigen«, sagte ich und setzte ein gewinnendes Lächeln auf, »in fünf Minuten bin ich wieder da.«

»Kann ich ihm etwas ausrichten, *Signore* ...?«

»De Pra«, antwortete ich rasch, »nicht nötig, ich möchte persönlich mit ihm sprechen.«

»Wie Sie wollen«, sagte sie ein wenig pikiert, »aber er wird nicht lange

hier sein, er muss sofort wieder los.«

Wie elektrisiert verließ ich das Büro und ging zu Essam hinüber. Seine schwarzen Augen strahlten vor Stolz und Glück, als ich ihm von meinem Gespräch berichtete. Als Jasmine damals bei mir wohnte, hatte er sich wohl ein bisschen in sie verliebt, was seiner Mutter gar nicht recht war. Eine Prostituierte!

Essam und ich beobachteten das Geschehen im Büro. Wir sahen, wie eine hell gekleidete ältere Frau mit blonder Kurzhaarfrisur den Raum betrat, offensichtlich die Chefin. Die Frauen sprachen miteinander, dabei wirkte die Chefin ziemlich ungeduldig. Wartete sie

auf jemanden? Nach etwa zwanzig Minuten schaltete die Sekretärin den Computer aus und nahm den Telefonhörer ab. Gegen Ende des kurzen Gesprächs nickte sie. Dann legte sie auf und sagte etwas. Die ältere Frau breitete die Arme aus. »Endlich!«, schien diese Geste auszudrücken.

Und tatsächlich, keine fünf Minuten später tauchte ein weißer Kombi auf. Mit einem verschmitzten Fuchsgesicht auf der Tür und der Aufschrift: »LADY MARIAN – REINIGUNGSUNTERNEHMEN«. Ein untersetzter rotbärtiger Mann um die vierzig stieg aus. Weiß-rote Windjacke, Jeans, orangefarbene feste Stiefel, dunkle

Wollmütze. Nachdem er das Büro betreten und mit der Sekretärin gesprochen hatte, schien sich seine Laune schlagartig zu ändern. Er nahm seine Geldbörse heraus und gab der älteren Frau einen Geldschein. Anschließend wandte er sich wieder an die Sekretärin, scheinbar wollte er ihr etwas erklären. Dann verließ er überstürzt das Büro. Als er den Bürgersteig entlanghastete, schaute er sich immer wieder um. Wo war der Unbekannte, der nach ihm gefragt hatte? Essam und ich hatten uns hinter einem Kleinlaster versteckt, sodass er uns nicht sehen konnte. Er verschwand in der Bar,

in der wir zuvor etwas getrunken hatten. Ich schickte Essam hinterher. Nach einigen Minuten kam er zurück und berichtete, dass der Mann telefoniert hatte.

»Er ist es, da gibt es keinen Zweifel. Geh in die Questura und frag nach Commissario Pertusiello. Erzähl ihm alles und sag ihm, wohin er seine Leute schicken soll.«

Ich gab ihm einen Hunderteuroschein, eine angemessene Belohnung für seine hervorragende Arbeit. Dennoch war er enttäuscht. Er wusste, dass er den spannendsten Teil des Falls verpassen würde. Die Action-Szenen, den Showdown und die Lösung, nach dem

Muster amerikanischer Thriller, in denen zu guter Letzt Recht und Ordnung siegen. Aber wir waren nicht in einem Hollywoodfilm. Wir kauerten hinter einem alten Ford Transit, der vor einer Reinigungsfirma in Marassi parkte, einem Vorstadtviertel, in dem zweimal in der Woche Markttag war, wo die Hausfrauen zu günstigen Preisen Unterhosen und Socken für ihre ewig abgebrannten Ehemänner kauften, die eines gemeinsam hatten: ihre Liebe zum CFC Genua.

Ich wollte Essam nicht in Gefahr bringen. Randazzo hatte bestimmt mit den Männern der Organisation telefoniert, die Sache wurde jetzt brenzlig.

Der Mann verließ die Bar und eilte zu seinem Kombi, dabei sah er sich immer wieder um. Ganz offensichtlich wollte er sich vergewissern, dass ihm auch niemand folgte. Die Autoschlüssel hatte er schon in der Hand. Der Wagen parkte auf der anderen Straßenseite, halb auf dem Bürgersteig.

Ich verließ mein Versteck und schlängelte mich zwischen den Autos hindurch, die sich im Schrittempo vorwärtsquälten. Dann stand ich hinter ihm.

Ich riss mir die Jacke auf und zog die Beretta aus dem Halfter.

Unmissverständlich gab ich ihm zu verstehen: »Einen Mucks und ich blas dir das Gehirn raus!«

Er hob den Kopf und sah mich mit vor Schreck geweiteten Augen an. Wie erstarrt verharrte er auf seinem Sitz. Ich setzte mich auf die Rückbank direkt hinter ihn, entsicherte die Pistole und drückte sie ihm in die linke Seite, und zwar so, dass man sie von außen nicht sehen konnte.

»Wir können fahren«, sagte ich ganz ruhig.

Endlich hörte ich seine Stimme:
»Wohin?«

»Zu Jasmine.«

Der Gedanke, dass ich es mit einem

kranken Typen zu tun hatte, beruhigte mich. Ein Perverser, der für viel Geld eine Frau kauft, um sie dann zu quälen, war bestimmt kein Held. Und tatsächlich startete er widerstandslos das Auto, wendete und reihte sich, ohne zu blinken, in die Wagenkolonne in Richtung Staglieno ein.

Aber die Trümpfe hatte er in der Hand, da machte ich mir keine Illusionen. Ich wusste nicht, wo er Jasmine versteckt hielt, und ich war sicher, dass er die Leute von der Organisation über mein Kommen informiert hatte. Wenn Randazzo clever war, fuhr er mich irgendwohin, während die anderen alle Spuren verwischten. Ich

musste ihn überzeugen, genau das nicht zu tun, sondern mich auf dem schnellsten Weg zu Jasmynes Versteck zu führen. »Hör gut zu, mein Freund, ich will dir genau sagen, um was es mir geht.«

Er nickte stumm.

»Ich liebe Jasmine, und um sie zu retten, tue ich alles.«

Keine Reaktion. Er fuhr weiter und starrte dabei konzentriert auf die Straße, auch wenn wir nur im Schrittempo vorankamen.

»Ich knall dich ab wie einen räudigen Hund, wenn ich sie nicht lebend wiedersehe.«

Er nickte wieder, das Lenkrad hielt er fest umklammert, nach wie vor hoch konzentriert.

»Wenn wir aber noch vor deinen Freunden bei Jasmine sind, dann lass ich dich laufen, ohne die Polizei einzuschalten. Was meinst du?«

»Ich fürchte, dazu ist es schon zu spät.«

»Nicht unbedingt. Ruf noch mal an, versuch sie aufzuhalten. Sag ihnen, es war falscher Alarm.«

»Wenn ich sie mit dem Handy anrufe, wissen sie sofort Bescheid.«

Ich spürte, dass er kooperationsbereit war. Die Angst vor dem Tod war stärker

als alles andere.

»Nimm meines und sag, du hättest es in einer Bar geklaut.«

Er dachte kurz nach und sagte dann:
»Wenn sie das rauskriegen, bringen sie mich um.«

»Auch wenn du eine perverse Drecksau bist: Ich verspreche dir, dich in Sicherheit zu bringen. Ich kaufe dir ein Flugticket und du verschwindest aus meinem Leben.«

»Das würdest du tun?«

»Ja.« Ich gab ihm das Handy. »Reiß dich zusammen und versuch, möglichst überzeugend zu klingen.«

Randazzo griff mit der rechten Hand nach dem Telefon, die linke blieb am Steuer. Er zitterte. In diesem Zustand würde er nicht einmal die Nummer wählen können.

»Reiß dich zusammen und diktier mir die Nummer.«

Er tat jetzt alles, was ich wollte. Er gab mir das Handy zurück und ich tippte die Ziffern ein. Inzwischen hatten wir Staglieno passiert und waren in die Via Lungobisagno in Richtung Molassana eingebogen. Der Verkehr war immer noch dicht, aber wir kamen jetzt schneller voran.

Das Gespräch war kurz. »Ich bin's

noch mal.« Pause. »Falscher Alarm. Es war ein Kunde.« Wieder Pause. »Ich habe das Handy in einer Bar geklaut, keine Angst, ich nehme die Karte gleich raus und entsorge sie.« Dritte Pause. »Wo seid ihr?« Nach der vierten Pause wurde er laut. »Ich will was haben für mein Geld, schließlich hab ich ein Vermögen für sie hingeblättert.« Sein Gesprächspartner schien wenig beeindruckt. »Ja, stimmt schon, ich war zu voreilig. Es wird nicht wieder vorkommen.«

Er beendete das Gespräch und gab mir das Handy zurück.

»Sie haben mir geglaubt. Deine

Jasmine ist gerettet.«

April

Genua, April 1944

Sie musste es ihm sagen. Schon zweimal hatte sie angesetzt und dann doch geschwiegen.

Der Cognac hatte ihr Mut gemacht. Hessen erzählte ohnehin immer nur das gleiche wirre Zeug. Er tat so, als ob die Deutschen den Krieg schon verloren hätten und der Frieden eingekehrt wäre. Für die auf dem Schlachtfeld sterbenden jungen Menschen hatte er nur ein

mitleidiges Lächeln übrig.

»Ein Soldat, der nicht an den Krieg glaubt, in dem er kämpft«, hatte sie gehöhnt, »sollte entweder seinen Abschied nehmen oder erschossen werden.« Sie war selbstsicherer geworden und hatte keinerlei Scheu mehr, ihm ihre wahren Gefühle zu zeigen. Hessen hatte ihr erzählt, dass er mit seinen *Kameraden* im Kino gewesen war, um sich in der Wochenschau das Männchen mit dem Schnauzbart anzusehen, das kerzengerade aufgerichtet den Arm zum Gruß nach oben reckte.

»Du wirst sehen, *Herr Hauptmann*«, hatte sie ihm spöttisch prophezeit,

»anstelle eurer Propaganda musst du irgendwann einen Film mit Amedeo Nazzari über dich ergehen lassen, der dir die Augen öffnen wird.«

Dann hatte sie ihm erzählt, dass Partisanen vor einigen Tagen in den Vorführraum des Vittoria-Kinos in der Via Merano in Genua eingedrungen waren und die Filmrolle eines faschistischen Propagandafilms verbrannt hatten. Hessen hatte zwar gelacht, doch es war das freudlose Lachen eines trübsinnigen Säufers gewesen. Sein einziger Lichtblick war Tilde.

Trotz ihrer zunehmenden Selbstsicherheit hatte es Tilde noch immer

nicht geschafft, ihm von ihrer Schwangerschaft zu erzählen. Er wäre bestimmt entsetzt über den Bastard. Immerhin war er ein Offizier der Wehrmacht, da konnte man nichts anderes erwarten. Doch egal, ob er sie danach noch wiedersehen wollte oder nicht: dreckiger und minderwertiger als jetzt konnte sie sich kaum mehr fühlen. Vielleicht würde sie dieses Zimmer nie wieder betreten. Die Gespräche, die verzweifelten Umarmungen und die ganze Atmosphäre: hier, inmitten des finsternen Parks, wirkte alles so unreal und bizarr. Sie befanden sich in einem imaginären Ort

außerhalb der Welt, in einer Luftblase tief unten im Ozean, dort, wo sie der gewaltige Sturm nicht erreichen konnte.

Vielleicht würde Hessen sie drängen, auch ihrer Mutter, ihrem Vater und Biscia die Wahrheit zu sagen, auf die Gefahr hin, dass sie ihre Familie um Verzeihung bitten musste. Ob sie diese Schmach überstehen würde? Dass mit dem Eingeständnis ihrer Schwangerschaft auch ihre Dienste für die Resistenza beendet wären, interessierte sie nicht.

Sie dachte daran, wie melancholisch und resigniert Hessen sie angesehen hatte, in jener Nacht, in der sie sich kennengelernt hatten. Er hatte weder

Kampfeslust noch Überlebenswillen ausgestrahlt. Nur Mitleid hatte sie in seinen leeren Augen gesehen, damals, als sie wie ein Häufchen Elend vor ihm saß. Was war übrig geblieben von seinen Gefühlen, wenn er schwitzend und enthemmt über sie herfiel? Es ging nur um Macht, das war alles. Für ihre Liebe konnte es keine Zukunft geben, auch wenn sie insgeheim darauf gehofft hatte. Und warum? Weil sie eine patriotische Pflicht erfüllte, die aus ihr eine Spionin und aus ihm einen Verräter gemacht hatte?

Tilde wollte es einfach nicht wahrhaben. Sie war überzeugt, auf der richtigen Seite zu stehen, und wusste auch,

dass der Hauptmann ihre Entscheidung tolerierte. Aber eines war klar: Das Leben einiger junger Italiener zu retten würde nicht genügen, den deutschen Offizier von den Schuldgefühlen zu erlösen, ein schlechter Soldat zu sein. Eines Tages würde er aus seinem Delirium erwachen und dann wäre nicht einmal seine getötete Familie Rechtfertigung genug für sein unpatriotisches Verhalten, zumal es ja die Engländer waren, die sie ausgelöscht hatten, nicht die Luftwaffe.

Aber ihre Selbstsicherheit, ihr ätzender Spott waren nur Fassade, hinter der sich Angst und Hilflosigkeit

verbargen. Sie konnte ihn als Liebhaber verspotten und als Soldat abqualifizieren, aber nur, weil er ihr Spiel mitspielte. Weil er es zuließ, in diesem Sumpf aus Sex, Alkohol und Niedertracht zu versinken. So musste es den Deutschen bei ihrem Rückzug aus Russland gegangen sein, als ihre Panzer in den endlosen Weiten der Steppe in Schnee und Schlamm stecken geblieben waren.

Der wahre Grund für ihr Schweigen war die Angst, ihre Freiheit zu verlieren. Solange sie ihr Geheimnis bewahrte, konnte sie selbst entscheiden, ob sie weiter zu dem Deutschen ging oder nicht, ob sie Biscia oder einen Nazi-Offizier

liebte, ob sie das Kind behalten oder abtreiben wollte. Sie blieb Herrin über ihr eigenes Leben. Ihr war klar, dass Hessen irgendwann genug von ihr haben oder gezwungen werden könnte, sie an Maestri auszuliefern. Aber dann würde er nur über ihr Leben und nicht über ihre Seele bestimmen.

Doch wenn er wüsste, dass sie ein Kind von ihm bekam?

Tilde musste lächeln, wenn sie daran dachte, dass Hessen noch immer nichts bemerkt hatte. Wahrscheinlich war er immer schon zu betrunken, wenn sie sich im schummrigen Licht des Kaminfeuers auszog.

»Helmut«, sagte sie entschlossen und zog ihre Knie an, »ich muss dir etwas sagen.« Sie sah ihn nicht an.

»Nur zu, *Fräulein*«, erwiderte er schleppend.

»Ich erwarte ein Kind.«

Stille. Undurchdringlich wie die Finsternis der Nacht, die die Villa, den Park und die Hügel von Albaro umhüllte. Tilde starrte weiter ins Nichts. Um den Kopf zur Seite zu drehen und ihm in die Augen zu sehen, fehlte ihr der Mut. Plötzlich hörte sie Hessens Magen knurren, wie ein Signal, dass er aus seiner rauschhaften Lethargie erwacht war. Ganz

langsam wandte sie sich ihm zu und sah, dass in seine leeren Augen ein Leuchten getreten war. Im Kamin knackte es, ein großes Holzsplit hatte nachgegeben und war in die Glut gestürzt, sprühende Funken tanzten durch die Luft, wie ein Feuerwerk.

»Ein Kind?«, wiederholte er ungläubig.

»Ja, ein Kind. Dein Kind.«

Erneute Stille. Nur unterbrochen durch die Geräusche der Nacht: Das knisternde Kaminfeuer, ein Auto, das in der Ferne vorbeifuhr, der schrille Schrei eines Nachtvogels irgendwo im Park. Sie fragte sich, ob das wohl die Schreie

gewesen waren, die sie manchmal den Kameraden zugeordnet hatte. Hessen vergrub das Gesicht in seinen Händen und begann zu weinen. Hemmungsloses Schluchzen ließ seinen Körper erzittern. Erst jetzt fiel ihr auf, dass er seinen Ehering trug. Als er die Arme sinken ließ und sie ansah, war sein Gesicht nass von Tränen.

»Ein Kind, ein Kind.«

Tilde blieb reserviert, seine Tränen ließen sie völlig kalt. Nüchtern analysierte sie seine Reaktion. Weinte er vor Glück oder aus Verzweiflung? Sie wusste es nicht. Doch eines war klar: Auch diese tiefen Gefühle steckten in einer

graugrünen Uniform.

Seit einigen Tagen gab es Gerüchte, die sie um Biscias Leben fürchten ließen. Unterstützt von Scharfschützen der Schwarzen Brigaden hatten die Deutschen das Gebiet um den Monte Tobbio systematisch durchkämmt. Sie hatten die Partisanen umzingelt und zu Dutzenden niedergemetzelt. Auch Olindo hatte sich Sorgen um Biscia gemacht und einen Erkundungstrupp ausgeschiedt, um die Lage zu sondieren.

Heute Morgen erst hatte Tilde die Nachricht erreicht, dass Biscia am Leben war. Dolores hatte es ihr bei der Arbeit

erzählt. Sie wusste es von einem jungen Mann, der mit seinem Fahrrad vor dem Fabriktor auf sie gewartet hatte.

»Arbeitest du in der Kantine?«, hatte er sie gefragt. Dolores hatte genickt.

»Kennst du Tilde?«

»Klar, wir sind Kolleginnen.«

»Gut, dann sag ihr, dass es ihrem Freund gut geht und er sie grüßen lässt.«

Dolores hatte versucht ihn aufzuhalten, um zu fragen, wo Biscia gerade war, aber der junge Mann war bereits verschwunden. Geschickt hatte er sich zwischen den Arbeitern hindurchgeschlängelt, die grüppchenweise vor den Werkstoren standen.

»Warum willst du unbedingt wissen, wo er ist?«, hatte Tilde misstrauisch gefragt. Alle in Sestri wussten, dass er wegen Mordes an der jungen Frau aus der Tabakfabrik gesucht wurde.

»Ich nicht«, hatte Dolores geantwortet, »aber ich dachte, dich würde es interessieren, meine Liebe. Seid ihr nicht mehr verlobt?«

Sie hatte traurig mit den Schultern gezuckt und sich dann bei Dolores entschuldigt. Ihre Kollegin hatte sie schließlich von einer großen Angst befreit.

»Du musst hier weg, und zwar sofort«, sagte Hessen bestimmt.

Das Übliche. Offensichtlich fiel den Männern, die sie in Schwierigkeiten gebracht hatten, einfach nichts Besseres ein.

»Bist du verrückt? Meine Familie braucht mich.«

»Wir werden ihnen helfen«, gab er knapp zurück. Tilde gefiel sein Ton nicht. Dieses Herrische ertrug sie nicht einmal bei ihrem Comandante, ganz zu schweigen bei einem Hakenkreuzträger.

»Blendende Idee, *mein Hauptmann*, dann werden die Partisanen sie für Kollaborateure halten.«

»Tilde, ich weiß nicht, wie lange ich

dich noch schützen kann. Nach dem Mord an Iolanda fordert Maestri deinen Kopf.« Sein Ton war entschlossen, obwohl er versuchte, seine Stimme warm und fürsorglich klingen zu lassen.

Zornesröte schoss ihr ins Gesicht. Außer sich vor Wut kniff sie die Lippen zusammen und bohrte ihm den Zeigefinger in die Brust, als wäre er der Lauf einer Waffe. Mit schneidender Stimme sagte sie: »Du dreckiger Lügner, hast du nicht immer gesagt, ich könnte ganz beruhigt sein?«

»Bis heute war das auch so. Ich habe mein Möglichstes getan, damit dir nichts passiert.«

»Aber sicher! Du wolltest dein Spielzeug immer in Reichweite haben, das Kätzchen, das dir das Bettchen wärmt und dir hilft, das Grauen eures Krieges beiseitezuschieben. Was hätte schon passieren können? Womöglich wäre ich im Studentenheim gelandet und von diesem Schwein gefoltert und vergewaltigt worden. Dich kostet es doch nur ein Fingerschnippen, mich zu ersetzen. Eine willige junge Frau findet sich immer in einem besetzten hungrigen Land.« Sie holte tief Luft und sah, wie er in den Taschen seiner Uniform nach Zigaretten kramte. »Aber jetzt ist es anders, was? Jetzt geht es hier um dein Kind, das ändert

die Lage. Jetzt muss ich verschwinden.«

Er schaute sie nicht einmal an. Er klopfte eine Zigarette aus dem Päckchen, nahm das goldene Feuerzeug und zündete sie an. Vielleicht das Geschenk seiner Frau. »Stell dich nicht so blöd«, entgegnete er ruhig. »Wenn dieser Polizist dich zum Sprechen gebracht hätte, wäre ich der Erste gewesen, den sie erschossen hätten.«

»Quatsch«, wischte sie seinen Einwand weg. »Ihr seid doch die Herren. Ich habe mit eigenen Augen gesehen, wie Maestri vor dir gekrochen ist.«

»Du hast gar nichts gesehen«, gab er

barsch zurück. Für einen kurzen Augenblick war er wieder der befehlsgewohnte Soldat in Uniform.

»Maestri hat versucht, mich beim Kommando in schlechtes Licht zu rücken. Hätte sich nicht ein hoher SS-Offizier aus Köln für mich eingesetzt, wäre ich längst wegen Hochverrats angeklagt und standrechtlich erschossen worden. Aber nicht einmal seine Intervention hatte genügt. Weißt du, was mich schlussendlich gerettet hat?«

»Nein.«

»Meine Frau und meine Kinder, ihr Tod ist mein Schutzbrief. Für die Kommandantur bin ich ein Held.«

Tilde musterte ihn. Er wirkte wie eine Raubkatze. Auf den ersten Blick wirkte er ruhig und friedlich, aber bei einer einzigen falschen Bewegung könnte er sie packen und zerfleischen. Ihr wurde klar, dass ihre Offenbarung ein Fehler und das Eingeständnis ihrer Schwäche war.

»Hast du schon mit jemandem darüber gesprochen?«, fragte er und drückte seine Zigarette im Kristallaschenbecher auf dem Nachtschränkchen aus.

»Nein, und ich will auch nicht, dass meine Leute etwas davon erfahren.«

»Deine Leute?« Ein scheinheiliges Lächeln trat auf seine Lippen, die Augen verengten sich zu schmalen Schlitzen.

»Meine Familie und meine Freunde.«

»Sie werden nichts erfahren. Wir

werden das Gerücht in Umlauf bringen, du seist deportiert worden.«

Ein eisiger Schauer lief ihr über den Rücken.

»Deportiert? Wohin?«

»Nach Köln. Dort lebt meine Schwester. Sie wird sich um dich kümmern, bis das Kind auf die Welt kommt.«

»Nach Deutschland? Auf keinen Fall.

Dann treibe ich lieber ab.« Hinter ihrer aufgesetzten Dreistigkeit lauerte die Angst, das war ihrer Stimme deutlich

anzumerken.

»Wenn dieser Scheißkrieg erst mal vorbei ist, wirst du in Sicherheit sein. Sie werden sich nicht einmischen.«

»Was heißt ›sie‹?«

»Meine Schwester und ihr Mann. Sie haben keine Kinder.«

»Ich werde mein Land nicht verlassen!«, brach es aus Tilde heraus, in ihren Augen standen Tränen.

»Wohin willst du denn sonst gehen?«

»Ich will in Italien bleiben, irgendwo, an einem sicheren Ort.«

Hessen wandte den Blick ab und dachte nach. Tildes Nerven waren zum Zerreißen gespannt. Erinnerungen an einen

Tag im Oktober kamen wieder hoch. In der Nähe von Borzoli war ihr einer der Horrorzüge auf dem Weg in die Arbeitslager nach Deutschland begegnet. Das Signal stand auf Rot und der Zug hielt an. Die Türen waren verplombt, aber Tilde konnte einen Blick durch einen Spalt zwischen den Holzbrettern eines Waggons werfen. Eine Reihe leerer Augen starrte ihr aus dem Dunkel der Hölle entgegen. Blicke ohne Hoffnung. Nur ein paar Sekunden, dann rollte der endlos lange Zug weiter. Es war nur eine Momentaufnahme gewesen. Aber sie konnte sich vorstellen, wie es im Inneren der Waggons aussah. Durstige, hungrige,

mit Urin und Kot beschmierte Männer und Frauen, auf engstem Raum zusammengepfercht, genau wie Vieh auf dem Weg ins Schlachthaus. Dieses Bild zog an ihren Augen vorbei wie ein Film. Allerdings war dieser Film so ganz anders als die Hollywoodfilme, die man im Splendor-Kino zeigte und die sie und ihre Freundinnen früher zum Träumen gebracht hatten.

Doch die Realität schob die Erinnerung beiseite. Sie musste dringend eine Zuflucht für sich und ihr Kind finden. Dass Hessen so viel an diesem Kind liegen würde, überraschte sie. Er wollte

sogar seine Schwester bitten, ihr beizustehen. Einer Feindin, einer Helfershelferin der Partisanen.

»Ich werde Greta bitten, nach Italien zu kommen. Sie wird mir diesen Wunsch bestimmt nicht abschlagen.« Hessen schien erleichtert, einen Kompromiss gefunden zu haben.

»Wie wäre es mit einem Bauernhof im Piemont?«, schlug Tilde vor und dachte dabei an die Leute, die ihren Vater mit Wein, Kartoffeln und Mehl versorgten.

»Ich bringe dich auf keinen Fall an einen Ort, der im Einflussbereich der Partisanen liegt.«

»Wohin dann?«

»Ich werde mit Walden sprechen.« Er wollte betont locker klingen, Gelassenheit und Optimismus vermitteln. »Diesem Burschen fällt bestimmt etwas ein.«

Befreiung

Nachdem wir den Supermarkt und den städtischen Schlachthof in Molassana damals passiert hatten, bog Randazzo von der Hauptstraße ab. Während wir uns die kurvenreiche Via Mogadiscio in Richtung Sant'Eusebio hinaufquälten, hatte ich ihm eine Frage gestellt: »Sag mal, wie bist du eigentlich an das Geld gekommen, um dir eine solche Frau kaufen zu können? Du scheinst nicht gerade Rockefeller zu sein.«

»Meine Familie hatte Grundstücke, von denen habe ich einige verkauft. Ich

komme aus Bavari.«

Nachdem wir die Kirche von Sant'Eusebio hinter uns gelassen hatten, fuhren wir weiter in Richtung des kleinen Weilers auf der Anhöhe zwischen dem Val Bisagno und dem Val Sturla.

Es gab bestimmt viele Möglichkeiten, geerbtes Geld zu verschwenden, das einmal durch Entbehrungen und Schufterei verdient worden war. Die Variante, damit eine namenlose Frau zu kaufen, um mit ihr sadistische Spielchen zu treiben, erschien mir so einzigartig grotesk, dass sie einen Eintrag im Guinnessbuch der Rekorde verdient gehabt hätte.

Hinter den letzten Häusern verengte

sich die jetzt nur noch spärlich beleuchtete Straße und führte am Waldrand entlang. Die aufgeblendeten Scheinwerfer des Wagens huschten über die wie Skeletthände in den düsteren Himmel ragenden blattlosen Äste der angrenzenden Bäume. Es dauerte etwa zwei Kilometer, bis die Straße erneut anzusteigen begann. Nach einer scharfen Kurve drosselte Randazzo das Tempo. Er wollte gerade links auf eine kleine Lichtung abbiegen, hinter der ein mit einer Kette abgesperrter Pfad nach unten führte, als ich ihm befahl, anzuhalten und die Scheinwerfer auszumachen.

»Wie weit ist es noch?«, fragte ich.

»Nur noch wenige Meter, hinter der nächsten Kuppe.« Seine Stimme zitterte vor Aufregung.

Es war stockfinster, Straßenlaternen gab es hier nicht.

»Wir gehen zu Fuß weiter.«

»Vertraust du mir nicht?«, fragte er, ohne sich zu mir umzudrehen. Er starrte weiter durch die Windschutzscheibe in die Dunkelheit. Seitdem wir losgefahren waren, hatte ich von ihm immer nur die Wollmütze auf seinem Kopf gesehen. Wiederholt hatte ich versucht über den Rückspiegel Augenkontakt mit ihm aufzunehmen, doch sein Blick war stur auf

die Straße gerichtet.

»Ich vertraue *denen* nicht. Womöglich haben sie den Braten gerochen.«

»Am Telefon klangen sie so, als hätten sie mir geglaubt.« Ich forderte ihn auf, vorsichtig auszusteigen, und folgte ihm. Nebeneinander gingen wir den stockdunklen Pfad entlang. Randazzo bewegte sich wie eine Marionette. Mit der linken Hand hielt ich ihn am Arm fest, die Beretta hatte ich in der rechten. Er keuchte, offensichtlich fiel ihm das Atmen schwer.

Urplötzlich tauchte ein kleines Bauernhaus aus der Dunkelheit auf. Grabesstille. Ein Gestank nach Unrat und

Verwesung lag in der Luft, schwacher Benzingeruch hatte sich daruntergemischt. Fast musste ich lachen: Meine Mahnung zur Vorsicht hätte ich mir schenken können, denn unsere Schritte waren auf dem harten Untergrund deutlich zu hören. Selbst ein Schwerhöriger hätte unser Kommen bemerkt. Wenn Jasmynes Entführer hier waren, wussten sie bereits, dass sie Besuch bekommen würden.

Wir tasteten uns an der Hauswand entlang, bis Randazzo die Eingangstür gefunden hatte.

»Wir sind da.«

Ich hörte, wie Randazzo mit dem Schlüssel hantierte. Nach mehreren

Versuchen war ein Klicken zu hören und die Tür sprang auf. Mein Misstrauen wuchs. Nur einmal abgeschlossen? Da stimmte etwas nicht. Randazzo schien nicht im Mindesten überrascht, er zeigte keine Regung. Der Hundesohn wollte mich verarschen. Garantiert waren die Typen schon im Haus. Das erklärte auch den Benzingeruch.

»Wo ist das Licht?«, zischte ich.

»Hier rechts ...«

Er brach abrupt ab. Man hörte

Maschinengewehrsalven und Randazzo stöhnte auf. Ich spürte, wie er erschlaffte und zu Boden sank.

Ich umklammerte die Beretta, drückte mich mit dem Rücken an die Wand und zog mich ganz langsam zur Tür zurück. Von draußen feuerte ich auf gut Glück in den dunklen Raum. Sechs Schuss, dann hörte ich einen gellenden Schrei, gefolgt vom dumpfen Schlag eines gegen ein Möbelstück krachenden Körpers.

Die Finsternis machte mich verrückt, noch dazu in einer völlig fremden Umgebung. Ich wusste nicht, mit wie vielen Gegnern ich es zu tun hatte, geschweige denn, wo ich in Deckung gehen konnte. Jasmine war hier und in höchster Gefahr, das war klar. Die Typen wollten sie aus dem Weg räumen. Ich lud

die Beretta nach, wieder sechs Schuss.
Dann zog ich das Handy aus der
Jackentasche und rief Pertusiello an. Er
war sofort dran.

»Verdammt, wo bist du?«

»In der Nähe der Straße Richtung
Bavari«, flüsterte ich, »vor dem Haus, in
dem sie Jasmine gefangen halten. Kurz
hinter Sant'Eusebio. Da steht ein weißer
Kombi an der Straße, leicht zu erkennen.
Ihr biegt links auf den Pfad ein, und wenn
ihr euch beeilt, habt ihr noch die Chance
auf ein Feuerwerk.«

Ich beendete das Gespräch und
schaltete das Handy aus. Im Haus war

jetzt eine schrille Stimme zu hören.

»Mario, hörst du mich?« Eine junge Stimme. Ein Mann, der Angst hatte.

Ich nahm all meinen Mut zusammen, legte mich auf den Boden und robbte auf allen vieren ins Haus. Jede Sekunde länger konnte Jasmine das Leben kosten.

»Mario, lebst du noch?« Die Stimme war jetzt lauter.

Statt einer Antwort hörte man ein Röcheln. Mario war also noch am Leben, aber es hatte ihn offensichtlich schwer erwischt. Der andere verhielt sich genauso, wie ich gehofft hatte. Er verlor die Nerven und schrie: »Wo seid ihr, ihr feigen Schweine? Zeigt euch!« Durch

seine Stimme konnte ich zwar erahnen, wo er sich befand, aber ich wollte nicht blindlings auf einen Halbwüchsigen ballern. Ich wartete darauf, dass er einen Fehler machte. Er enttäuschte mich nicht und feuerte eine Salve in Richtung Tür. Die Blitze an der Waffenmündung erleuchteten für den Bruchteil einer Sekunde das Zimmer. Aus dem Augenwinkel erkannte ich rechts von mir Marios Körper, der neben einem Schrank zusammengesunken war. Auch den zweiten Schützen hatte ich schemenhaft erkannt. Ohne zu zögern, richtete ich meine Beretta auf ihn und drückte ab. Er brach zusammen und kippte nach vorne.

Ich hörte das metallene Scheppern einer Waffe, die auf den Steinfußboden aufschlug. Danach drehte ich mich blitzschnell zu Mario, bereit, sofort zu reagieren, aber er hatte aufgegeben. Ich erhob mich und ging auf ihn zu, die Beretta im Anschlag. Widerstandslos ließ er sich die Waffe abnehmen.

Es war, als würde ich aus einer Trance erwachen. Die Spannung ließ nach und ich begann zu zittern. Schuldgefühle plagten mich. Hatte ich die beiden erschossen? Seit vierundzwanzig Stunden hatte ich nichts mehr gegessen. Ich beugte mich nach vorne und übergab mich. Der

Dolcetto di Dogliani, den ich mit Essam in der Bar auf dem Corso De Stefanis getrunken hatte, landete vor mir auf dem Steinfußboden. Ich fror entsetzlich, als würde der eisige Hauch des Todes auf mir lasten. Aber ich konnte jetzt nicht lockerlassen, ich musste Jasmine finden.

Ich versuchte meine Gedanken zu ordnen. War noch jemand im Haus? Ich spitzte die Ohren. Absolute Stille, nur das Wimmern des Verletzten war zu hören. Ich beschloss, das Licht anzumachen. Wo war der Schalter schon wieder? Ach ja, rechts. Ich tastete die Wand entlang. Endlich hatte ich den Schalter gefunden und knipste ihn an. Ein Bild des Grauens.

Überall Blut. Mario kauerte reglos neben dem Schrank, den Kopf nach vorne gebeugt. Der jüngere Mann wand sich stöhnend auf dem Boden, seine blutige Hand gegen die Schulter gepresst. Wahrscheinlich hatte die Kugel den Oberarmknochen zerfetzt. Randazzo lag mit ausgestreckten Armen und Beinen auf dem Rücken, er gab kein Lebenszeichen von sich. Sein Kopf lag im Freien, es schien, als würde er in den sternlosen Nachthimmel sehen. Aber selbst von dort war keine Hilfe mehr zu erwarten. Der Raum roch nach Pulverdampf und herbem Wein. Erst als mein Blick auf das Marmorbecken fiel, wurde mir klar, dass

ich in einer Küche war. Auf dem Boden lagen die Automatikpistole des jungen Mannes und Marios UZI-Maschinengewehr. Die massive Holztür an der Rückwand musste in einen zweiten Raum führen.

Ich umklammerte die Beretta und ging langsam auf die Tür zu. Mir war hundeelend, mein Magen rebellierte, ich zitterte am ganzen Körper. Da hörte ich eine Frauenstimme, ihr französischer Akzent war unverkennbar. Jasmine.

»Du bist am Arsch. Die Polizei ist da«, schnauzte eine markante Männerstimme mit starkem slawischen

Akzent. »Halt's Maul, du blöde Kuh.«
Dann ein Schlag, ein unterdrückter Schrei
und ein dumpfer Aufprall.

Ich riss die Tür auf. Mattes Licht
empfang mich. Ein Lagerraum,
Holzwände, rauer Betonboden,
vollgestopft mit alten Möbeln. Ein
staubiges Sofa, ein mit einem weißen
Tuch abgedeckter Sessel und ein
aufgerollter schmutziger Teppich.
Normalerweise verdeckte der Teppich
eine Falltür, die jetzt offen stand. Das
Licht kam aus dem Raum darunter. Flach
auf den Boden gedrückt, robbte ich
vorsichtig in Richtung Falltür. Ich blickte
nach unten und sah direkt in die Augen

eines Mannes, der mit gezogener Waffe die Treppe heraufstürzte. Er drückte sofort ab. Gerade noch rechtzeitig gelang es mir, mich zur Seite zu rollen und Deckung zu suchen. Er feuerte ununterbrochen, die Kugeln schlugen hinter, neben und über mir in die Wände ein. Steine und Putz barsten, Splitter regneten auf mich herab. Ich erwiderte das Feuer. Der erste Schuss ging ins Leere, aber der zweite hatte ihn wohl getroffen. Ein Schrei, dann hörte ich, wie ein Körper die Treppe herunterrutschte. Als ich nach unten schaute, sah ich ihn. Die Arme weit ausgestreckt, lag er auf dem Boden, die Pistole war ihm aus der Hand geglitten.

Ich hörte ihn stöhnen und fluchen,
verstehen konnte ich ihn aber nicht.

Ich sprang auf und eilte die Treppe
hinunter, jederzeit schussbereit.

Jasmine lag mitten im Raum, das
Gesicht gegen den grauen Steinfußboden
gepresst, die Hände mit Eisendraht hinter
dem Rücken gefesselt. Ich ging um den
Mann herum und nahm die Waffe an mich,
dann war ich bei ihr. Sie hatte das
Bewusstsein verloren, atmete aber noch.
Am Hinterkopf klaffte eine Wunde, ihre
schwarzen Haare waren mit Blut getränkt.
Der Mann musste mit dem Pistolenknauf
zugeschlagen haben. Allein die Angst, ein

Schuss könnte ihn verraten, hatte ihr das Leben gerettet. Die Handgelenke waren so fest zusammengebunden, dass der Draht tief ins Fleisch geschnitten hatte. Bis auf ein durchscheinendes rosafarbenes Babydoll war Jasmine nackt. Ein bizarres Bild. Blutergüsse und tiefe rote Striemen bedeckten ihren Körper. Behutsam löste ich den Eisendraht, versuchte, sie nicht zu bewegen, da ich nicht wusste, ob sie innere Verletzungen hatte. Ich zog die Jacke aus und breitete sie über sie. Dann kauerte ich mich neben Jasmine auf den Boden, streichelte ihre Schultern und wartete auf die Polizei.

Der fensterlose Keller wurde durch

eine dreckverkrustete Glühbirne, die lose von der Decke herabhing, nur spärlich beleuchtet. Ein Gemisch aus Schweiß- und Modergestank lag in der Luft. Bis auf leere hölzerne Wandregale, einen wackligen Tisch, zwei Stühle und ein Feldbett mit einer schmutzigen Matratze, einem Kopfkissen und einer zerschissenen Wolldecke war der Raum leer. Neben dem Bett standen eine Metallschüssel mit Wasser, eine Kanne und ein Nachttopf. Über der Lehne eines Stuhls hing ein Frotteehandtuch.

Die Zeit bis zum Eintreffen der Polizei erschien endlos. Dann endlich hörte ich die Sirene. Ich rannte die Treppe

hinauf und stürzte in die Küche. Das flackernde Blaulicht der Polizeiautos und des Krankenwagens machten dem makabren Spuk ein Ende.

Der Mann, der Jasmine geschlagen hatte, ein Kroat, war erst vor Kurzem zur Trevisan-Bande gestoßen. Der andere, der in der Küche das Feuer eröffnet hatte, hieß Lando. Er kam aus Vicenza und war noch minderjährig. Ich hatte beide in die Schulter getroffen. Für Randazzo und Mario kam jede Hilfe zu spät, sie waren beim Eintreffen der Polizei bereits tot. Lando und der Kroat halfen Pertusiello, die Ereignisse zu rekonstruieren.

Randazzo hatte mich getäuscht, er wusste, dass uns die Männer erwarten würden. Am Telefon hatte er das vereinbarte Passwort nicht erwähnt. Ein geschickter Schachzug, um mich in die Falle zu locken. Dass diese Finte ihn das Leben kosten würde, damit hatte er allerdings nicht gerechnet.

Plötzlich wurde die Tür aufgerissen. Als ich mich umdrehte, sah ich einen gut aussehenden blonden Mann um die vierzig vor mir. Unter seinem offenen Arztkittel kamen das Designer-Hemd, die elegante Krawatte und die dunkle Armani-Hose optimal zur Geltung. Oder war sie von

Valentino? Der personifizierte Halbgott in Weiß.

Er musterte mich von oben herab und bellte: »Was treiben Sie denn da?«

Neben dieser hehren Lichtgestalt fühlte ich mich wie ein Stück Dreck, wie eine Ausgeburt der Hölle. Genau das, was ich schon immer gewesen war: eine verlorene erbärmliche Kreatur aus den finsternen Altstadtgassen Genuas, eine Carruggi-Ratte.

»Ich spreche mit ihr.«

Ich hoffte, ihm ein Lächeln entlocken zu können, aber er blieb reserviert, sein eisiger Blick schien noch misstrauischer

geworden zu sein.

»Sie sprechen mit ihr?«

»Ja.«

»Wer hat Ihnen das erlaubt?«

»Das soll helfen, Menschen aus dem Koma zu holen, habe ich jedenfalls gehört.«

»Auch aus einem künstlichen Koma?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Was soll's. Wenn es schon nichts nutzt, schaden kann es auf keinen Fall.«

Das war zu viel. »Raus! Verlassen Sie sofort diesen Raum!«

»Sie ist so allein ...«, versuchte ich es erneut.

»Allein oder nicht allein, das spielt

für sie keine Rolle.«

»Sind Sie sicher?«

»Ein letztes Mal: Raus hier!«

Ich stand auf, warf einen letzten Blick auf Jasmine und ging zur Tür. Dabei fixierte ich ihn und murmelte mein Mantra, eine Art Beschwörung, um drohendes Unheil abzuwenden: »Wenn ich dir jetzt nicht die Fresse poliere, dann wird sie wieder gesund.«

Nacht-und-Nebel- Aktion

Genua, Mai 1944

Die Straße führte von Albaro steil hinunter und mündete schließlich in den Corso Italia. Dahinter lag das Meer, unendlich weit entfernt und doch so nah. Eine unnatürliche Stille lag über der vornehmen Wohngegend. Friedhofsruhe. Viele Wohnungen standen leer, die Bewohner waren weggezogen, dorthin, wo man abends mit dem Gefühl zu Bett

gehen konnte, am nächsten Morgen noch am Leben zu sein. Die Finsternis umhüllte die Häuser und Gärten wie ein schwarzes Tuch. Nur aus einem Zimmer im zweiten Stock drang ein mattgelber Lichtschimmer durch die Ritzen der Fensterläden. Selbst der Mond hatte sich versteckt, nur einige vorwitzige Sterne hatten sich in Vorfreude auf den Sommer an den Nachthimmel gewagt, um dort ein Fest zu feiern, zu dem die Menschen nicht eingeladen waren.

Im Schutz der Dunkelheit lauerten sechs junge Männer, bis an die Zähne bewaffnet. Wenn die Aktion heute Nacht schiefging, dann wäre die Partisanengruppe von Comandante Grandi

nur noch Geschichte. An der Einmündung der Straße wartete ein Auto, ohne Licht, der Motor ausgeschaltet. Am Steuer saß Calcagno, der Student, jederzeit bereit, den Motor zu starten und Maestris Auto den Weg zu versperren. Seine Kameraden versteckten sich im Garten eines unbewohnten Hauses in Sichtweite des Tores, aus dem ihr Mann kommen sollte. Nachdem sie herausgefunden hatten, wo Maestri spielte, hatten zwei Treffen genügt, um einen Plan auszuarbeiten.

Nach Hessens Informationen wurde Maestri regelmäßig von einem Chauffeur und einem Sicherheitsbeamten in Zivil vor den Toren des Forte San Giuliano

abgeholt. Dann fuhren sie in Richtung Meer. Meist gegen drei Uhr morgens rief Maestri den Chauffeur an, um sich wieder abholen zu lassen. Auf ein vereinbartes Hupzeichen hin kam Maestri aus dem Haus und stieg ins Auto.

Ob die Informationen des Hauptmanns den Tatsachen entsprachen, wussten sie nicht, für eine Überprüfung hatte die Zeit gefehlt. Am Nachmittag hatte Tilde den Comandante in Kenntnis gesetzt, dass Maestri an diesem Abend spielen würde. Schon vor einer Woche war Biscia für den Einsatz aus den Bergen zurückbeordert worden. Außerdem war

ein neues Mitglied zur Gruppe gestoßen,
ein Sechzehnjähriger namens Balletta.

Die Stunden krochen quälend langsam
dahin, sie konnten nicht miteinander reden,
geschweige denn eine Zigarette rauchen.
Wie die Geckos hockten sie an der
Gartenmauer. Ein intensiver Duft nach
Jasmin erfüllte die Luft, in der lauen
Nacht lag schon ein Hauch von Sommer.

Die Aktion war bis in alle
Einzelheiten geplant. Ihr Trumpf war der
Überraschungseffekt. Sie wollten Maestri
lebend, er sollte auspacken. Sollte das
schiefgehen, würde Plan B zum Tragen
kommen: die Exekution. Sobald sich
Maestris Wagen in Bewegung gesetzt

hatte, wollten sie im Schutz der Dunkelheit bis zu der Kreuzung laufen, an der Calcagno auf seinen Einsatz wartete. Er sollte Maestris Wagen blockieren. Anschließend würden sie den Begleiter außer Gefecht setzen und Maestri festnehmen.

Endlich, kurz nach drei, näherte sich ein Motorengeräusch. Die Lichtbündel der Scheinwerfer durchschnitten die Finsternis. Plötzlich konnte man Bäume, Türen, Fenster und die vom Krieg beschädigten Fassaden der Häuser erkennen, der Charme der Bourgeoisie war verblasst. Der Wagen fuhr sehr schnell, bis er schließlich mit

quietschenden Reifen zum Stehen kam. Der dreiste Hochmut der Besitzer zeigte sich selbst beim Autofahren. Man hörte, wie eine Wagentür geöffnet wurde, der Motor lief weiter. Ein kurzes Hupsignal, dann passierte erst einmal gar nichts mehr. Die fünf jungen Männer kauerten reglos an der Mauer, die kleinste Bewegung konnte sie verraten. Erst hörte man, wie sich ein Tor öffnete, dann mehrere Stimmen, es mussten zwei oder drei Personen herausgekommen sein. Das konnte Komplikationen bedeuten. Autotüren wurden geöffnet und wieder zugeschlagen. Der Wagen fuhr los.

Jetzt war es soweit. Die Männer stürzten aus dem Versteck, die Waffen im Anschlag. Balletta und Dria hatten MP-40-Maschinenpistolen, Olindo, Biscia und Lanza jeweils eine Walther P38. Sie verfolgten den Wagen, der jetzt an die Abzweigung kam. Calcagno fuhr an und blockierte die Straße. Dann schaltete er die Scheinwerfer aus. Maestris Wagen bremste abrupt, aus dem Inneren waren entsetzte Schreie zu hören.

Dria und Balletta eröffneten das Feuer. Mit gezielten Schüssen zerfetzten sie die Hinterreifen des Fahrzeugs. Die Lichtblitze der Mündungsfeuer durchzuckten die Finsternis. Ein Inferno

aus Funken und Detonationen. Wer war Freund, wer Feind? Wo war Maestri? »Runter! Bleibt unten!«, mahnte eine Stimme aus dem Wageninneren. Olindo Grandi feuerte auf das Fenster auf der Fahrerseite. Das Glas zerbarst, dann war ein halb ersticktes Röcheln zu hören. Er drückte ein zweites Mal ab, während Biscia den Wagen von der anderen Seite unter Beschuss nahm. Aus dem Wageninneren war ebenfalls ein Schuss zu hören, der aber im Wagendach stecken geblieben sein musste. Dria und Balletta hatten ihre Waffen auf das Heckfenster gerichtet. Biscia riss die Beifahrertür auf,

dort kauerte Maestri. Er packte ihn am Kragen und zerrte ihn auf die Straße. Die beiden Männer auf der Rückbank kannte er nicht. Einer bettelte: »Gnade, wir haben nichts damit zu tun!«

Plötzlich war in einiger Entfernung ein Schuss zu hören. Unbemerkt hatte sich in der Zwischenzeit ein weiteres Auto genähert. Schwarzhemden. Der Comandante hielt erschrocken inne.

»Calcagno ...«, fluchte er.

Im Scheinwerferlicht konnte man erkennen, dass sein Kopf auf das Lenkrad gesunken war. Die Schwarzhemden waren zu dritt und hatten sich hinter Calcagnos quer gestelltem Fahrzeug verschanzt,

allerdings waren sie in der strategisch ungünstigeren Position. Durch das gleißende Scheinwerferlicht geblendet, liefen sie Gefahr, Maestri zu treffen, wenn sie jetzt das Feuer eröffneten.

Andererseits boten sie ein ideales Ziel für Grandis Scharfschützen. Aber der Comandante war vorsichtig. Erst wenn mit Sicherheit feststand, dass Calcagno tot war, konnte er den uneingeschränkten Schießbefehl erteilen. Vorher durfte nur gezielt geschossen werden. Lanza hatte einen Mann im Visier, dessen Kopf über dem Heck des Wagens gut sichtbar war. Doch sein Schuss verfehlte das Ziel. Biscia blieb auf seiner Position, Maestris

Körper war sein Schutzschild. »Passt auf, was ihr tut«, rief er drohend, »ich habe Maestri. Entscheidet euch. Entweder ihr lasst uns gehen oder ich knalle ihn ab.« Dabei konnte er spüren, wie Maestri zitterte.

Unterdessen hatte sich Grandi in Schussposition gebracht, zielte auf einen der Männer und drückte ab. Hatte er getroffen? Es fehlte die Zeit, sich zu vergewissern. Er warf sich auf den Boden und suchte Deckung, gerade noch rechtzeitig, bevor ein Kugelhagel über ihm niederging. Einer der Schwarzhemden nahm die Scheinwerfer von Maestris

Wagen ins Visier, ohne aus der Deckung zu gehen. Nach drei Schuss ein Treffer, einer der Scheinwerfer erlosch.

Olindo konnte nicht mehr länger warten. »Calcagno! Calcagno, hörst du mich?«

Keine Reaktion. Sein Kopf verharrte reglos auf dem Lenkrad. Grandi spürte einen Stich, einen Schmerz, der alles bisher Erlittene übertraf. Er riss sich zusammen und befahl: »Feuer frei, Jungs, und Kopf runter!«

Das Licht des noch intakten Scheinwerfers reichte aus, um ihre Ziele auszumachen. Grandi und seine Leute feuerten, was das Zeug hielt. Irgendwann

befahl der Comandante, das Feuer einzustellen: »Hört auf, es ist vorbei.«

Um die beiden Männer in Maestris Wagen hatte sich die ganze Zeit niemand gekümmert. Sie hatten sich eingeschlossen und reglos auf der Rückbank verharrt. Lanza näherte sich dem Wagen und öffnete die Tür. »Sie können nach Hause gehen, *signori*, die Gefahr ist vorbei«, jubelte er. »*Viva Italia! Viva la libertà!*«

»Danke«, hauchte einer der Männer mit angsterfüllter Stimme.

Dria und Biscia schubsten Maestri ins Auto der Schwarzhemden, das mit laufendem Motor und eingeschalteten Scheinwerfern noch immer auf der

Kreuzung stand. Lanza sammelte unterdessen die Waffen ein, steckte sich die Pistole in den Gürtel und hängte sich das Gewehr über den Arm.

Grandi war in der Zwischenzeit zu Calcagnos Auto gelaufen, das sie eigentlich wieder nach Hause bringen sollte. Obwohl etwas Licht auf sein Gesicht fiel, bemerkten die anderen nicht, dass er feuchte Augen hatte. Er öffnete die Tür und erschrak: Calcagnos Antlitz glich einer blutigen Maske. Die Täter hatten ihm in die Schläfe geschossen. Einem Impuls folgend, streifte er ihm die Brille ab, deren Gläser zerbrochen waren. Sein Herz

zog sich zusammen, als er an Calcagnos Mutter dachte, an ihren Schmerz, wenn er ihr die Brille geben würde. Er ließ sie in der Jackentasche verschwinden und strich Calcagno ein letztes Mal über die dunkelbraunen Locken, bevor er die Autotür wieder schloss.

Er ging zum Wagen der Schwarzhemden zurück. Lanza setzte sich ans Steuer, der Comandante neben ihn. Balletta kauerte sich auf den Boden. Auf dem Rücksitz hatten Dria und Biscia den totenbleichen Maestri zwischen sich gezwängt. Er schwieg.

Sie rasten in Richtung Westen. Da sie auf der Küstenstraße Kontrollen

befürchteten, machten sie einen weiten Umweg durch die Hügel. Über den Corso Firenze und die Via Montegalletto hinauf nach Lagaccio und Granarolo, wieder hinunter nach Sampierdarena und schließlich zur Cava del Gazzo in Sestri, wo Maestri vernommen werden sollte.

Es gibt keinen Bruder

Als ich das Krankenhaus verließ, kam ich mir vor wie ein unerwünschter Gast, den man in einem Luxusrestaurant hungrig vor die Tür gesetzt hat. Man könnte meinen, dass man in gewissen Situationen nur deshalb schlecht behandelt wird, weil man dreckig ist, stinkt und aussieht, als wäre die Kreditkarte gesperrt. Genauso fühlte ich mich, wie ein Penner, ein Zigeuner, ein illegaler Einwanderer, dem Hunger und Armut ins Gesicht geschrieben

standen.

Es nieselte, eine bleigraue, schmierige Wolkendecke lag wie eine undurchdringliche Glocke über den Häusern von San Martino. Die feuchte, abgasverpestete Luft war zum Schneiden und das Atmen fiel schwer. Ich hatte eine schlimme Nacht gehabt, hatte mir den Kopf zermartert und alle möglichen Vermutungen angestellt, die aber sämtlich ins Leere liefen. Vielleicht würde Jasmine sterben und ich konnte nichts für sie tun. Die besten Freunde meines Vaters führten mich an der Nase herum, stellten mir eine Falle nach der anderen und taten alles, um meine Ermittlungen zu behindern.

Als ich zu Hause ankam, war ich völlig durchnässt. Ich zog mich aus und ging unter die Dusche, in der Hoffnung, so mein inneres Gleichgewicht wiederzufinden. Es musste gegen Mittag sein, wahrscheinlich Samstag, aber dafür hätte ich meine Hand nicht ins Feuer legen wollen. Ich hatte keine Zeitung gekauft, ein schlechtes Zeichen für einen Menschen wie mich. Zum Kochen hatte ich auch keine Lust, der Kühlschrank war leer und in der Vorratskammer fand ich nur eine alte Schachtel Cracker. In den feuchten Bademantel gehüllt, legte ich mich aufs Sofa und knabberte einige Salzkekse. Sie waren weich und ranzig und schmeckten

genau so, wie ich mich fühlte. Zum Glück war wenigstens die Flasche Lagavulin noch fast voll. Ich trank direkt aus der Flasche. Ich spürte das unwiderstehliche Verlangen, Olindo anzurufen und ihn zur Rede zu stellen. Warum hatte er mir diesen Unfug über Niclas Ehemann erzählt? Biscia, der blonde junge Mann, der Iolanda aus der Tabakfabrik hingerichtet hatte.

Einige Punkte waren jetzt immerhin klarer. Der Name Nicla war frei erfunden, doch der junge Mann hieß wirklich Biscia. Wenn ich nach ihm fragen würde, müsste sich in Sestri irgendjemand

erinnern. Bestimmte Namen vergaß man nicht. Auch der Name Iolanda würde bestimmt Erinnerungen wachrufen.

Wie gerne wäre ich in die Vergangenheit zurückgereist, in die Zeit, als meine Eltern noch lebten. Ihnen hätte ich all diese Fragen stellen können. Mein Vater hätte bestimmt nur wenig gesagt, wie es seine Art war. Vielleicht wäre mein Großvater Baciccia das richtige Gegenüber gewesen. Meine Mutter wusste sicher nicht viel von diesen Geschichten. Ihre Erinnerungen an die Kriegszeit war mit Filmtiteln und den Namen von Schauspielerinnen verwoben, Alida Valli und Isa Miranda zum Beispiel, die sie

vergöttert und nachgeahmt hatte, die gleiche Frisur, die gleichen Kleider. Als ich ein Kind war, setzte sie sich abends an mein Bett, und bevor sie das Licht löschte, erzählte sie mir von ihren Idolen. Ich fand das allerdings ziemlich langweilig und war jedes Mal nach wenigen Minuten eingeschlafen. Ich erinnerte mich aber an Fotos in einer Schuhschachtel, die meine Mutter in entsprechenden Posen zeigten.

Ich stand auf und durchstöberte den Kleiderschrank. Wo war nur diese Schachtel? Ich musste erst einige Schubladen und Fächer durchsuchen, bevor ich sie endlich fand. Dann kehrte ich ins Wohnzimmer zurück, setzte mich

aufs Sofa und hob den Deckel. Mein Familienalbum.

Obenauf lag das Hochzeitsfoto meiner Eltern, schwarzweiß natürlich. Auf der Rückseite war mit Bleistift das Datum notiert, der 6. August 1945. Der Tag, an dem die Atombombe über Hiroshima abgeworfen worden war. Beide schauten direkt ins Objektiv, doch ihre Augen strahlten nicht. Auf den Lippen meiner Mutter lag das übliche distanzierte Lächeln, als ob nichts sie wirklich etwas angehe. Immun gegen alle Gefühle, hatte sie es mit diesem ewig unzufriedenen, geistesabwesenden Gesichtsausdruck

immer wieder geschafft, ihre Familie zu verunsichern und meinen Vater tief zu kränken. Einerseits war die selbst gewählte Distanz wahrscheinlich ihre Methode, sich gegen alles Bedrohliche abzuschotten, andererseits nahm sie sich damit jede Möglichkeit, auch nur einen Funken Freude zu empfinden. Mein Vater machte wie üblich einen ernsten Eindruck. Offensichtlich hatte er erst seine Frau angesehen, bevor er sich zum Fotografieren umgedreht hatte. Die Kamera hatte die Situation punktgenau eingefangen und dokumentierte der Nachwelt das ungeschriebene Drehbuch des Lebens nach diesem schicksalhaften Datum. Meine

Mutter war eine gut aussehende Frau, der mediterrane Typ. Auch mein Vater war ein schöner Mann, groß gewachsen, mit fein modellierten Gesichtszügen. Aber er war erschreckend mager, der Hochzeitsanzug hing an ihm wie an einem Kleiderbügel.

Als ich klein war, sagten ihre Freunde immer, ich sähe beiden Elternteilen ähnlich, hätte die Augen, die Haare und die Hautfarbe meiner Mutter und den Körperbau meines Vaters. Eine wirklich gute Mischung, wenn sie mir nur die innere Zerrissenheit und die Selbstzweifel erspart hätten.

Auf dem zweiten Bild waren meine

Eltern und meine Großeltern zu sehen, Nonno Baciccia und Nonna Celeste. Es war auch am Hochzeitstag aufgenommen worden. Baciccia mit seinem gutmütigen Gesicht, der leicht schief sitzenden Krawatte und der Zigarre im Mund. Die Gelassenheit in Person, das konnte der Betrachter selbst heute noch spüren. Sein herzliches Lächeln versöhnte mit dem Leben.

Ich suchte nach Fotos aus der Kriegszeit, und endlich, weiter unten in der Schachtel, wurde ich fündig. Eine Gruppe Partisanen, darunter auch mein Vater, posierte mit ihren Moschetti M-

91-Karabinern, lässig an einen Felsen auf einer abschüssigen Wiese gelehnt. Keiner war älter als fünfundzwanzig. Sie lächelten in die Kamera. Die jungen Männer trugen Kurzarmhemden und kurze Hosen, das Foto musste im Sommer entstanden sein. Ob einer dieser Widerstandskämpfer wohl heute noch am Leben war? Er hätte Nicla gekannt oder an der Seite von Biscia gekämpft haben können. Dann fiel mir wieder ein, dass Biscia in den Städten eingesetzt war und wahrscheinlich nicht in den Bergen gekämpft hatte.

Plötzlich ergriff mich eine tiefe Unruhe. Ich musste etwas unternehmen. Ich

zog mich rasch an und wollte gerade Olindo Grandi anrufen, als mir die Idee kam, es zuerst woanders zu versuchen. Bei dem Mann, der versprochen hatte, mir zu helfen, es jedoch nicht getan hatte.

Ich suchte im Telefonbuch die Nummer von Luigi Bavastro heraus. Auch Gino war gut mit meinen Eltern befreundet gewesen, aber wie all die anderen hatte auch er mir nicht die Wahrheit gesagt. Warum nur? Er kannte Nicla nicht und stand bei niemandem im Wort. Bei ihrem Treffen hatte Olindo aber auch ihn überzeugt. Warum verpflichtete das Versprechen des Comandante auch alle anderen zum Schweigen? Gab es einen

Zusammenhang mit der Exekution

Iolandas? War etwa Biscia die Ursache?

Eines war klar. Ich konnte jetzt keine Rücksicht mehr nehmen, sondern musste das tun, wofür ich bezahlt wurde: den Bruder meines Auftraggebers finden.

Das Telefon klingelte lange, bis sich jemand zum Abnehmen entschloss.

»*Pronto?*« Durch den Hörer klang die Stimme noch rauer und krächzender, als ich sie in Erinnerung hatte.

»*Buongiorno*, hier spricht Bacci Pagano.«

»Oh, Bacci, wie schön von dir zu hören. Ich hätte dich schon angerufen,

aber ...«, er versuchte locker zu klingen.

»... ihr von der GAP habt euch getroffen.«

Ich hatte ihn eiskalt erwischt.
Empörtes Schweigen, dann bemühte er sich, die richtigen Worte zu finden.

»Olindo wollte es so.«

»Ich weiß, Gino, selbst nach so vielen Jahren ist er immer noch der Comandante.« Ich versuchte versöhnlich zu klingen.

»Du irrst dich.« Dieses Mal war er wirklich empört. »Olindo war nie mein Comandante, ich war ein *leggerone*, vergiss das nicht.«

»Ich habe es nicht vergessen, aber ich

muss mit Ihnen reden.«

Ich hatte erwartet, dass er sich zieren würde, aber er blieb ganz ruhig. »Wenn du reden willst, gut, meinetwegen. Vielleicht im ANPI-Büro, wie das letzte Mal? Ich bin gerade auf dem Weg dorthin.«

»Gut, in einer Stunde bin ich da.«

Seine Ausdrucksweise rührte mich. Gino ging zur Arbeit wie jeder andere auch, dieses Büro war seine Welt, sein Lebenssinn, in der die Erinnerung allgegenwärtig war. Er tat es, weil es getan werden musste, ohne Wenn und Aber.

Ich rasierte mich, nahm meine Jacke

und verließ das Haus. Aus dem sanften Nieseln war prasselnder Regen geworden. Die schweren Tropfen trommelten auf das Pflaster der Stradone di Sant' Agostino und sammelten sich in der Rinne neben dem Bürgersteig zu einem kleinen Bächlein, das Richtung Vico San Donato floss. Die Vespa ließ ich bei dem Wetter lieber zu Hause. Ich ging die Piazza Sarzano hinauf, um meinen alten VW-Käfer aus der Garage zu holen. Er würde mich trocken nach Sestri bringen.

Ich fädelte mich in den dichten Verkehr ein und brauchte fast eine Stunde, bis ich mein Ziel erreicht hatte. Dreimal

so lang wie mit der Vespa. In Sestri hatte ich Glück und fand einen freien Parkplatz neben der Chiesa dell' Assunta. Ich betrat die Geschäftsstelle der ANPI, wo mich Bavastro schon erwartete. Er war nicht allein. An einem Tisch saßen sich ein Mann und eine Frau gegenüber.

»Sie erstellen die Liste der neuen Mitglieder«, sagte Bavastro, bevor er die beiden vorstellte. Der Mann las die Namen auf den Zetteln vor und die Frau trug sie in ein Register ein. Ihr Name war Elide. Die weißen Haare waren kurz geschnitten, sie trug Herrenhosen und ein Herrenhemd. Elide begrüßte mich mit einem festen Händedruck. Ihr Gegenüber

stellte sich als ihr Ehemann vor. Er hieß Berto. Seine gebeugte Haltung ließ darauf schließen, dass er sehr groß war. Sie mussten beide schon über achtzig sein. Gino erklärte, sie hätten Seite an Seite mit ihm im selben Einsatzgebiet gekämpft. Ich stellte mich als Sohn von Guido und Anna Pagano vor, vermied aber, meinen Beruf und meinen Auftrag zu erwähnen. Sie kannten meine Eltern flüchtig, wussten aber nicht, dass sie tot waren. Auch an meinen Prozess schienen sie sich nicht zu erinnern.

Während wir uns unterhielten, ließ ich die beiden nicht aus den Augen. Plötzlich kam mir eine verrückte Idee. Waren das

etwa die Eltern des Mannes, den ich suchte? Die Sache hatte nur einen Haken: Nicla war seit dreißig Jahren tot. An diesem Punkt waren sich mein Auftraggeber und der Comandante ausnahmsweise einig. Allerdings hatten mich all die Lügen und falschen Fährten so misstrauisch gemacht, dass mir selbst die Auferstehung einer vor dreißig Jahren verstorbenen Frau nicht abwegig erschien.

Gino entschuldigte sich bei den beiden und wir gingen in ein anderes Zimmer, wo wir ungestört miteinander sprechen konnten. Heute trug er graue Flanellhosen, einen weißen Pullover und

ein blaues Schälchen. Nur die Mütze war dieselbe wie beim letzten Mal. Er setzte sich hinter den kleinen Schreibtisch und bat mich, ihm gegenüber in einem Sessel Platz zu nehmen.

»Also, um was geht's?«

»Bavastro, Sie wissen genau, warum ich hier bin. Warum wollt ihr mir nicht helfen? Mit welchen Argumenten hat Olindo euch überzeugt?«

Zum ersten Mal nahm er die Mütze ab und legte sie auf den Schreibtisch. Die feinen weißen Härchen waren in Unordnung geraten und standen in alle Richtungen vom Kopf ab.

»Olindo hatte seine Gründe«,

murmelte er und fuhr sich mit der Hand über den Kopf. Seine Augen waren trübe, vielleicht lag das am grauen Star.

Jedenfalls war es mir bei unserem ersten Zusammentreffen nicht aufgefallen. »Diese Frau war eine Kurierin seiner Gruppe, sie stand unter seinem persönlichen Schutz. Er hatte sie mit einer heiklen Mission betraut. Sie sollte sich einem deutschen Wehrmachtsoffizier nähern, der sie sehr attraktiv fand. Die Frau war damals noch sehr jung, der Hauptmann dagegen schon um die vierzig. Sexuelle Freiheit war zu dieser Zeit noch ein Fremdwort, außerdem war sie verlobt ...«

»Mit einem Mann aus Olindos

Gruppe, einem Stadtpartisanen namens Biscia.«

Er stutzte, einen Augenblick lang schien er irritiert.

»Wer hat dir von Biscia erzählt?«, fragte er nervös.

»Wie Sie sehen, mache ich meine Arbeit, obwohl ihr mit allen Mitteln versucht, mich davon abzuhalten.«

»Weißt du auch, wer Biscia war?«

»Der Mann, der Iolanda exekutiert hat, die Verräterin aus der Tabakfabrik.«

»Eine üble Geschichte«, sagte er und wandte den Blick ab. Meine Antwort schien ihn zu entmutigen. »Der Hauptmann

hatte der jungen Frau den Namen genannt. Sie wollte ihm nicht glauben und hat alles getan, um Iolanda zu retten. Aber im Krieg muss man für Mitleid und Barmherzigkeit teuer bezahlen. Damals nutzten die Faschisten jede Gelegenheit, um mit brutaler Härte zurückzuschlagen. Sie haben drei Widerstandskämpferinnen festgenommen und gefoltert. Olindo und seine Leute waren sicher, dass es eine Frau war, die sie ans Messer geliefert hatte. Als der Deutsche Iolandas Namen preisgab, war die Exekution beschlossene Sache.«

»Eine interessante Geschichte, aber ich will den Namen wissen.«

»Welchen Namen?«

»Biscias richtigen Namen.«

»Biscia ist tot, er möge in Frieden

ruhen.« Auf seinen Lippen lag ein unergründliches Lächeln.

»Warum dann diese Geheimnistuerei?

Ich will doch nur wissen, wie er heißt, damit ich seinen Sohn finden kann.«

Bavastro griff nach der Mütze und setzte sie wieder auf den Kopf, akkurat wie eine Uniformmütze. Eine Uniform, unter der man die dunklen Geheimnisse des Comandante verbergen konnte. »Gib endlich Ruhe, Bacci«, sagte er mit feierlicher Stimme, die in diesem Moment eher lächerlich wirkte, »von mir wirst du

den Namen nie erfahren.«

Es blieb mir nichts anderes übrig, als alles auf eine Karte zu setzen. »Ich habe allmählich den Verdacht, dass ihr mit diesen Ammenmärchen etwas vertuschen wollt, was euch Angst macht.«

Er wurde feuerrot, presste die Lippen aufeinander und ballte die Fäuste. »Was willst du damit sagen, du verfluchter Kerl?«

»Irgendeine Sauerei, die Olindo und Konsorten unter der Decke halten wollen.«

Er zuckte mit den Schultern und fuchtelte mit den Armen in der Luft, um sie

sogleich wieder auf den Schreibtisch zu legen. Dann schüttelte er den Kopf und sagte enttäuscht: »Was rege ich mich auf, manche Fragen verdienen einfach keine Antwort.«

»Wissen Sie, warum ich diesen Auftrag überhaupt angenommen habe? Eine gute Freundin liegt im Krankenhaus in San Martino und kämpft mit dem Tod. Sie ist noch nicht einmal siebenundzwanzig Jahre alt. Acht Tage lang war sie in der Gewalt eines Sadisten, der Spaß daran hatte, sie zu schlagen, zu quälen und zu vergewaltigen. Sie heißt Jasmine Kilamba und stammt von der Elfenbeinküste.«

»Oh, das tut mir leid.«

»Ich habe den Auftrag aus zwei

Gründen angenommen. Erstens wäre ich wahnsinnig geworden, wenn ich weiter auf dem Krankenhausflur gesessen und gewartet hätte. Aber es gibt noch einen zweiten Grund. Ein stinkreicher deutscher Professor möchte einem armen Landsmann von mir sein Vermögen hinterlassen. Dem Sohn zweier Patrioten, wahrscheinlich ein Arbeiterkind. Mit diesem Geld könnte er sich ein schönes Leben machen. Nennen Sie mir doch einen guten Grund, der mich davon abhält?«

Er wollte gerade antworten, aber jetzt war ich am Zug: »Olindos Versprechen

etwa? Zugegeben, vielleicht würde es ihm nicht gefallen, wenn er erfährt, dass seine Mutter die Geliebte eines deutschen Wehrmachtsoffiziers war, mit dem sie noch dazu einen Sohn gezeugt hat, seinen Halbbruder. Aber der gesunde Menschenverstand wird schließlich die Oberhand behalten. Es war Krieg und sie hat es für das Vaterland getan. Außerdem sind seitdem mehr als sechzig Jahre vergangen! Warum sollte man deshalb auf ein großzügiges Erbe verzichten?«

»Olindo hat es versprochen ...«

»Und das ist genau der Punkt. Er hat es versprochen, aber Sie?«

Erneut nahm er die Mütze ab und legte sie auf den Schreibtisch. Dann atmete er tief durch und richtete sich kerzengerade auf: »Du vergisst einen wesentlichen Punkt ...«

»Und der wäre?«

»Der Hauptmann starb bei einem Attentat der Stadtpartisanen.«

Mir wurde es allmählich zu bunt.

Warum lenkte er schon wieder ab?

»Sie haben das Versprechen doch nicht abgelegt. Warum nur wollen Sie mir den Namen nicht nennen?«

Er zuckte mit den Schultern und schob die Unterlippe vor. Sein Blick folgte einer imaginären Linie an der Decke. Hinter den

halb geschlossenen Augenlidern versteckten sich die Pupillen wie zwei Mäuse, die einen hungrigen Kater erspäht hatten.

»Gino, ich habe Sie etwas gefragt«, bohrte ich weiter.

»Was soll ich sagen?« Er rutschte unruhig auf dem Stuhl herum und fuchtelte wieder mit den Armen, als wollte er einen unangenehmen Gedanken verjagen, wie ein lästiges Insekt. »Ich weiß nicht«, druckste er dann herum. Er brach ab und blickte zu Boden. »Ist das denn eigentlich so wichtig?«, sagte er schließlich.

Die Möglichkeit, die Wahrheit

endlich ans Licht zu bringen, lag näher als je zuvor. Jetzt musste es heraus, Versprechen hin oder her.

»Hast du es etwa immer noch nicht kapiert?«, entfuhr es ihm unvermittelt. Dabei schaute er auf seine Hände, die er nun wie zum Gebet gefaltet hatte.

»Was habe ich noch nicht kapiert?« In seiner Stimme schwang Ungeduld mit, aber auch Mitleid. Er schien zu überlegen und sagte dann erleichtert, als wäre ihm eine weitere Ausrede eingefallen: »Es gibt keinen Bruder, Bacci. Es hat nie einen gegeben.«

»Wie bitte?«

Er hob den Kopf und sah mir fest in

die Augen. »Dein Auftraggeber hat von Anfang an Bescheid gewusst. Seit zwanzig Jahren lassen ihn die Gedanken an Biscia und seine Frau nicht mehr los, aber nicht wegen eines Bruders.«

»Gino, bitte, schweifen Sie nicht schon wieder ab«, unterbrach ich ihn.

Bavastro hielt inne und seufzte tief. Nach einer kleinen Ewigkeit öffnete er eine Schublade des Schreibtischs und zog ein Foto heraus. Zu meiner Überraschung waren darauf meine Eltern abgebildet, beide noch jung, umgeben von einer ganzen Gruppe von Partisanen.

»Sein richtiger Name war Guido, und Tilde nannte sich nach dem Krieg wieder

Anna.«

Nach diesen Worten senkte er den Blick. Er schämte sich, die Namen genannt und seine alten Kampfgefährten verraten zu haben. Obwohl mir das Herz bis zum Hals schlug, wartete ich ab.

Als er den Blick wieder hob, sah ich ihn ernst an. Ich wusste, dass er sich das nie verzeihen würde. Er war zeit seines Lebens ein Widerstandskämpfer, der selbst während der Folterhaft eisern geschwiegen hatte. Aber jetzt saß er einem sprachlos gewordenen Privatdetektiv gegenüber und packte aus. Und das im ANPI-Büro in Sestri Ponente.

Der Krieg geht weiter

Sestri Ponente, Mai 1944

Die Neuigkeit verbreitete sich wie ein Lauffeuer. Ob im Café, in der Fabrik oder im Büro: Es gab kein anderes Gesprächsthema. Die Nachricht wurde geflüstert, hinter vorgehaltener Hand weitererzählt oder triumphierend herausgeschrien. Ein Gefühl von Freiheit, das tief aus dem Inneren eines Volkes kam, das Krieg und Elend satt hatte.

Konnte man dem Kollegen, dem

Freund überhaupt vertrauen? Hatte man vielleicht zu viel gesagt? Ein Name hatte stellvertretend für dieses schleichende Gefühl von Misstrauen und Angst gestanden: Maestri. Das Bild dieses massigen Mannes um die fünfzig mit raspelkurzen Haaren und kalten Haifischaugen war in den Köpfen der Menschen allgegenwärtig. Er schien unantastbar, umgeben von einem Schutzwall schwer bewaffneter Leibwächter, die jede drohende Gefahr im Keim erstickten. Seine Einsätze unterlagen strenger Geheimhaltung. Und dann geschah das Wunder: Eine kleine Gruppe junger Männer hatte die Gunst der Stunde genutzt,

um den Todfeind in ihre Gewalt zu bekommen. Zum Verhör war er an einen sicheren Ort gebracht worden. Jetzt waren die Rollen vertauscht, jetzt war Maestri das Opfer.

Deutsche Soldaten, die Guardia Repubblicana, die Brigade Nere und die Polizia Politica hatten alles versucht, um Maestri zu finden, lebend oder tot. Doch auch nach vier Tagen intensiver Suche war er immer noch wie vom Erdboden verschluckt. Es hieß, man habe ihn nach einem gründlichen Verhör aus der Stadt in eine von der Resistenza kontrollierte Zone in den Bergen gebracht.

Im Laufe des Verhörs hatte Maestri

Namen genannt. Kurze Zeit später war das Spionagenetz der Faschisten enttarnt. Die Partisanen hatten die Suchtrupps mit gezielten Fehlinformationen auf die falsche Fährte gelockt und dann erbarmungslos zugeschlagen. Vier bislang als unverdächtig geltende Personen wurden in ihren Wohnungen aufgespürt und erschossen.

Tilde ging weiterhin jeden Tag zur Arbeit. Hauptmann Hessen sah sie einmal pro Woche. Mitte Mai kamen seine Schwester Margaretha und ihr Mann an den Gardasee, wo sein Adjutant Walden eine elegante Wohnung mit Seeblick

organisiert hatte.

Tilde fiel es von Tag zu Tag schwerer, nach Hause zurückzukommen. Die Augen ihrer Eltern waren zu Spiegeln geworden, in denen sie schonungslos ihre Erniedrigung lesen konnte. Sie dachte daran, welchen Schmerz sie bei der Nachricht empfinden würden, dass ihre Tochter gefangen genommen und in ein Arbeitslager deportiert worden sei. In manchen Nächten packte sie panische Angst, ihre Mutter würde diesen Schlag nicht verkraften. Wie sollte sie das verantworten? Wäre es nicht besser, das Kind abzutreiben? Hessen beruhigte sie. Sie könne ihrer Mutter ja schreiben, es

ginge ihr gut und sie würde in einer italienischen Fabrik nahe Salò arbeiten. Tilde war hin und her gerissen. Aber blieb ihr eine andere Wahl?

Wie sollte die Familie ohne sie zurechtkommen? Ohne ihr Geld? Auch in diesem Punkt versuchte Hessen sie zu beruhigen. Er würde sich persönlich darum kümmern, dass der Antrag auf Frührente, den ihre Mutter wegen der Lungenkrankheit gestellt hatte, beschleunigt behandelt werden würde. Die neuen Herren konnten also auch anders, nicht nur plündern, erschießen und deportieren.

Den Comandante hatte sie zum Glück

nicht mehr gesehen. Seinen Blick auszuhalten wäre ihr sehr schwergefallen. Aber Dria hatte sie getroffen. Eines Abends, auf der Piazza della Chiesa, war er auf sie zugekommen und hatte ihr gesagt, dass Biscia in die Berge zurückgekehrt war.

Sie musste immerzu an Biscia denken. Gerade jetzt, wo sie ihn nicht sehen konnte, wurde ihr bewusst, wie sehr sie ihn liebte. Eine Zukunft ohne ihn schien sinnlos, allein der Gedanke daran war grausam. Obwohl die Tage länger wurden und die Sonne es schaffte, sogar die tristen Wände der Wohnhäuser und der Fabriken

zum Leuchten zu bringen, schien ihr eigenes Leben grau in grau. Sie versuchte, ihre Trauer mit Wut zu betäuben. Wut auf den Krieg, der nicht nur ihre Jugend, sondern ihr ganzes Leben zerstört hatte. Wenn jede Hoffnung erschöpft ist, dann bleibt die Wut tatsächlich als einziges Mittel gegen die Resignation. Eine bittere Medizin, ein Gift, das alle Träume zerstört und tief im Inneren ein Gefühl der Leere und der Nutzlosigkeit zurücklässt. Ein Gift, das alle anderen Gefühle vernichtet.

Würde sie das kleine Wesen, das sie in sich spürte, jemals lieben können? »Mein kleiner Bastard«, so nannte sie es. Sie saß in der Falle, es gab keinen Weg

mehr, die Liebe und Wertschätzung ihrer Mitmenschen zurückzugewinnen. Der deutsche Hauptmann hatte ihr eine Lösung angeboten, mit der sie wenigstens das Gesicht wahren konnte. Ohne Gegenleistung. Jetzt gab es kein Zurück mehr. Als er von seiner Schwester und ihrem Mann gesprochen und ihr erklärt hatte, dass die beiden »jung wären und selbst keine Kinder hätten«, wollte er ihr vielleicht einen auch für sie akzeptablen Weg weisen. Dieses Kind des Krieges könnte auch ohne seine Mutter aufwachsen, geschützt und geliebt von Menschen, die nicht so gelitten hatten wie sie. »Wenn der Krieg zu Ende ist, wird

unser Kind in Sicherheit sein.« Sie war völlig verwirrt, änderte täglich, stündlich, ja sogar minütlich ihre Meinung.

Aber das Leben eilte weiter, jeder Tag brachte neue Überraschungen. In Zeiten wie diesen war das Leben selbst ein Krieg.

Dolores war seit einer Woche nicht mehr gesehen worden. Sie war nicht bei der Arbeit erschienen und hatte ausrichten lassen, sie habe sich bei einem Sturz das Bein gebrochen. Dolores lebte allein in einer kleinen Wohnung am Ortseingang von Pegli. Sie war um die dreißig, sah aber wesentlich jünger aus. Sonst wusste

man nichts über sie. Einen Mann hatte sie bisher noch nicht gefunden, kein Wunder, denn Dolores hinkte. Wer würde schon einen Krüppel heiraten? Die Behinderung war sicherlich auch der Grund für ihren Neid auf Iolanda, davon war Tilde fest überzeugt. Die Kolleginnen machten sich Sorgen: Eine Gehbehinderte konnte leicht einmal stürzen und sich verletzen.

Aber eines Mittags, als Tilde einem Arbeiter einen Teller Kohlsuppe mit Kartoffeln hinstellte, flüsterte dieser ihr zu: »Sie haben Dolores erschossen und dann ihre Wohnung gefilzt. Die hat gelebt wie im Schlaraffenland!«

Vor Schreck stockte Tilde das Herz.

Sie zitterte so stark, dass Suppe auf die Theke schwappte. Wanda eilte zu ihr.

»Tilde, was ist los?«, fragte sie besorgt.

Sofort kamen weitere Kolleginnen zu Hilfe, eine griff nach ihrem Arm, brachte sie in die Küche und drückte sie auf einen Stuhl.

»Du bist ja leichenblass, hast du Schmerzen?«

Jemand reichte ihr ein Glas Wasser, aber sie wehrte ab. In der Küche war es drückend heiß, einfach unerträglich. Sie brauchte dringend frische Luft und bat mit letzter Kraft, nach draußen gebracht zu werden. Wanda begleitete sie in den Hof. Schweigend gingen sie ein paar Schritte.

»Was ist passiert?«, fragte sie, als Tildes Gesicht wieder etwas mehr Farbe hatte.

»Sie haben Dolores erschossen.«

Eine weitere Kollegin kam auf den Hof, zusammen mit dem Kantinenleiter, einem zaundürren Mann namens Carogna.

»Was ist hier los? Ihr werdet fürs Arbeiten bezahlt! Wenn ihr krank seid, gehört ihr ins Lazarett.«

Die Nachricht von Dolores' Tod verbreitete sich blitzschnell. In der Kantine kam Unruhe auf. Niemand konnte sich den Grund für die Exekution erklären. Hatte Dolores vielleicht mit dem

Schwarzmarkt zu tun gehabt? Warum hatte dann nie jemand etwas gemerkt? Wer auf dem Schwarzmarkt handelte, brauchte Kunden, Geheimniskrämerei war da fehl am Platz. Und vor allem: Warum sollten die Partisanen eine Schwarzmarkthändlerin erschießen?

Tilde ging in die Küche zurück, die quälenden Gedanken ließen ihr keine Ruhe. Im Grunde ihres Herzens kannte sie die Antwort längst, aber sie hatte Angst, sie sich einzugestehen. Sie klammerte sich an den Strohalm des Zweifels, hoffte auf ein Wunder, um nicht in den Abgrund der Realität blicken zu müssen. Natürlich brachten die Partisanen keine

Schwarzmarkthändlerin um. Die brutale Wahrheit war eine andere: Sie hatten Maestri zum Reden gebracht und jetzt ... richteten sie die *Verräter*.

Getrieben von dunklen Vorahnungen fieberte sie dem Feierabend entgegen. Wieder und wieder sah sie auf ihre Uhr, ein Geschenk ihrer Mutter, doch die Zeit schien stillzustehen. Sie versuchte das aufgeregte Stimmengewirr zu ignorieren, sich mit dem Abwasch und dem Abtrocknen des Geschirrs abzulenken, bis die Sirenen endlich das Ende der Schicht ankündigten. Sie zog sich um, eilte nach draußen, stieg auf ihr Rad und trat so fest in die Pedale, dass sie fast keine Luft

mehr bekam. Ihr Ziel war die Via Paglia. Hoffentlich war Olindo zu Hause, mehr wollte sie nicht. Es war schwül, der Schirokko schaufelte warme Luft vom Meer heran, vermischt mit dem beißenden Qualm der Fabrikschlote. Der Kohlestaub raubte ihr fast den Atem. Endlich angekommen, hastete sie die Stufen hinauf und hämmerte an die Tür. Keine Reaktion. Nach einer gefühlten Ewigkeit endlich Olindos Stimme: »Wer ist da?«

»Ich bin's, Tilde.« Das Herz schlug ihr bis zum Hals.

Er öffnete, ließ sie rasch eintreten und schlug die Tür wieder zu. Stumm blickte

er sie an und wartete auf ihre Frage.

»Ihr habt Dolores erschossen, oder?«

Olindo nickte. In seinen trüben Augen stand die Antwort, die sie suchte.

»Maestri hat gestanden, dass sie die Verräterin war.«

Er nahm sie sanft am Arm und zog sie durch den düsteren Flur bis in die Küche, wo das flirrende Frühsommerlicht auf die hölzerne Anrichte fiel.

»Du hattest recht. Maestri ist ein Feigling. Wir mussten nicht einmal seine eigenen Methoden anwenden, um ihn zum Sprechen zu bringen.«

»Also war Dolores die Verräterin.«
Tildes Stimme drohte zu versagen. Ihre

Augen fixierten einen Sonnenstrahl, der sich über die Unbelehrbarkeit und Grausamkeit der Menschen lustig zu machen schien.

»In einem Zimmer hatte sie Käse, Öl, Mehl und sogar teure Weine versteckt. Das beweist, dass Strappaunghie nicht gelogen hat.«

»Iolanda hatte also gar nichts mit der Sache zu tun ...?«

»Nein, dein Hauptmann hat dich reingelegt.« Olindo stierte auf den Steinfußboden. Er runzelte die dichten Augenbrauen und presste die Lippen wütend aufeinander. »Wir haben eine Unschuldige hingerichtet. An dieser Last

werde ich mein ganzes Leben lang zu tragen haben.«

»Wir alle«, seufzte Tilde mit erstickter Stimme. Sie schlug die Augen nieder, zwei dicke Tränen liefen über ihre Wange. »Wir alle tragen sie, Olindo. Nicht nur du.«

»Man hat uns belogen und betrogen, Tilde. Aber man muss Opfer bringen. Hier geht es nicht um uns, hier geht es um Italien.«

Alles in ihr krampfte sich zusammen. Aus ihrer Kehle drang ein gequälter Schrei, halb Klagelaut, halb Rebellion. Sie packte Olindo an seinem frisch

gebügelten weißen Hemd und krallte ihm die Fingernägel in die Brust. »Aber wer«, schrie sie und schluchzte, »wer befreit uns von unserer Schuld?«

Der Comandante schien ihre Attacke gar nicht zu spüren. Er nahm Tilde in die Arme und hielt sie ganz fest, als hätte er Angst, sie für immer zu verlieren. Sie ließ diese Umarmung zu, verzweifelt, am Ende. Sie sagte kein Wort. Worte sind nichts als fauler Zauber. Sie haben keinen anderen Sinn und Zweck, als sich selbst und andere an der Nase herumzuführen. Mit Blut besudelt, wie der Käse, das Öl und der teure Wein von Dolores. Beahlt mit dem Leben unschuldiger Menschen, die

sie an Maestri und seine Schergen verkauft hatte. Wenn man nur die richtigen Worte fand, war es einfach, auch die schlimmste Verfehlung zu rechtfertigen. Es wäre bequem gewesen, sich in den Chor derer einzureihen, die sich damit reinzuwaschen versuchten, sie hätten keine andere Wahl gehabt. Aber Tilde und Olindo wussten beide, dass sie das nicht tun würden, das hatte Iolanda nicht verdient.

»Warum hat Hessen dich belogen?«

Vielleicht ahnte sie die Antwort, doch es gelang ihr nicht, sie in Worte zu fassen. Sie konnte sie riechen, ein leicht fauliger Geruch, der in einem Windhauch an ihr

vorüberzog. Sie vermutete, dass auch Olindo die Wahrheit geahnt hatte, als sie Maestri zum Sprechen brachten. Aber der Comandante hatte sich in einem Gewirr von Zweifeln verheddert.

»Hessens Informationen über Maestris Tagesablauf waren zutreffend, bis auf eine Kleinigkeit. Der zweite Wagen. Ein Begleitfahrzeug, das an der Einmündung der Strandpromenade wartete. Die Schweine haben Calcagno überrascht und eiskalt abserviert.«

»Meinst du, dass er davon gewusst hat?«

»Der Deutsche? Er kannte unseren

Plan bis ins kleinste Detail. Hätte er uns verpiffen, hätten sie uns alle umgebracht. Deshalb bin ich ziemlich sicher, dass er nichts von dem zweiten Auto gewusst hat. Auch wenn ...«

»Auch wenn?« Sie ließ nicht locker, wild entschlossen, der Wahrheit ins Auge zu sehen. Hatte der Hauptmann Iolanda ans Messer geliefert? Hatte er ihr, Tilde, nur etwas vorgemacht?

»... Maestri geschworen hat, dass es immer ein Begleitfahrzeug gab.«

»Das wird er teuer bezahlen«, zischte sie. »Weiß Biscia Bescheid?«

»Er war beim Verhör dabei.«

»Ist er wirklich in die Berge

zurückgekehrt?«

Grandi nickte. »Wir haben mit ihm über eine weitere Aktion gesprochen, für die er der ideale Mann ist. Biscia ist groß und blond, jeder hält ihn für einen Deutschen. Er sollte in einem Kino eine Bombe deponieren.«

»Und wie hat er reagiert?«

»Er hat abgelehnt. Als er von der Sache mit Iolanda erfuhr, hat er entschieden, dass Biscia tot ist. Er will nicht, dass wir ihn weiter so nennen. Von jetzt an kämpft er in den Bergen unter seinem richtigen Namen.«

»Genau wie du.«

Olindos Miene verfinsterte sich. Sie

ahnte, was nun kommen würde. Und tatsächlich fügte er nach kurzem Zögern hinzu: »Wie Calcagno.«

Plötzlich erfasste sie eine quälende Unruhe. »Findet das Attentat trotzdem statt?«, platzte sie heraus.

Der Comandante zwang sich zu einem Lächeln. »Ja, wir haben jemand anderen gefunden, den man in Uniform leicht mit einem deutschen Wehrmachtssoldaten verwechseln kann«, sagte er. »Nächste Woche wird es ein schönes Feuerwerk geben.«

Rossoamaro

Mehrere Tage vergingen. Der Himmel war undurchdringlich grau, wie mit Marmor überzogen, und es regnete ununterbrochen. Der Frühling hatte es schwer, auf sich aufmerksam zu machen. Die tägliche Fahrt mit der Vespa zum Krankenhaus, eingehüllt in die gelben Regenklamotten, die ich auch zum Angeln trug, hatte rituelle Züge angenommen, ein Ritus ohne religiösen Hintergrund allerdings. Ich sprach kaum ein Wort mit jemandem.

Nach dem Treffen mit Bavastro brauchte ich Zeit, das von Gino Gehörte zu verarbeiten und meiner Gefühle Herr zu werden. Mit einer solchen Entwicklung hatte ich einfach nicht gerechnet. Jetzt war mir alles klar geworden, und der Fall schien gelöst. Ich konnte darauf warten, bis sich einer der beiden Widersacher bei mir meldete. Wer würde der Erste sein? Professor Hessen oder der Comandante?

Der Anruf kam am Samstagmorgen. Das Läuten riss mich aus einem Traum, in dem Jasmine versuchte, auf einem alten schwarzen Fahrrad mit Weißwandreifen vor ihrem Peiniger zu fliehen. Sie fuhr einen Berg hinauf, der immer steiler

wurde. Der Mann, der sie verfolgte, gewann Meter um Meter an Boden und war gerade dabei, zu ihr aufzuschließen, als es klingelte.

Noch ganz benommen griff ich nach dem Telefon, ohne auch nur zu ahnen, wie spät es war, wo ich mich befand oder was um mich herum passierte. Ich hielt den Hörer ans Ohr und merkte, dass ich schweißgebadet war.

»Bacci, hier Olindo. Habe ich dich geweckt?«, hörte ich eine kratzige Stimme.

Ich öffnete die Augen und versuchte, mich auf einem Ellenbogen abzustützen.

Durch die Ritzen des Rollladens drang goldfarbenes Licht, der in der Luft flirrende feine Staub schien zu tanzen, was dem dämmrigen Raum eine unvermutete Heiterkeit verlieh.

»Wie spät ist es?«, fragte ich mit schleppender Stimme.

»Halb neun, wir alten Leute sind genügsam und brauchen nur wenig Schlaf. Vielleicht brauchen diejenigen, die den fleischlichen Genüssen noch nicht abgeschworen haben, ein paar Stündchen mehr.« Er lachte. »Es ist ein herrlicher Morgen, wenn du nichts anderes vorhast, dann lade ich dich auf einen Aperitif ein.«

»Wo?«

»Treffen wir uns doch um elf in der Preti-Bar in der Via Garibaldi. Ich meinte natürlich die Via Sestri, so heißt sie ja heute.«

Die Fußgängerzone von Sestri Ponente: alteingesessene Geschäfte, bei denen meine Mutter schon eingekauft hatte, wie Bagnara, Bruzzo und Guano & Doderò. Tempel des guten Geschmacks, die man damals wie heute mit einer gewissen Ehrfurcht betrat, Reminiszenzen an die gute alte Zeit. Auf dem Kopfsteinpflaster flanierten junge Leute auf der Suche nach dem perfekten Glück. In der Via Sestri gingen die Frauen einkaufen, die Männer diskutierten über

Fußball und Politik. Für die Alten war sie die Via Garibaldi geblieben. Mit diesem klangvollen Namen schmückte sich jetzt die ehemalige Strada Nuova in der Innenstadt Genuas, dort wo sich die prachtvollen Palazzi aneinanderreihen. Wenn die *sestresi*, egal ob jung oder alt, in die Innenstadt gehen, sagen sie auch heute noch: »Wir gehen nach Genua.«

Es war noch eine halbe Stunde Zeit bis zu meiner Verabredung und ich hatte Lust auf einen Spaziergang. Ich stellte die Vespa auf der Piazza Poch ab, die frühere Piazza dei Gattini, und blieb stehen, um einen Blick durch das offene Gittertor auf

die Villa Rossi mit ihren mächtigen Steineichen, den uralten Schirmpinien und den prächtigen Palmen und Magnolien zu werfen. Fasziniert betrachtete ich, wie sie sich im Wind wiegten. Dann ging ich zur restaurierten Fassade der Tabakfabrik hinüber, wo meine Mutter zwanzig Jahre lang als Zigarrendreherin gearbeitet hatte. Das Gebäude war hübsch herausgeputzt, was ihr bestimmt gefallen und Lust gemacht hätte, wieder dort zu arbeiten. Vielleicht als Angestellte oder in der Bibliothek. Ich kehrte zur Piazza zurück, überquerte den Pontinetto und schlenderte dann die Via Sestri entlang in Richtung der Bar, wo Olindo auf mich wartete. Auf

der Straße herrschte reges Treiben. Eine Gruppe Senegalesen hatte Decken auf dem Pflaster ausgebreitet, auf denen sie ihre Waren präsentierten.

Ich war seit Jahren nicht mehr hier gewesen, deshalb hatte ich Mühe, die Straße wiederzuerkennen, die ich in Erinnerung hatte. Auf beiden Seiten drängten sich die postmodernen Konsumtempel, steinerne Zeugen des Konsumterrors unserer Zeit. Getrieben von Expansionsgelüsten und Gewinnstreben waren Individualismus, Intelligenz und Menschlichkeit auf der Strecke geblieben. Handyläden voll von unsinnigem Hightech-Schnickschnack,

Focaccerias, Bio-Drogerien, Eiscafé und Nobelboutiquen. Bankschalter neben Bankschalter, Immobilienmakler und Franchisingfirmen, bei denen der Franchisegeber lediglich die Gewinne einstreicht, aber kein Risiko trägt. In der globalisierten Welt gab es keine weißen Flecken mehr, selbst das »rote« Sestri machte da keine Ausnahme. Den Profiteuren war nichts heilig. Das Sestri der Arbeiter und mein 68er-Sestri waren Vergangenheit. Die Stadt war genetisch mutiert. Für das Überleben zahlte Sestri einen hohen Preis, auch wenn die jungen Leute, denen ich begegnete, sich darum

überhaupt nicht zu kümmern schienen. Zu verführerisch waren die Angebote in den Schaufenstern.

Um elf saßen Olindo und ich an einem Tisch im Freien. Die Jacken hatten wir bis oben zugeknöpft, der Wind blies die kalte Luft aus den Bergen bis ans Meer. Trotzdem hofften wir, dass die Sonne unsere alten Knochen etwas aufwärmen würde. Ich beobachtete die Passanten, die auf der Straße unterwegs waren. Auffällig viele Ausländer waren darunter, vorwiegend Südamerikaner mit dunkler Haut und Mandelaugen. Es war leicht, sie von den anderen Passanten zu unterscheiden, allein wegen der vielen

Kinder, die um sie herumsprangen.

»Du bist mein Gast.« Olindos Ton
duldete keinen Widerspruch.

Ich bestellte einen Martini mit Eis.
Die Kellnerin war um die zwanzig,
dunkler Teint, schwarzes Haar,
ebensolche Augen. Sie wandte sich an
Olindo und fragte: »Und für Sie?«

»Einen Biancoamaro.«

Sie zog fragend die Augenbrauen
hoch. Sie wusste nicht, was er meinte. Er
lächelte sie freundlich an und erklärte:
»Ein Glas Weißwein mit ein wenig
Bitter.«

»Averna oder Santamaria?«

»Nein, einen richtigen Bitter, keinen

Kräuterlikör.«

»Campari?« Sie entspannte sich, und als der alte Mann nickte, fügte sie in professionellem Ton hinzu: »Haben Sie beim Wein einen besonderen Wunsch?«

»Ein Frizzantino passt.« Seine wässrigen Augen folgten ihr wehmütig, als sie in die Bar zurückging.

»Sie ist ein bisschen wie Tilde. Ich erinnere mich noch, als wäre es gestern gewesen. Wir hatten uns in der Bar 900 am Pontinetto getroffen und zwei Biancoamaro bestellt. Sie war entsetzt über meine Pläne. Aber sie war eine Kämpferin und am Ende war sie es, die

die Initiative ergriffen und vorgeschlagen hat, sich an den Deutschen heranzumachen.«

Mein Blick war voller Mitgefühl, was ihm nicht verborgen blieb. Er sagte: »Du siehst aus wie ein geprügelter Hund. Es tut mir wirklich leid.«

»Mein Großvater hat mir den Krieg immer als das Schlimmste geschildert, was man sich vorstellen kann.«

»In der Tat, aber wir hatten etwas, was anderen Menschen fehlt.«

»Und das wäre?«

»Hoffnung. Hoffnung auf ein besseres Leben. Und das war durchaus kein Hirngespinnst. Während wir die Nazis und

ihre Speichellecker bekämpften, die stärkste Armee der Welt, war das am Boden liegende Italien dabei, wieder aufzustehen.«

»Willst du damit sagen, ihr hättet genauso gut am Flussufer sitzen und abwarten können?«

»Im Gegenteil, es war uns eine heilige Pflicht, der Welt zu zeigen, dass hier eine neue Nation entstand. Unsere einzige Chance war der Kampf, und der Preis, den wir zahlen mussten, war, zu töten oder zu sterben. Denn die Nation wurde nicht geboren, um eine Diktatur zu verjagen und durch eine andere zu ersetzen.«

Die Kellnerin brachte den Martini und

den Biancoamaro, dazu eine Auswahl an Nüssen und Kräckern. Während sie alles auf dem blauen Plastiktisch abstellte, konnte Olindo seinen Blick nicht von ihr lassen, voller Bewunderung, aber auch mit einem Hauch Wehmut. »Tatsächlich, wie aus dem Gesicht geschnitten«, bekräftigte er, als sie gegangen war.

»Was war Tilde für ein Mensch?« Ich wollte es noch einmal von ihm wissen.

Er nahm die Brille ab und legte sie neben seinen Biancoamaro, dann wischte er sich über die Augen. Als er mich danach wieder ansah, schienen seine Pupillen noch trüber, als wäre jegliches

Licht erloschen. Er seufzte, sein leerer Blick schien sich im Nebel der Unendlichkeit zu verlieren.

»Was soll ich sagen. Sie war eine großartige, lebensfrohe Frau, nach der schlimmen Enttäuschung aber voller Misstrauen und tief deprimiert. Kein Wunder nach allem, was passiert war. Nach Iolandas Tod verlor sie jede Hoffnung. Obwohl sie sich nur oberflächlich gekannt hatten, hat diese Frau Tildes Leben einen anderen Sinn gegeben.«

»Iolanda war eine Verräterin.«

Er schüttelte den Kopf.

»Iolanda hat immer zu uns gestanden,

uns nie verraten. Nur ein Mensch hat ihr wirklich vertraut: Tilde. Sie konnte sich ihren Tod nie verzeihen.«

»Biscia hat sie erschossen, oder?« Ich musste die Frage stellen.

Er nickte bedächtig, dann umfasste er sein Glas mit beiden Händen, als suchte er Halt.

»Sie war unschuldig. Der Deutsche hatte uns auf eine falsche Fährte gelockt. Wir haben nie herausgefunden, warum. Dieser Mann war uns gegenüber immer ehrlich gewesen, mit seinen Informationen hat er vielen unserer Kameraden das Leben gerettet.«

»Hast du Tilde nicht danach gefragt,

als ihr euch nach der Befreiung
wiedergesehen habt?«

Er nippte an seinem Biancoamaro,
das Glas noch immer in beiden Händen.
Als er es wieder abstellte, schüttelte er
den Kopf. »Niemand hatte die Kraft, diese
Geschichte wieder aufzurollen. Vielleicht
wollte man Tilde schützen, vielleicht auch
sich selbst.«

»Obwohl Iolanda unschuldig war,
wurde sie hingerichtet, noch dazu von der
falschen Seite.«

Olindo nickte. »Wenn man stirbt, gibt
es keine richtige oder falsche Seite. Man
stirbt und Schluss. Aber wer lebt, der

muss sich entscheiden, auf welcher Seite er steht. Und Iolanda hatte sich für die richtige Seite entschieden.«

»Wie es scheint, lassen dich die Argumente der anderen Seite völlig kalt.«

Er zuckte mit den Schultern und schüttelte erneut den Kopf. »Das sind alles Tricks, um die Geschichte heimlich umzuschreiben. Außerdem hatte ich schon immer Schwierigkeiten damit, mich als Sieger zu betrachten.«

Ich wollte zum eigentlichen Thema zurückkehren.

»Hat Tilde nach dem Krieg wieder in der Kantine von Fossati gearbeitet?«

»Ich glaube, allein die Vorstellung

drehte ihr den Magen um.« Inzwischen hatte er die Brille wieder aufgesetzt. »Die wirkliche Verräterin war eine Kollegin aus der Kantine, eine behinderte junge Frau, der Tilde vertraut hatte. Für sie musste Iolanda sterben.«

»Es gibt noch etwas, das ich mir nicht erklären kann«, sagte ich und leerte meinen Martini. »In unserem ersten Gespräch schien Gino Bavastro von all dem nichts zu wissen.«

»Das stimmt. Gino hat die ganze Wahrheit erst sechzig Jahre später erfahren, bei unserem Treffen letzte Woche.« Er lächelte zufrieden. Ein Geheimnis für sich behalten zu können,

war für einen alten Kämpfer immer noch eine heilige Pflicht. Genau wie damals im Keller des Studentenwohnheims, als Verhörspezialisten der Schwarzen Brigaden oder der SS gefangen genommene Partisanen zu Tode folterten, um ihnen die Namen der Kampfgenossen abzutrotzen.

»Aber Professor Hessen hat doch schon vor zwanzig Jahren mit ihm darüber gesprochen«, fuhr ich fort.

»Gino hat Biscia und Tilde erst nach dem Krieg kennengelernt, aber unter anderen Namen.«

Ich horchte auf. »Aber Dria Ratto hat

doch Namen genannt?«

»Dein Klient spielt ein falsches Spiel. Obwohl Dria sehr krank war, hat er eisern geschwiegen. Als Hessen hierherkam, kannte er nur einen Namen, nämlich den, den ihm seine Tante genannt hatte.«

»Tilde?«

»Ja, Tilde!« Seine Faust krachte auf den Tisch und ließ die Gläser klirren.

»Aber wie konnte Hessen dann ...«
Jetzt war ich völlig verwirrt.

»Auf die Namen kommen? Einer von uns muss es ihm gesagt haben, eine andere Erklärung gibt es nicht!«

»Und wer?« Ich war sicher, die Antwort schon zu kennen.

Er verzog den Mund zu einem verbitterten Lächeln und zuckte mit den Schultern. »Was hat das jetzt noch für eine Bedeutung?« Er schloss die Augen und seufzte tief. »Niemand wird ihn dafür erschießen. Wer auch immer es war, derjenige muss das mit seinem eigenen Gewissen ausmachen.« Schweigend betrachtete ich sein von tiefen Furchen durchzogenes Gesicht und die von Arthritis verkrüppelten faltigen Hände. Er starrte mich an, nahm mich offensichtlich aber gar nicht wahr. »Wusste Tilde, dass ihr ein Attentat auf das Kino geplant hattet?«

»Ich habe es ihr gesagt, bevor sie

verschwunden ist.«

»Dann hat sie ihn wissentlich in den Tod geschickt.«

»Das glaube ich nicht. Tilde ist schon vor dem Attentat abgereist. Wie hätte sie voraussehen können, dass Hessen ausgerechnet an diesem Tag ins Kino gehen würde.«

»Sie hätte ihn aber warnen können.«

»Sie musste sich entscheiden: er oder wir. Nachdem sie verschwunden war, hatte der Hauptmann keinen Grund mehr, uns zu schützen. Hätte Tilde geredet, dann wäre die Aktion gescheitert und unsere Kameraden wären erschossen worden.«

Mir kam der Prozessbericht über Engel in den Sinn, der Mann, der für das Gemetzel am Turchino-Pass verantwortlich war. Darin waren auch die Einzelheiten zum Ablauf des Attentats zur Sprache gekommen.

»Der Mann, der die Bombe deponierte, hat eine Wehrmachtsuniform getragen, er war blond und hatte blaue Augen. Das klingt nach Biscia, oder?«

Olindo warf mir ein verschwörerisches Lächeln zu, als ob er diese Frage schon erwartet hätte. Er schüttelte den Kopf und sagte: »Als deutscher Soldat wäre er perfekt gewesen. Wir haben ihn gefragt, aber er hat

abgelehnt.«

»Dann ist er es gar nicht gewesen.«

»Manch einer glaubte, seine Zeit bei der GAP sei an dem Tag zu Ende gegangen, als ihm bewusst wurde, dass er eine Unschuldige erschossen hatte, aber das stimmte nicht. Ich könnte behaupten, er hätte sich innerlich von uns verabschiedet, als wir das Todesurteil gefällt haben, aber das ist nur die halbe Wahrheit und ich bin ein ehrlicher Mann. Biscia hat den Glauben an unsere gemeinsame Sache in dem Moment verloren, als er von Tilde und dem deutschen Offizier erfuhr. Ich trage dafür die volle Verantwortung, das

werde ich mir nie verzeihen. Einige Wochen später kam der unglückselige Tag mit Iolanda. Biscia war ein geborener Widerstandskämpfer, ein präziser Schütze. Auf ihn war jederzeit Verlass. Genauso schnell wie er an einem Einsatzort auftauchte, war er auch wieder verschwunden. Unser Brigadenführer wollte, dass er weiterkämpft, aber er flüchtete in die Berge. Er nahm einen neuen Namen an. Der Name Biscia war zusammen mit Iolanda gestorben.«

Einige Minuten lang herrschte tiefes Schweigen, wir genossen die Sonne und beobachteten die Leute, die auf der Via Sestri unterwegs waren. Ich nahm die

Pfeife aus der Jackentasche, stopfte sie und zündete sie an. Fast fürsorglich umfing mich der Blick seiner großen trüben Augen, er schien nach den richtigen Worten zu suchen. Als ob nicht ich, sondern der junge Biscia vor ihm sitzen würde. Jetzt war der Zeitpunkt gekommen. Ich wollte ihn wissen lassen, was ich wusste. In wenigen Sätzen schilderte ich ihm meinen Besuch bei Gino.

Olindo wurde blass, er straffte sich und leerte sein Glas. Regungslos verharrte er einige Minuten. Als er sich wieder gefangen hatte, wischte er sich mit dem Handrücken über die Lippen und fragte: »Was wirst du tun, jetzt, wo du die

Wahrheit kennst?«

Ich spürte die Wärme in seiner Stimme, er klang fast wie ein besorgter Vater. Er hatte genug gelitten, und so gab ich ihm eine Antwort, die ihn beruhigen würde. Das hatte er verdient. Wie ich die Geschichte für mich abschließen würde, das mussten die kommenden Tage zeigen.

»Was ich immer nach Klärung eines Falls mache: Ich werde meinen Auftraggeber anrufen und mein Honorar einfordern.«

Das Erbe

Der uniformierte Polizist wirkte wie ein Schläger. Um die vierzig, muskulöser Körperbau, deformiertes Gesicht. Die Stiefel glänzten, die Mütze war tief ins Gesicht gezogen, Schlagstock und Pistole waren einsatzbereit. Die meiste Zeit verbrachte er damit, auf die Uhr zu schauen. Er schob den Ärmel der Jacke zurück und entblößte eine protzige Taucheruhr, die mindestens ein halbes Kilo wiegen musste. Schon auf den ersten Blick war klar, dass ihm dieser Job

keinen Spaß machte und er lieber woanders wäre. Die Beine übereinandergeschlagen, saß er da und stierte mich mit einer Mischung aus Verachtung und Misstrauen an. In seinem Gesicht war unschwer zu erkennen, was er von mir hielt. Wenn die Frau, die er zu bewachen hatte, eine Hure von der Elfenbeinküste war, dann konnte der Mann, der im Flur vor ihrem Zimmer wartete, nur ihr Zuhälter sein.

Auch ich sah auf die Uhr. Halb elf. Professor Hessen kam zu spät. Nach Olindos Offenbarung hatten wir am vergangenen Samstagnachmittag miteinander telefoniert. Ich hatte ihm

eröffnet, der Fall sei abgeschlossen, ich hätte seinen Bruder gefunden. Er hatte sich auch nach meiner Freundin erkundigt und mir dann versichert, er würde am Mittwoch in Genua eintreffen. Wir hatten uns für zehn Uhr verabredet, genau dort, wo wir uns zwei Wochen zuvor kennengelernt hatten.

Ich sah ihn um die Ecke hasten. Fürchtete er, zu seinem Triumph zu spät zu kommen? Der elegante Kamelhaarmantel schlotterte bei jedem Schritt, er wirkte noch ausgezehrter, als ich ihn in Erinnerung hatte. Wie beim letzten Mal hielt er seinen Filzhut in den Händen. Hing das mit dem Ort des Treffens zusammen?

War ein Krankenhaus in den Augen eines Kranken eine sakrale Stätte, an der man den Hut absetzen muss?

Als der wachhabende Polizist ihn sah, geriet er in Unruhe. Er wollte gerade nach der Beretta greifen, aber ich hielt ihn zurück: »Ganz ruhig, ich bin Privatdetektiv und das ist mein Mandant.«

Ich reichte ihm eine Kopie meiner Lizenz, aber er wusste nicht so recht, was er damit anfangen sollte. Schließlich gab er sie mir zurück und befahl, mich von der Tür zur Intensivstation zurückzuziehen. Schließlich hatte er das Sagen. Ich setzte mich ans Ende des Ganges und Hessen

nahm neben mir Platz, genau wie beim ersten Mal.

»*Buongiorno, Signor Pagano*«, begrüßte er mich. Das ironische Lächeln in seinem von der Krankheit gezeichneten Gesicht war nicht zu übersehen. Seine Haut hatte sich gelblich verfärbt, das Atmen fiel ihm offenkundig schwer.

»*Buongiorno, Professore*. Ich nehme an, Sie wollen wissen, was aus Ihrer Inszenierung geworden ist.«

Er nickte.

»Ich bin gekommen, um den letzten Triumph meines Lebens auszukosten. Sie haben meinen Bruder also gefunden.« Ich sah ihn von der Seite an und nickte. »Von

einem Ermittler mit Ihrem Renommee hätte ich eine schnellere Aufklärung erwartet.«

»Ich hatte anderes im Kopf.«

»Stimmt, Ihre Freundin. Haben die Ärzte schon eine Prognose gewagt?«

»Was ist mit Ihrer?«

»Die Ärzte haben mich schon lange abgeschrieben. Diese Stümper hatten mich bereits vor zwanzig Jahren aufgegeben. Ich bin dann nach Amerika gegangen, dort haben sie mich operiert und um mein Vermögen erleichtert. Wie Sie sehen, lebe ich immer noch. Jetzt bin ich bereit abzutreten.«

»Was wollen Sie wissen?«,

unterbrach ich ihn. Bald würde sich die Tür öffnen und die Ärzte würden den täglichen Bericht über Jasmynes Gesundheitszustand verkünden.

»Wie es scheint, kennen Sie die Wahrheit«, sagte er unvermittelt.

»Das kann man noch nicht endgültig sagen. Diese Geschichte hat alte Wunden wieder aufbrechen lassen, Dinge, die ich mir bis heute nicht erklären konnte.«

»Dann müssten Sie mir doch eigentlich dankbar sein, *Herr Pagano*.«

»Lassen Sie mich doch bitte selbst entscheiden, wem ich Dankbarkeit schulde.«

»Ich hoffe, es macht Ihnen nichts, aber ich habe Informationen über Ihre *Freundin* eingeholt.«

»Jasmine?«

»Sie ist eine afrikanische Prostituierte.«

Ich ballte meine Fäuste, auch wenn ich meine Hand nie gegen einen Todkranken erheben würde.

»Wer hat Ihnen das erzählt?«, brauste ich auf. Mein Verdacht fiel sofort auf den Arzt, der mich vor einigen Tagen aus Jasmynes Zimmer geworfen hatte.

»Warum regen Sie sich so auf? Ich habe die Zeitungen gelesen und im Lokalteil wurde über die Angelegenheit

berichtet. Auch Ihr Name wurde genannt.«

Seit wann hatte ich keine Zeitung mehr aufgeschlagen? Die Sache mit Jasmine hatte mich aus der Spur geworfen und mich in einem Sumpf aus Einsamkeit versinken lassen. Am schlimmsten war die totale Abschottung von den wichtigsten Menschen in meinem Leben. Meine Tochter hatte ich seit Wochen nicht gesehen, wir hatten noch nicht einmal miteinander telefoniert. Sie hatte mir auf die Mailbox gesprochen, aber ich hatte nicht zurückgerufen. Danach kam nichts mehr von ihr. Aglaja war nachtragend, genau wie ihre Mutter. Auch meine

Freunde Gina Aliprandi und der »Capitano« waren aus meinem Leben verschwunden. Sorgen würden sich die beiden keine machen, Essam und Zainab hatten sie bestimmt informiert, dass es mich noch gab. Aber gemeldet hatte sich niemand.

»Meiner Meinung nach wiegt der Tod einer afrikanischen Prostituierten genauso schwer wie der Tod eines deutschen Professors.«

Er versuchte krampfhaft zu lächeln, was allerdings gründlich missriet. »Wie ich Sie einschätze, wird Ihre Zuneigung zu dieser Frau jetzt noch stärker werden.«

»Wissen Sie, was ich denke,

Professore? Es war nicht allein der Krebs, der Sie zerfressen hat. Der in all diesen Jahren aufgestaute Hass war viel schlimmer ...«

»Sie haben recht, *Signor* Pagano, der Hass hat meine Seele zerstört. Aber wie wäre es Ihnen an meiner Stelle gegangen? Mein Vater hat wegen dieser Frau sein Vaterland verraten. Er hat wegen dieser Frau seine Schwester gebeten, ihre Heimat zu verlassen, um sich um sie und ihren Sohn zu kümmern und sie ...«, er hatte Mühe, sich zu beherrschen, »schickt ihn zum Dank in dieses verfluchte Kino.«

Die blassblauen Augen in seinem erdfarbenen Gesicht verrieten

ohnmächtige Wut, aus seinem Mund hing ein Speichelfaden. Seine zitternden Hände umklammerten den auf dem Schoß liegenden Filzhut.

»Ich kann Sie gut verstehen, das tut weh. Aber Sie irren sich.«

»Sie wollen mir doch nicht erzählen ...«

»Woher wissen Sie eigentlich, dass Tilde über dieses Attentat informiert war?«

Nur mit großer Mühe gelang es ihm, ruhig zu bleiben. Lange würde er dieses Gespräch nicht weiterführen können. Er starrte auf den Hut, den er hin und her

drehte, als ob der weiche Stoff ihm die nötige Energie spenden könnte, um sich zu beherrschen.

»Meine Tante beschrieb das Verhalten meiner Mutter am Gardasee als kühl und distanziert. Sie schien ihre Umgebung gar nicht wahrzunehmen, vielleicht dachte sie an den Partisanen, mit dem sie verlobt war. Als die Nachricht vom Tod meines Vaters kam, hat sie nicht eine Träne vergossen. Sie zeigte weder Schmerz noch Verwirrung, sie schien auch nicht überrascht. Meine Tante meinte, die Nachricht sei wie eine Befreiung für sie gewesen. Nach der Geburt wollte sie mich nicht mehr sehen,

sie wollte nur eines: nach Genua zurückkehren. Das war natürlich nicht möglich, deshalb nahm sie eine Stelle in der Nähe von Brescia an. Meine Tante nahm mich dann mit nach Köln.«

»Warum wurde sie nicht deportiert?«

»Mein Vater hat noch vor seinem Tod dafür gesorgt, dass eine mögliche Verbannung verhindert wird. Er hat sie geliebt, verstehen Sie?«

Ich erwartete, dass er jetzt zu weinen beginnen würde, doch derartige Gefühle waren ihm fremd. Seinen Schmerz mit Tränen auszudrücken, dazu war er nicht imstande. Aber es war offenkundig, dass es ihn innerlich zerriss, und einen

Augenblick lang vergaß ich, wie übel er mir mitgespielt hatte. Ich hatte ein Trostpflaster für ihn in petto, eine Information, die er bestimmt nicht kannte.

»Tilde konnte nicht wissen, dass Hauptmann Hessen am 15. Mai ins Kino gehen würde.«

»Haben Sie das von den alten Partisanen?«

»Ja, und sie sind davon überzeugt.«

»Und ich soll denen glauben?«

»Einem der Kameraden haben Sie doch auch geglaubt, als er Ihnen den Namen Ihrer Mutter verraten hat.«

Hessen warf mir einen schiefen Blick

zu, überrascht und misstrauisch zugleich.

»Er hat die Wahrheit gesagt.«

»Wären Sie bereit mir zu sagen, wer es war?«

»Warum nicht? Es war Lanza. Ich habe nie verstanden, warum gerade er das Schweigen gebrochen hat. Vielleicht war er selbst in sie verliebt und hat nie verwunden, dass sie einen anderen geheiratet hat.«

»Vielleicht.«

»Sie dagegen, *Signor Pagano*«, sagte er nach einer Pause, »sind ein unverschämter Lügner.«

»Sie können es glauben oder nicht.

Jedenfalls ist Tilde einige Tage vor dem

Attentat verschwunden. Ich denke, dass sie und der Hauptmann Besseres zu tun hatten, als sich über das Kino zu unterhalten.«

Er drückte den Filzhut an die Brust, wie ein kleines Kind seinen Teddybär.

»Aber sie wusste von den Attentatsplänen.«

Ich musste mich jetzt entscheiden. Sollte ich ihn belügen? Ihm irgendetwas erzählen, was niemals bewiesen oder widerlegt werden konnte?

»Es wird Ihnen wahrscheinlich nicht gefallen, aber ich muss es Ihnen sagen: Ihr Vater hat den Partisanen wertvolle Informationen geliefert. Sie wollten seinen

Tod nicht.«

»Und Iolanda? Kennen Sie etwa nicht die Geschichte der vermeintlichen Verräterin, die mein Vater ans Messer geliefert hat?«

»Die kenne ich. Ich weiß auch, dass Dria Ratto mit Ihnen darüber gesprochen hat. Ich glaube, Ihr Vater hat eine falsche Fährte gelegt, um sich und Tilde zu schützen.«

»Was wollen Sie damit andeuten?« Er war jetzt auf die ganze Wahrheit aus.

»Wenn er den Namen der wirklichen Verräterin preisgegeben hätte, dann hätte er die Gestapo am Hals gehabt.«

Seine wässrigen Augen ruhten lange auf mir. Spiegelbild seiner inneren Zerrissenheit, wie dunkle Wolken am türkisfarbenen Himmel. Ausdruck von Trauer, Hass und sogar Bedauern. Er seufzte tief und schaute auf den Hut, der durch das ständige Kneten seine Fassung eingebüßt hatte. Ich brauchte kein Prophet zu sein, um zu wissen, welche Frage er jetzt stellen würde: »Aber wusste sie von diesem Attentat?«

Ich zuckte mit den Schultern. »Das glaube ich nicht. Manche Dinge bleiben bis zum letzten Moment geheim.«

»Das überzeugt mich nicht«, erwiderte er. Ein Zittern lief über seinen

Körper: »Hat Ihnen *Signor* Grandi nicht gesagt, dass diese Frau Tildes Freundin war?«

»Doch, natürlich.«

»Wäre das nicht ein gutes Motiv gewesen ...«

Er verlor sich in dem sorgfältig zusammengefügt Bild, das er sich von der Vergangenheit gemacht hatte. Zwanzig Jahre lang hatte sich diese fixe Idee tief in ihm eingebrannt, hatte ihm keine Ruhe gelassen. Er tat mir leid. Er hatte um die Wahrheit gebettelt und jetzt würde er seine Rache nicht mehr auskosten können. Am meisten schmerzte ihn der Gedanke,

seine Mutter könnte unschuldig sein.

»Aber warum hat sie ihm nicht davon erzählt, bevor sie gegangen ist?«

»Die Antwort haben Sie doch selbst gegeben, erinnern Sie sich nicht?«

»Ich?«

»Vor einigen Tagen, am Telefon. Sie haben gesagt, der Krieg sei eine ernste Sache.«

»Ja, das stimmt. Der Krieg ist eine ernste Sache.«

Plötzlich nahm seine Stimme einen anderen Ton an. »Ich denke, Sie wollen etwas über die Erbschaft wissen«, sagte er fast heiter.

Ich versuchte zu lächeln, heraus kam

nur eine müde Grimasse. »Es gibt keine Erbschaft, Herr Hessen.«

»Sie haben recht«, sagte er, während er versuchte, seinem Hut wieder eine Form zu geben, »von meinem Vermögen ist kaum etwas geblieben, außer einigen Wertpapieren und einer Villa in der Kölner Innenstadt.«

»Es gibt da noch einen Scheck über vierzigtausend Euro plus Spesen.«

»Sicher, das war Ihr Pfand. Haben Sie sich also entschieden, ihn anzunehmen?«

»Ich weiß es nicht«, erwiderte ich. Und so war es auch.

In diesem Augenblick öffnete sich die

Tür. Der Chefarzt und ein Assistent traten heraus. Der Polizist sprang auf. Ich bat den Professor, mich kurz zu entschuldigen und eilte durch den Gang auf sie zu. Der Polizist musterte mich finster, doch als er sah, dass die Ärzte sich auch an mich wandten, entschloss er sich, seinen Widerstand aufzugeben. Das erste Mal in all diesen Tagen sah ich sie lächeln.

»Gute Nachrichten«, sagte der Chefarzt, »die Patientin ist aus dem Koma erwacht und wir können jetzt eine Prognose wagen.«

»Sie wird also überleben?« Meine Angst war mit Händen zu greifen.

Das Lächeln verstärkte sich. »Nicht nur das, sie wird fast wieder so sein wie zuvor. Die kritische Phase ist überstanden.«

»Fast wie zuvor?«

»Die Rehabilitation wird lange dauern. Sie braucht viel Geduld.«

»Kann ich sie sehen?«

»Wenn Sie ein Stündchen warten können, gerne.« Der Assistenzarzt klopfte mir auf die Schulter.

»Und jetzt, wenn Sie erlauben ...«, der Chefarzt wandte sich zum Gehen. Der Polizist grunzte etwas, es klang wie ein Dankeschön. Dann schloss sich die Tür.

Jasmine hatte es geschafft! In diesem

Augenblick hätte ich die ganze Welt umarmen können, selbst den uniformierten Rambo, der diesen Glücksmoment mit mir teilte. Er nahm das Handy heraus, um Bericht zu erstatten.

»Verständigen Sie Vicequestore Pertusiello?«

Er antwortete nicht, bedachte mich lediglich mit einem genervten Blick. Er hatte die Nase voll.

»Wenn Sie ihn anrufen, dann sagen Sie ihm doch, dass ich die Frau in etwa einer Stunde besuchen werde.«

Wieder keine richtige Antwort, zumindest konnte ich seine Laute nicht

verstehen. Er streifte den Ärmel seiner Uniformjacke etwas zurück, um einen Blick auf die Uhr zu werfen.

Ich drehte mich zu Hessen um, der dieses Mal auf seinem Stuhl sitzen geblieben war. Er beobachtete mich, als ich glückstrahlend zu ihm zurückging.

»Alles gut verlaufen, so scheint es.«
In seiner Stimme lag ein Ton, den ich nicht einordnen konnte. War es Bedauern? Ich war nicht sicher.

»Sie ist über den Berg.«

»Oh, das freut mich für sie.« Ob sich das »sie« auf Jasmine bezog? Oder galt es mir?

Ich setzte mich zu ihm und suchte

vergeblich seinen Blick. Er hatte den Hut aus der Hand gelegt und starrte gegen die weiße Krankenhauswand. Was mochte in ihm vorgehen? Liefen in seinem Kopf die gleichen bizarren Gedankenspiele ab wie bei mir?

»Als ich hier ankam, wollte ich nichts als Rache. Und jetzt weiß ich nicht, was ich mit ihr anfangen soll.«

Ich bemühte mich, seinen Gedankengängen zu folgen, obwohl die Worte der Ärzte noch in meinen Ohren nachhallten und meine Gefühle so gar nichts mehr mit Professor Hessen zu tun hatten.

»Ich denke, ich werde den Scheck

nicht zerreißen.« Ich zeigte auf die Tür zur Intensivstation. »Das Geld wird ihr helfen, sich ein neues Leben aufzubauen.«

»Das freut mich für sie.« Dieses Mal war das »sie« nicht doppeldeutig. »Ich bin hierhergekommen, weil ich mich rächen wollte. Rache für den Tod meines Vaters, den diese Frau zu verantworten hat. Und zwar stellvertretend an ihrem Sohn, indem ich dafür Sorge, dass er der bitteren Wahrheit über seine Mutter ins Gesicht sehen muss.«

»Über unsere Mutter«, korrigierte ich ihn.

»Ja, über unsere Mutter.« Er starrte

auf seine Hände, die erneut begonnen hatten, den Hut zu kneten.

Bleierne Müdigkeit zog mich wie ein Strudel in eine unendliche Tiefe, aus der es kein Entrinnen mehr gab. Der Gedanke an seinen nahen Tod war unerträglich. Würden wir noch Gelegenheit haben, uns auszusprechen, bei einer Pfeife und einer Flasche Lagavulin Erinnerungen auszutauschen? Denn auch wenn der Krieg einen tiefen Graben zwischen uns gezogen hatte, hatten Kurt Hessen und ich doch etwas gemeinsam: die Mutter.

Sein Vater war Hauptmann der deutschen Wehrmacht und meiner ein kommunistischer Arbeiter, der unter dem

Namen Biscia in der Gruppe von Comandante Olindo Grandi im Widerstand gekämpft hatte. Aber beide wurden wir von ein und derselben Frau geboren. Sie hieß Annamaria Clotilde Canepa, eine Frau mit rabenschwarzen Haaren und ebensolchen Augen, eine Frau, der ihre Schönheit kein Glück gebracht, sondern für immer die Lebensfreude geraubt hatte.

Das war das Erbe, das mir mein Halbbruder um jeden Preis hinterlassen wollte.

Die mutige Kurierin der Partisanen, die seit ihrer Kindheit von jedermann Tilde genannt worden war, war meine

Mutter.

Zwei Frauen

Der junge Arzt folgte mir zu Jasmines Krankenzimmer. Ich fühlte seine Fingerspitzen auf meinem Arm, seine Berührung war so zart, dass sie mich irritierte. Er war mein Schatten, ein klebriges Insekt, das ich nicht loswurde. In der Hoffnung, dass er mich im Zimmer mit Jasmine allein lassen würde, ließ ich ihn gewähren.

»Kann sie sprechen?«, fragte ich.

»Natürlich.«

Er öffnete die Tür und schob mich ins

Zimmer. Er blieb auf der Schwelle stehen und sah mich von der Seite an. »Ich gebe Ihnen zehn Minuten. Die Patientin darf sich nicht überanstrengen.« Dann schloss er die Tür hinter sich und war verschwunden. Im Zimmer roch es durchdringend nach Medizin, was mir bei früheren Besuchen gar nicht aufgefallen war.

Durch die breite Fensterfront drang gleißend helles Licht, das direkt auf Jasmines Gesicht fiel. Sie hatte die Augen geöffnet und sah mich an. Auf dem durch die Mittagssonne noch heller erscheinenden weißen Laken wirkten ihre abgemagerten Arme noch dunkler als

sonst. Man hatte ihr zwei Kopfkissen in den Rücken gestopft, damit ihr Oberkörper etwas höher liegen konnte. Sie sah mich erwartungsvoll an, als ahnte sie, was jetzt kam.

Ich griff nach einem Stuhl und setzte mich neben ihr Bett.

»Hallo, Jasmine«, flüsterte ich.

Als Antwort schloss sie kurz die Augen, um ihren Mund erschien ein Lächeln. Sie hatte mich erkannt.

»Das Schlimmste ist überstanden. Die Ärzte sagen, du wirst wieder ganz gesund.«

Ihr Lächeln vertiefte sich, sie öffnete die Lippen, sodass ich ihre schneeweißen

Zähne sehen konnte. Sie wirkte glücklich und zufrieden, wie ein Kind, das nach einem aufregenden Abenteuer wieder in den Armen seiner Eltern liegt. Sie war Waise und hatte weder Vater noch Mutter, die sie trösten konnten. Aber sie hatte es aus eigener Kraft geschafft, die Krise zu überwinden und dem Tod von der Schippe zu springen.

»Ich habe gerade einen seltsamen Auftrag abgeschlossen und in meiner Tasche steckt ein Scheck über vierzigtausend Euro. Mit dem Geld kannst du noch mal von vorne anfangen. Alles wird gut.«

Sie lächelte erneut. Das Sprechen fiel ihr offensichtlich schwer, denn sie schwieg noch immer.

Ich legte meine Hand auf die ihre, ganz zart, genau wie der junge Arzt vorhin. Jasmine ließ den Blick nach unten auf unsere Hände wandern, dann sah sie mich an. In ihren strahlenden dunklen Augen erkannte ich Dankbarkeit, Zuneigung, aber auch ungläubiges Staunen.

»Wirklich eine ganz verrückte Geschichte, soll ich dir davon erzählen?«

Als Bestätigung schloss sie wieder kurz die Augen, den Kopf konnte sie wegen der straffen Verbände kaum bewegen.

»Ein deutscher Professor hatte mich beauftragt, seinen Bruder zu suchen. Sein Vater war Hauptmann bei der deutschen Wehrmacht und wurde während des Krieges bei einem Attentat umgebracht. Er hatte eine Beziehung zu einer jungen italienischen Partisanin, die von ihm schwanger wurde. Nach der Entbindung gab sie das Kind an die Schwester des Hauptmanns, die in Köln wohnte. Dort wuchs mein Klient auch auf. Nach der Befreiung Italiens heiratete seine Mutter ihren Verlobten, der im Krieg bei den Partisanen gekämpft hatte. Aus dieser Ehe stammt ein zweiter Sohn. Der Deutsche

bot mir vierzigtausend Euro an, sollte ich seinen Halbbruder finden.«

»Und du?«, presste sie mit äußerster Mühe heraus.

»Ich habe meinen Job gemacht und ihn aufgespürt.«

»Wie immer.« Sie lächelte wieder, dieses Mal mit einem Hauch Ironie.

Ihre Stimme war matt, die Worte kamen schleppend, doch ihr französischer Akzent war selbst jetzt unverkennbar.

Sie hatte Durst. Auf dem Nachttisch standen eine Flasche Wasser und ein Glas. Ich goss etwas Wasser ein und hielt das Glas vorsichtig an ihre Lippen. Sie nippte ein wenig und machte mir dann ein

Zeichen, dass es genug war. Während ich ihr mit einem Tuch die Lippen und das Kinn trocken tupfte, fragte sie: »Warum hat er ihn gesucht, nach so langer Zeit?«

»Er wollte seinen Vater rächen. Für ihn war es eine Frage der Ehre, seinen Halbbruder dafür büßen zu lassen. Er hat nicht mehr viel Zeit, er ist ein todkranker Mann.« Ich hielt einen Augenblick inne, dann fuhr ich fort: »Aber ich denke, er sieht die Dinge jetzt in einem anderen Licht. Ich übrigens auch. Als er wieder nach Deutschland abgereist ist, schien er völlig verunsichert. Ich habe den Eindruck, er ist jetzt nicht mehr wütend, sondern bereut, was er getan hat.«

Sie sah mich besorgt an. »Und du?«

»Ich?«

»Wie geht es dir?«

»Gut. Warum fragst du?« Ich klang

wenig überzeugend.

»Weil du jetzt weißt, dass du einen Bruder hast«, sagte sie unvermittelt.

Mir verschlug es die Sprache.

»Wie ...?«

Mühsam versuchte sie zu erklären:

»Erstens hast du von einem seltsamen Fall gesprochen. Außerdem sind vierzigtausend Euro dafür zu viel. Bei Preisen kenne ich mich aus.«

»So einfach ist das?« Meine

anfängliche Irritation wich der Belustigung.

»Bacci, du müsstest dein Gesicht sehen.« Ihr Lächeln war voller Zärtlichkeit.

Dann schloss sie die Augen und seufzte tief. Der Arzt hatte recht, das Sprechen strengte sie an. Eine Weile saßen wir still beieinander.

Dann brach sie das Schweigen: »Wie war der Name?«

»Des Deutschen?«

»Der Name deiner Mutter.«

»Tilde.«

Meine spontane Antwort überraschte mich selbst. Bis heute war sie für mich

immer Anna gewesen.

»War sie auch eine ...«, sie suchte nach Worten.

»Prostituierte?«

Sie zuckte zusammen, meine Antwort hatte sie irritiert. »Nein, eine wie dein Vater«, beeilte sie sich zu sagen.

»Eine Partisanin?«

Sie schlug erneut die Augen nieder und griff nach meiner Hand. Ich ließ es zu: »Ja, sie war eine Kurierin und hat Nachrichten an die Partisanen überbracht. Sie wurde von den Nazis verhaftet, dabei hat sie den deutschen Hauptmann kennengelernt.«

»Ich weiß wenig von dieser Zeit.

Aber ich weiß, wer die Nazis waren. Die Partisanen müssen wohl ihre Feinde gewesen sein.«

Ich nickte, obwohl mir nicht klar war, worauf sie hinauswollte.

»Auch bei uns herrscht Krieg, aber der ist anders.« Das Atmen fiel ihr schwer. Ich wollte sie unterbrechen, aber sie sprach weiter. »Es ist schwer, zu entscheiden, welche Seite die richtige ist.«

»Für die Partisanen nicht. Sie kämpften für die Befreiung Italiens.«

»Dann hat sie es nicht nur gemacht, um zu überleben.«

»Ich denke nicht«, antwortete ich, aber die Zweifel blieben. Eine abschließende Antwort würde ich wohl nie finden. »Warum sagst du das?«, fragte ich.

»Einfach so.« Ihr Lächeln war bitter. Dann drückte sie meine Hand. »Basci, mach nicht so ein Gesicht. Du bist ein glücklicher Mann, dein Vater und deine Mutter haben dir etwas hinterlassen.«

In diesem Moment öffnete sich die Tür und der Arzt kam herein. Er brauchte nichts zu sagen.

Unsere Zeit war zu Ende, aber es war ein Abschied voller Hoffnung. Für Verzweiflung gab es keinen Grund: Das

Leben würde seinen Gang gehen, es würde nicht an Gelegenheiten fehlen, unsere Wunden zu heilen. Auf unsere Art und Weise und im Rahmen unserer Möglichkeiten.

Auf Wiedersehen, Fräulein

Genua, 12. Mai 1944

Der schwarze Wagen parkte im Garten,
direkt vor dem Ausgang zur Villa.
Inzwischen war er ein Teil ihres Lebens
geworden. Der herbe Geruch der
rauchgetränkten Ledersitze, der satte
Klang des Motors beim Zurückschalten
vor der Einmündung in die Via Sant'
Alberto, die kraftvolle Beschleunigung
und das angenehme Schaukeln, das sie in

den Schlaf wiegte wie eine Mutter ihr Kind. Der Koffer war bereits im Auto verstaut, Sommerkleider für sie und eine komplette Erstausrüstung für das Kind, das sie unter dem Herzen trug. Sergente Walden, der aufmerksame und ergebene Diener seines Herrn, hatte alles bis ins letzte Detail vorbereitet, jetzt musste er sich nur noch um sein eigenes Gepäck kümmern, dann konnte es losgehen.

Ein leichter Dunst verschleierte den blassblauen Himmel, aber die Morgensonne schaffte es trotzdem, das frische Grün der Platanen und Rosskastanien zum Leuchten zu bringen. Eine sanfte Brise strich durch die Zweige

der alten Bäume und ließ die Blätter leicht erzittern.

Hessen saß auf dem Bett. Elastische Hosenträger sorgten für den perfekten Sitz seiner Uniformhosen. Das Hemd war wie immer makellos weiß, die Stiefel blank gewienert. Er war nervös und ließ die Füße auf dem Parkettboden hin und her wandern. Tilde hatte sich von ihm abgewandt und stand mit verschränkten Armen am Fenster. Ihre Augen klebten förmlich an dem Wagen, der sie weit wegbringen würde, an den unbekannten Ort, wo Greta und ihr Mann schon auf sie warteten.

Im Gegenlicht ließen sich unter dem

hauchzarten Stoff des türkisfarbenen Kleides ihre tief gebräunten langen Beine errahnen. Sie rieb die flachen Absätze ihrer blauen Spangenschuhe unaufhörlich gegeneinander, als wollte sie sie abstreifen und dem Mann zurückgeben, der sie ihr geschenkt hatte. Die flackernden Augen Hessens ruhten auf ihren langen schwarzen Haaren, die ihr in Wellen über den Rücken flossen.

Die gespannte Stille war kaum auszuhalten. Tilde hatte ihn bei ihrer Ankunft sehr kühl begrüßt und direkten Blickkontakt vermieden. Das Leuchten in ihren Augen war ihm gleichwohl nicht

entgangen. Aber es war nicht der kämpferische Blick, den sie ihm zuwarf, wenn sie ihn als Feigling beschimpfte. Und noch weniger die ungezügelte Wildheit, mit der sie ihn provozierte und erregte, bis er sich nicht mehr beherrschen konnte. In ihrem Blick lagen abgrundtiefer Hass und Verachtung, in einer Intensität, die man mit Worten nicht beschreiben konnte. Selbst die Flucht in die Einsamkeit würde das in ihr lodernde Feuer nicht löschen und Hessen wusste genau, warum.

Man hatte den Hauptmann informiert, dass Maestri in der Gewalt der Partisanen war und dass man Dolores exekutiert hatte. Im grellen Sonnenlicht, das durch

das geöffnete Fenster ins Zimmer flutete, hatte er das Gefühl, als könnte man durch ihn hindurchsehen.

Tilde hatte die Lippen fest zusammengepresst. Dann brach sie das eisige Schweigen. Ihre Worte schienen tief aus ihrem Inneren emporzusteigen.

»Sag mir nur eines: warum?«

Er wusste, dass er jetzt Farbe bekennen musste. »Kannst du dir das nicht selbst erklären?«

»Vielleicht. Aber ich will es aus deinem Mund hören.«

»Wenn ich dir damals die Wahrheit gesagt hätte, wären wir am nächsten Tag beide erschossen worden. Maestri hatte

Major Engel von unserem Verhältnis berichtet. Ein gefundenes Fressen für die SS, wenn ich in die Falle getappt wäre.«

Tilde fuhr herum, die Fäuste geballt, den Kopf angriffslustig nach vorne geschoben. »Warum hast du nicht gesagt, du kennst ihren Namen nicht?«

Sie fixierte ihn wie ein waidwundes Tier, entschlossen, bis zum Ende zu kämpfen. Sie tat es nicht für sich, ihre Gedanken waren bei Iolanda. Ihr Bauch krampfte sich zusammen. Würde sie jemals wieder Frieden finden? Es gab keine andere Lösung: Hessen musste sterben. Vielleicht könnte sein Tod die

Schmerzen lindern, die das Leben zu vernichten drohten, das in ihr heranwuchs.

Hessen blieb bei seiner Linie, er versuchte zu lächeln und steckte sich eine Zigarette an. »Hättest du mir geglaubt, *Fräulein?*«

»Nein.«

»Also?« Er sah sich suchend um. Wo war das verdammte Feuerzeug? Seine zur Schau gestellte Souveränität war in Tildes Augen pure Arroganz, die Arroganz der Macht.

»Also was?«

»Wäre es dir lieber gewesen, wenn dieses Schwein dich in das Studentenwohnheim geschleppt,

vergewaltigt und gefoltert hätte, damit du deine Kameraden verrätst, einen nach dem anderen, bevor man dich umbringt?«

»Du wirst es mir vielleicht nicht glauben, aber genau so ist es, *Herr Hauptmann.*«

»Hier und jetzt lässt sich das leicht sagen, Tilde.«

Sie ging auf ihn zu, während er noch immer das Feuerzeug suchte, die Zigarette lässig zwischen den Lippen. Sein provokantes Lächeln trieb sie zur Weißglut.

»Im Gegenteil, du Feigling. Jetzt ist alles viel schwieriger. Warum hast du mir das nicht gesagt? Glaubst du, ich hätte

dich nicht verstanden?«

»Natürlich hättest du das. Aber deine Regeln in diesem Spiel waren andere. Du wolltest unbedingt einen Namen, koste es, was es wolle.« Die Ironie in seinem Lächeln kannte sie, so grinste er, wenn er betrunken war.

Angeekelt verzog sie den Mund: »Ich werde nicht das Kind eines Mörders großziehen.«

»Ist es für diese Entscheidung nicht schon zu spät?«

»Das glaube ich nicht.« Sie fasste sich an den Bauch. »Ich bringe diesen Bastard zur Welt, dann wird sich deine

Greta um ihn kümmern. Was ihr mit mir macht, ist mir egal. Deportiert mich ruhig nach Deutschland, so wie ihr es meiner Familie weismachen wollt.«

»Du weißt doch nicht, was du sagst.«
Er schüttelte den Kopf.

»Was sage ich denn?« Sie brach in höhnisches Gelächter aus, Abbild ihrer düsteren Gedanken. »Ich habe immer das gesagt, was du mir eingeredet hast, und damit habe ich einen unschuldigen Menschen zum Tode verurteilt.«

»Jetzt ist aber Schluss!« Die Zigarette fiel ihm aus dem Mund, aber das war ihm egal. Er stand auf, ging auf Tilde zu und wollte sie packen. Sie wich zurück.

»Fass mich nicht an!«, schrie sie.

Als er ihre dumpfe Verzweiflung erkannte, änderte er den Ton. »Es tut mir leid für deine Freundin, aber ich hatte keine andere Wahl.«

»Dir ging es doch nur um den Sex mit mir, dafür war dir jedes Mittel recht.«

»Du weißt, dass das nicht stimmt.«

»Dieses Geschwätz über den Krieg, der die jungen Menschen sinnlos sterben lässt, alles nur ein Trick, um mich rumzukriegen.«

»Und was ist mit denen, die ich gerettet habe?«, verteidigte er sich. »Hast du die etwa vergessen? Dein Comandante hat dich bestimmt nicht ohne Grund auf

einen feindlichen Offizier angesetzt.«

»Nicht alle, Hessen«, fiel sie ihm ins Wort, »du hast sie nicht alle gerettet.«

»Was meinst du damit?«

»Bei der Jagd auf Maestri wurde ein junger Student getötet.«

Hessen fuchtelte mit den Händen durch die Luft. Er war verwirrt: »Ja und?«

»Maestri wurde immer von einem Begleitfahrzeug geschützt. Wusstest du das nicht? Da war noch ein Wagen!«

Hessen stampfte wütend mit dem Fuß auf den Boden und richtete den Zeigefinger anklagend auf Tilde: »Weißt du, was du bist? Ein trotziges, dummes

Ding.« Der harte deutsche Akzent machte die beiden Adjektive zu einer messerscharfen Attacke. »Glaubst du wirklich, dass ich deinen Kameraden eine Falle stellen wollte? Dann wären jetzt alle tot. Kaputt, verstehst du?« Er fuhr sich mit der flachen Hand über den Hals. »Und aus welchem Grund ...«

»Reg dich nicht auf, Hauptmann. Ich habe nie gedacht, dass du ihren Tod wolltest. Mit Maestri hattest du ja dein Opfer.«

»Willst du mir etwa unterstellen ...«

»Hätte dir sein Tod nicht eine Menge Ärger erspart?«

»Du bist ja verrückt.« Hessen sah sie

nicht an. Er suchte wieder nach seinem Feuerzeug und steckte sich eine weitere Zigarette zwischen die Lippen.

»Maestris Tod hätte dich in unseren Augen reingewaschen. Und dir vielleicht sogar eine richtige Mutter für dein Kind beschert.«

»Du bist und bleibst die Mutter meines Kindes!« Es klang wie ein Befehl.

Sie lachte verzweifelt. »Ich bin und bleibe ein trotziges, dummes Ding, das dem Volk ihres Feindes ein Kind beschert. Verlange nicht zu viel von mir.«

»Hör endlich auf, Tilde«, versuchte er sie zu besänftigen. »Du siehst alles zu schwarz. Wenn du erst unser Kind in den

Armen hältst ...«

»Tut mir leid, Hauptmann, aber das würde mir endgültig das Herz brechen. Wenn es möglich ist, werde ich sofort nach der Geburt nach Hause fahren.«

Hessen tigerte auf und ab. Endlich hatte er sein Feuerzeug gefunden und konnte sich eine Zigarette anzünden. Gierig sog er den Rauch ein, die gleiche wütende Gier, mit der er den Cognac in sich hineinschüttete und sich in Tildes Körper verlor.

Sie registrierte seine Ohnmacht, sein zielloses Umherirren. Endlich sah sie ihn so, wie sie ihn sehen wollte: schwach und

hilflos. Sie spürte, wie ein nicht zu bändigendes Triumphgefühl in ihr aufstieg. Dieses Schauspiel war Balsam für ihre Seele. Die quälenden Gedanken waren wie weggewischt, selbst die Bauchkrämpfe waren verschwunden.

»Das Kind muss gestillt werden«, sagte er nüchtern, aber in seinem Blick lag ein Flehen. Seine Stimme zitterte vor Verzweiflung, seine tränenfeuchten meergrünen Augen glänzten im Licht der Sonne. Ein seltsames Phänomen. Wie konnte Verzweiflung die Augen nur so sehr zum Glänzen bringen? Bei ihren rabenschwarzen Augen würde das niemals gelingen, da war Tilde sicher.

Jetzt hatte sie keine Angst mehr, ihr war alles egal. Selbst wenn man sie in einen verplombten Waggon pferchen und in die Hölle schicken würde. Die Hölle war für sie Alltag geworden, wie der graue Hof bei Fossati, die rauchgeschwängerte Bar am Pontinetto und der schwere Wagen, in dem sie von dem stets höflichen Sergente Walden chauffiert wurde.

»Deine Schwester wird nach einer Amme suchen müssen. Ihr seid doch die Herren, für euch ist das ein Klacks.«

Hessen war wie vor den Kopf geschlagen. Nur mit Mühe konnte er sich beherrschen. Tilde war zufrieden, jetzt

hatte sie Hessen dort, wo sie ihn haben wollte. Wie an einen Strohalm hatte er sich an die Hoffnung geklammert, gemeinsam mit ihr dem Strudel der Verzweiflung entkommen, dem Alkohol abschwören zu können. Vielleicht hatte er sich insgeheim vorgestellt, sie nach dem Krieg zu heiraten und mit ihr die Familie neu zu gründen, die der Krieg ihm entrissen hatte. Egal wo, ob in Italien, Deutschland oder an irgendeinem anderen Ort. Er war schließlich ein »Gutmensch«, hatte sogar den Widerstandskämpfern geholfen, ihr Land zu befreien. Dass dies nicht aus Idealismus geschehen war,

sondern aus der Überzeugung, dass der Krieg ohnehin verloren war, schien nebensächlich. Ohne es zu wollen, war Tilde zum Symbol seines Wunschtraumes geworden. Jetzt hatte sie ihn in der Hand. Sie war am Ziel. Greta würde sich um das Kind kümmern, jedenfalls so lange, bis der Hauptmann nach Deutschland zurückkehren würde.

In diesem Augenblick klopfte es an der Tür. Es war Walden in Wehrmachtsuniform, die »Chauffeuruniform« hatte sie immer gespottet. Er trug einen kleinen Lederkoffer in der Hand. Hessen sagte auf Deutsch, er solle schon zum Wagen gehen,

Tilde würde bald nachkommen. Der Adjutant nahm die Anweisung entgegen, salutierte und verließ das Zimmer. Die Tür ließ er offen. Hessen versuchte es noch einmal: »War das dein letztes Wort?«

Aus der Tiefe ihrer Seele stieg Mitleid auf, die sie im Keim erstickte. Sie wunderte sich über die vertrauten Worte, die wie von selbst über ihre Lippen kamen: »*Addio, Capitano*. Wie wirst du jetzt deine Nächte verbringen, im Kino oder bei einer Partie Rommé?«

Hessen lächelte, einen Augenblick flackerte Hoffnung auf einen Sinneswandel auf. »In den nächsten Tagen

zeigen sie im Odeon einen deutschen Film im Original.«

»Gehst du hin?«, fragte sie beiläufig, als wäre sie schon weit weg.

»Natürlich«, antwortete er und hauchte ihr einen Kuss auf die Wange.

»Dann viel Spaß«, sagte Tilde, steckte einen Finger unter den Hosenträger seiner Uniformhose und ließ ihn schnalzen. »*Auf Wiedersehen, mein Hauptmann.*«

Der Deutsche sah ihr nach, wie sie den Korridor hinunterging. Die bis auf den Rücken fallenden nachtschwarzen Haare bildeten einen faszinierenden Kontrast zu

dem türkisfarbenen Kleid. Dann trat er ans Fenster. Walden öffnete die hintere Wagentür und Tilde stieg ein. Kein Blick zurück, dazu fehlte ihr der Mut. Die gebräunten Waden und die blauen Spangenschuhe waren das Letzte, was er von ihr sah. »*Auf Wiedersehen, Fräulein*«, lag auf seinen Lippen.

Anmerkung des Autors

Die Handlung dieses Romans ist frei erfunden, während der historische Hintergrund, die Orte und die eine oder andere Person Realität sind.

Hervorzuheben sind die Partisanen Giacomo Buranello, Andrea »Elio« Scano, Andrea »Fulvio« Bottaro und Sergio Fallabrino. Auch die *leggeroni* sind ein wichtiger Teil der Geschichte des Widerstands in Sestri.

Tildes Nachbarin Maria war meine

Großmutter. Ihre Tochter, die junge Frau »mit den verwuschelten braunen Haaren«, die Tilde vor dem Luftschutzbunker getroffen hat, war meine Mutter und der Arbeiter, der ihr vor dem Werkstor bei Fossati von den gehissten Fahnen erzählt hat, mein Vater. Geheiratet haben die beiden im August 1943.

Das Bombardement der angloamerikanischen Flugzeuge, auf das im Roman Bezug genommen wird, hat am 11. März 1944 stattgefunden. Auch der Raub der Filmrolle eines deutschen Propagandafilms im Vorführraum des Vittoria-Kinos hat sich wirklich zugetragen. Fakt ist auch das Hissen der

beiden Fahnen, die wahrscheinlich zwischen Ende März und Anfang April 1944 auf der faschistischen Parteizentrale wehten. Das Attentat auf das Odeon-Kino in der Via Vernazza wurde am 15. Mai 1944 von der GAP verübt. Als Vergeltung für diesen Anschlag wurden kurz darauf 59 politische Häftlinge ohne Prozess hingerichtet, was als »Massaker am Turchino-Pass« in die Geschichte einging.

Bruno Morchio

Informationen zum Buch

1944. Italien unter deutscher Besatzung. Von den Bergen aus organisieren die Partisanen den Widerstand. Frauen spielen dabei eine gefährliche Rolle: Heimlich bringen sie ihnen Nachrichten, gefälschte Dokumente, Lebensmittel, Medikamente, Geld. Eines Nachts wird die 19-jährige Tilde

dabei von einer Patrouille der Wehrmacht geschnappt. Die staffetta hat Glück: Beim Verhör in der Genueser Kommandantur gefällt sie dem Besatzungsoffizier so sehr, dass er sie laufen lässt. Das bringt die Widerstandskämpfer auf eine Idee: Die junge Fabrikarbeiterin soll ihm entlocken, wer der Spitzel in ihren eigenen Reihen ist... Rund 65 Jahre später soll Bacci Pagano den italienischen

Stiefbruder eines deutschen Professors suchen. Viele Informationen kann Kurt Hessen dem Genueser Privatdetektiv nicht bieten: Er weiß nur, dass seine Mutter Nicla hieß und sein Vater, ein Wehrmachtsoffizier, bei einem Partisanenanschlag auf ein deutsches Soldatenkino ums Leben kam...

Informationen zum Autor

Bruno Morchio, geboren 1954 in Genua, hat Psychologie und italienische Literatur studiert und arbeitet heute in seiner Heimatstadt als Psychotherapeut. Bisher hat er sechs Romane mit dem Genueser Privatdetektiv Bacci Pagano veröffentlicht, die in

Italien Bestseller wurden.